Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

492ter bis 494ter Band.

Enthält:

Pariser Liebschaften.

Viertes bis sechstes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Gedruckt auf einer Schnellpresse bei J. E. Seitz in Ulm.

Pariser Liebschaften.

Von

Paul Feval,

Verfasser der „Londoner Mysterien.“

Deutsch

von

Dr. Scherr.

Viertes bis sechstes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

II.

Schwarzer Frack und weiße Handschuhe.

Gegen Ein Uhr kam Gaston im Hotel Maillepré an und ging eiligst über den Hof, ohne sich nach Biot umzusehen.

Seine Züge drückten äußerste Ermüdung aus, seine Haare hingen unordentlich über's Gesicht, Blouse und Pantelon waren von oben bis unten bespritzt.

Was hatte diese frühe Rückkunft zu bedeuten? Kamen doch beide Geschwister nie vor fünf Uhr Abends heim! Denn sie pflegten die Mittagsstunde, wo die Arbeit ruhte, in der Werkstätte zu bleiben, um desto früher Abends sie verlassen und den Diners der Herzogin-Wittwe anwohnen zu können.

Aber heute war Sancta schon Morgens früh und Gaston um ein Uhr Mittags zurückgekehrt — und wie?

Beiden schien irgend Etwas zugestoßen zu sein; ihre Traurigkeit war nicht die gewöhnliche.

Nachdem sich Biot vergebens den Kopf zerbrochen, die Ursache dieser beunruhigenden Erscheinung zu errathen, hielt er mit der Arbeit inne, schüttelte bedenklich das greise Haupt und sah flehend zum steinernen Muttergottesbilde auf, das in einer Nische der Mauer aufgestellt war.

„Heilige Mutter Gottes, wache über sie!" betete er und eine Thräne näßte sein Auge.

In der Kammer angekommen, warf Gaston den Kittel ab und trat ihn zähneknirschend mit Füßen, während ein

Schweißtropfen nach dem andern über die Stirn rann und sein Mund Worte ohne Zusammenhang stotterte.

Kaum hatte er den Kittel mit seinem glänzend schwarzen Anzuge vertauscht, so fiel er auf's Bett nieder und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

In dieser Stellung überraschte ihn Sancta; sie weckte ihn mit einem zärtlichen Kusse auf die feuchte Stirn durch die gespreizten Finger.

„Mein Gott, was fehlt Dir, Bruder? .... Wohin willst Du."

Gaston richtete sich plötzlich auf, stotterte einige Worte und senkte das Haupt wieder.

„Sprich, Gaston, was fehlt Dir ...... ich bitte Dich! ...."

Keine Antwort.

„Gaston, Gaston, sprich!" und damit schlang sie lächelnd ihren Arm um den Hals des Bruders.

Gaston drückte sie schweigend an das pochende Herz.

Dann sprang er vom Bette auf und stürzte der Thüre zu.

„Ich will Dir morgen Alles sagen, liebe Sancta!"

Ohne nach den Gründen ihrer Anwesenheit zu fragen — denn er hatte nur für Eines Sinn — verschwand er durch die Thüre.

Kaum war der Bruder hinaus, so erleichterte sich ihr schweres Herz in einem Strom heißer Thränen. Dann ging sie in ihre Kammer zurück und kniete vor dem Kruzifix nieder . . . .
. . . .

Im Vorbeigehen an Biot's Loge rief Gaston diesem zu:

„Wenn ich um fünf Uhr nicht zurück bin, so sag', Du wüßtest meinen Aufenthalt."

„Soll ich lügen, gnädiger Herr?" flüsterte Biot erröthend.

„Ja, um Sancta's willen!"

„Um Sancta's willen?“ fragte der Bauer leise. „Gut, so will ich lügen....“

Gaston hörte diese Antwort nicht, er war schon auf der Straße.

An der Ecke der Straße Culture-Saint-Catherine stieg er in einen Fiaker.

„Rue-Royal, Nr. 9, Saint-Honoré!“ rief er dem Kutscher zu.... „Im Galopp!....“

Fiakerkutscher — und Galopp! Wer so reden konnte, mußte gewiß von Sinnen sein!

Gaston ließ die Fenster nieder, denn seine Stirn brannte und sein Athem stockte . . . .
. . . .

Inzwischen war in der Kattundruckerei der Herren Rohrbach und Malfus, Straße Pas-de-la-Mule, Alles in größter Thätigkeit.

Bekanntlich sind die meisten der beim Kattundruck beschäftigten Arbeiter, vom Zeichner, der Euch auf gut Deutsch windelweich prügelt, wenn Ihr ihn nicht einen Künstler heißt, bis hinab zum bescheidenen Mädchen, das die bei der Arbeit gebräuchlichen Nadeln in's Holz sticht, geborne Elsäßer.

Das Elsaß hat eine schöne Stimme, aber eine schauderhafte Aussprache, weßhalb wir, um die Ohren unserer Leser zu schonen, den deutschen Accent dieser trefflichen Franzosen in das wohlklingende Pariser-Französisch umsetzen.

Uebrigens waren hier alle Nationen Europa's vertreten.

Wir führen den Leser in den Hauptsal, welcher die Gestalt eines ungeheuren Korridors hat und auf beiden Seiten durch eine doppelte Reihe von Fenstern sein Licht erhält. Längs der beiden Wände laufen in der ganzen Ausdehnung des Sals Tischplatten, welche in die Mauer befestigt sind. Vor jedem der unzähligen Fenster liegt eine Platte und vor dieser Platte sitzt ein

Graveur; zwischen den Fenstern befinden sich die Werkzeuge, die jeder nöthig hatte.

Die ganze ungeheure Mitte des Sals wird von andern Arbeitern eingenommen, die auf Ziehbanken sitzen und vermittelst großer Zangen das Kupfer glätten.

Da und dort sieht man die großen Kohlbecken, worin die Platten von feinem Stahl glühend gemacht werden und die Kübel mit kaltem Wasser, die zur Löschung des glühenden Metalls dienen.

Alles war in Thätigkeit. Da wurde aus mehreren hundert Kehlen, und was für welchen! gesprochen, gelacht, gesungen, meistens in deutscher Sprache; zwischendurch hörte man, in ruhigeren Momenten, das schaurige Gekreisch des gezogenen Kupfers, das Geschrill des Bimssteins und das Zischen des glühenden Stahls im Wasser. Den Hintergrund, so zu sagen, dieses furchtbar unharmonischen Konzertes bildete ein ewiges Gehämmer, Geklopf, Gepoche, das sich in gleich kurzen und trockenen periodischen Schlägen wiederholte. Man glaubte sich in eine Werkstätte kleiner Cyclopen versetzt. Kein noch so unerschrockenes Nervensystem hielt es lange in diesem höllischen Spektakel aus.

Jeder war auf seine Weise beschäftigt. Die Einen griffen die Platte selbst mit dem Grabstichel und Hohlmeisel an, wie die gewöhnlichen Holzschneider; die Andern bogen mit großem Geschick die schmalen Kupferblätter in die künstlichsten Zeichnungen und verschlungensten Arabesken; noch Andere glätteten das Kupfer, gravirten mit Stahlpfriemen, präparirten die Platten oder gingen mit den Nadeln um.

Von dem Hintergrunde des Sals aus führte eine kleine Treppe in das Bureau des Herrn Malfus.

Neben dem Haupteingange befand sich eine Art Gitterverschlag, hinter welchem, je nach den Bedürfnissen des Augenblickes, bald Herr Rohrbach, bald sein Zahlmeister, bald der Faktor abwechselnd saßen, das aber

während eines Theiles der nachstehenden Unterhaltung unbesetzt war.

„Zehn gegen Eins, der Palot war's!" rief eine Stimme so laut, als nöthig war, um sich in der Cyclopenwerkstatt Gehör zu verschaffen.

„Poiret, Poiret, es setzt noch Händel zwischen uns!" warnte Nazaire, genannt Dragon.

„Händel mit mir?" rief Poiret. „Und um des Palots wegen? Was hast Du an dem Kerl gefressen, daß Du ihn den alten Freunden vorziehst?"

„Weiß Gott," antwortete Nazaire. „Aber's geht mir mit dem Palot, wie mit dem Kapitän Romeo.... Ein Säbelhieb, versteht sich flach, verschaffte mir die Ehre seiner Bekanntschaft. Ich wollte eben 'nem Kabylen, der um sein Leben flehte, den Schädel spalten, als ich den Hieb auf dem Buckel fühle .... noch jetzt kannst Du ihn sehen, wenn's Dir beliebt .... Ich dreh' mich um, den Kerl zu frikassiren, Freund oder Feind, da schau ich dem Romeo in's Auge .... Sakerlot, das war ein Auge!.... Gleich sah ich mein Unrecht ein; ein Kabyle auf den Knieen ist kein Engländer! .... so leg' ich die Hand an den Tschako und rief: Dank, Herr Kapitän!"

„Schöne Ursache zum Dank!" fiel Poiret ein.

„Was versteht so'n Pflastertreter, wie Du, Poiret, von militärischer Ehre?... Sag' Dir, ich hatte meine Ursache zum Dank, und damit Basta!... Der Kapitän fängt an zu lachen und gibt mir die Hand .... Aber wie? Donnerwetter, Ihr hättet ihn sehen sollen!.... Seitdem war er mir schier an's Herz gewachsen, so daß ich um Urlaub bat, als der Kapitän seine Entlassung einreichte, um sich mit dem Oberst zu schießen.

„Wie kam das?" fragte Cachard, genannt Feignant.

„Mag Gott wissen," antwortete der verschwiegene Nazaire.

„Hat Palot Dich auch mit dem Säbel karessirt, daß ...."

„Säbel hin und Säbel her!" fiel Nazaire, mitleidig

die Achsel zuckend, ein. „Nicht um des Säbelhiebs wegen mußt' ich den Kapitän lieben; ich weiß selbst nicht, was es war.... Ganz ähnlich beim Palot.... Kaum hatt' ich ihn gesehen, so mußt' ich ihn gern haben.... Der Kerl ist seelengut, das steht ihm auf'm Gesicht geschrieben!"

Nazaire legte den Grabstichel nieder und blickte forschend um sich. Keiner wagte ihm zu widersprechen, denn er war der Hahn im Korbe, eben so geliebt, als gefürchtet. Alle lächelten ihm zu.

Namentlich ein vierschrötiger, fettwanstiger Deutscher, Peter Worms, Poupard genannt. Die blühend rothen, feisten Wangen und der schielend-falsche Blick seiner lebhaften schwarzen Augen ließen den Heuchler durchsehen.

„Der Dragon ist ein drolliger Kauz!" radebrechte er.... „Man muß immer über ihn lachen!"

„Gilt die Wette?" hub Poiret, der um jeden Preis Recht behalten mußte, auf's Neue an. „Aber wo Teufel steckt der Kerl?!"

„In seiner Haut!" antwortete Dragon trocken.

„Gewiß! Aber doch ist's sonderbar!.... Und närrisch, der Papa Potel läßt auch auf sich warten; gewiß zahlt er nicht aus heut' Abend.... Was gilt die Wette?"

„Wollen doch sehen...." drohte Feignant. „Drei ganze Arbeitstage macht achtzehn Franken...."

„Drei Arbeitstage auf vierzehn Tage!.... Bravo, Feignant, guter Arbeiter!"

„'S ist mein gewöhnlich Maaß das, mein Bürschchen; ich will mich nicht überarbeiten.... Hölle und Teufel! Wenn der Potel nicht auszahlt, komm' ich um mein Rendez-vous, und was für eines?"

„Was gilt's, Du kömmst d'rum?" rief der wettsüchtige Poiret.

„Mit Poirets Schätzchen!" flüsterte Feignant

kichernd seinem Nachbar links ins Ohr. . . . „Die Wette gilt!“ rief er laut Poiret zu. „Dreißig Sous!“

„Zwei Franken!“ bot Poiret.

„Fünfzig Sous!“

„Eine Piece!“

„Eine Piece! Schlag' ein!“

Kaum hatte Poiret eingeschlagen, daß es weithin klatschte, so öffnete sich die Thüre und hereintrat — Papa Potel, der Zahlmeister.

Poiret schnitt ein saures Gesicht; Feignant lachte aus vollem Halse. Der Schelm hatte Herrn Potel an seinem Gange draußen auf der Treppe erkannt.

„Fünf Franken plus achtzehn Franken, macht dreiundzwanzig Franken zum Verkaressiren heut' Abend . . . Göttlich, göttlich!“ jubelte Feignant.

Inzwischen stand Herr Potel bereits vor seinem Pulte.

„Meine Freunde,“ rief er durch's Gitter, „ich hab' heut viel zu thun und will Euch gleich auszahlen; das Geld ist schon seit gestern Abend in Haufen gezählt.“

„Um so besser!“ rief Feignant.

„Schön, schön!“ bekräftigte Peter Worms mit etwas unsicherer Stimme. Ueberhaupt schien seit dem Eintritt Herrn Potels eine Veränderung mit ihm vorgegangen zu sein; er war lange nicht mehr so roth wie früher, aber immer noch roth genug.

Alle Arbeiter verließen ihre Plätze und sammelten sich um das Bureau des Herrn Potels.

„Nazaire, genannt Dragon,“ rief Herr Potel, sein Kontobuch nachschlagend. „Dreizehn ganze Arbeitstage, macht acht und siebzig Franken . . . . Das lob' ich mir! Der Nazaire wird sich bald ein hübsches Sümmchen zusammengespart haben . . . .“

„Ich auch!“ brummte Feignant in den Bart.

„Wer sich verheiraten will, braucht Geld, Herr Potel,“ antwortete Nazaire.

„Recht so, mein Freund!“ unterbrach ihn Herr

Potel. „Ein Ehestand, so angefangen, wird kein Wehestand..... Hier ist das Geld ...."

Mit den Worten steckte Herr Potel die Hand ins halbgeöffnete Pult. Aber plötzlich hielt er inne und sah sich leichenblaß um.

„Was fehlt Ihnen, Herr Potel?" fragte Feignant. „Haben Sie Ratten in Ihrer Kasse feil?"

Statt zu antworten, sprang er vom Bock auf, am ganzen Leibe zitternd.

„Gott im Himmel, weh' mir, armen Mann!... Nein, nein! 'S ist nur ein Scherz von Ihnen, meine Herren.... Geben Sie her!...."

„Was gibt's?" fragten Alle wie aus Einem Munde.

„Geben Sie die zweitausend Franken her, oder ich bin Zeitlebens ruinirt!" ächzte der alte Mann.

„Ein Diebstahl!" rief Dragon, fast eben so blaß als Herr Potel.

Mit Blitzesschnelle flogen die Augen gegenseitig prüfend im Kreise herum. Aber keine Miene erbebte vor dieser Prüfung, wenn nicht etwa die Cachard's, genannt Feignant, obgleich er dießmal unschuldig war. Der Arme wußte, daß er bei seinen Collegen hinsichtlich seiner Ehrlichkeit nicht eben zum Besten angeschrieben stand.

Anders Peter Worms. Es schien, als ob er sein feistes, impertinent gesundes Antlitz nicht offen genug hinhalten könne.

„Ein Diebstahl!" wiederholte er, in die Hände schlagend. „Zwei tausend Franken!... Der arme Herr Potel!...."

„Mäuschenstill!" gebot Nazaire, sich an der Thüre aufpflanzend. „Ich wittere einen Galeerenzüchtling hier! Jeder kehre seine Taschen um!"

„Guter Einfall!" rief Poiret, der zum ersten Male mit seinem Kameraden harmonirte. „Die Taschen umgekehrt!"

„Die Taschen umgekehrt!“ wiederholte Feignant mit Nachdruck.

„Schade, daß nicht Alle da sind!“ bemerkte der fette Elsäßer, dessen Pausbacken leicht zitterten.

„Wer fehlt?“ fragte Dragon.

„Der Palot, Herr Dragon,“ antwortete Poupard. „Der in die Oper geht, auf die erste Galerie, in schwarzem Frack und weißen Handschuhen, wie Herr Poiret behauptet.“

„Und ich bleib' dabei!“ flüsterte Poiret, über die unvermeidliche Schlußfolge aus dieser seiner Entdeckung betroffen.

Ein dumpfes Gemurmel ging von Mund zu Mund.

„Man geht nicht in die Oper, auf die erste Galerie,“ so hieß es allgemein, „in weißen Handschuhen und schwarzem Frack, nebst Schätzchen in seidenem Kleide, wenn man nur vier Franken täglich verdient, denn Palot macht nur zwei Drittel Tagwerk....“

„'S ist wahr!“ bekräftigte Poiret.

„'S ist falsch!“ schrie Nazaire mit Donnerstimme. „Ich bürge für den Palot, ich!.. Verstanden?.. Habt Ihr ihn je anders als in seiner Blouse gesehen?.. Er ist der ehrlichste Kerl von der Welt und ein guter Arbeiter.... Laßt Euch Nichts weiß machen von dem Poiret da... Ich, ich wette, was Ihr wollt, daß er nie 'nen Frack auf den Schultern und Handschuhe auf den Händen gehabt hat....“

In demselben Augenblick wurde die Thüre aufgerissen und Gaston trat herein — in schwarzem Frack und weißen Handschuhen, leichenblaß und mit verstörten Zügen.

„Da ist er!“ riefen Alle auf einmal.

„In schwarzem Frack und weißen Handschuhen,“ fügte der Elsäßer hinzu.

„Und besoffen wie zehntausend Säue!“ bemerkte Feignant. „Seht, wie er taumelt.“

Nazaire sah Gaston ungläubig an, als traue er

seinen Sinnen nicht. Eine dunkle Wolke flog über sein offenes, ehrliches Antlitz.

„Der Poiret hat doch Recht gehabt!" seufzte er.

12.

Der Brief.

Als Gaston drei oder vier Schritte weit in das Innere der Werkstatt vortrat, wichen ihm seine Kameraden mißtrauisch und verächtlich aus, während der alte Potel diesen vermeinten Räuber seiner geringen Ersparnisse mit den Blicken verschlang.

Zwar sind die Trunkenbolde am Ehesten bei der Hand, Jeden, der in seiner Kleidung derangirt, oder durch irgend Etwas verstört ist, der Trunkenheit zu zeihen, als gäbe es keine andere Ursache solcher Erscheinungen. Aber dießmal hätte sich auch der Vorsichtigste in Gaston irren müssen. Er sah ganz so aus, als komme er direct aus der Kneipe.

Die sonst so weiße Stirn war röthlich gefleckt, die Haare klebten an den feuchten Schläfen, und der von oben bis unten geborstene rechte Handschuh ließ die dickgeschwollenen Adern der zitternden Finger durchsehen.

„Nun, Dragon, hab' ich Recht oder Unrecht? Hast Du noch Lust zu wetten?" fragte Poiret mit triumphirendem Blick auf Nazaire.

„Palot hat ein Bißchen zu tief ins Glas geguckt!" meinte Cachard.

Fritz, Johannes, Nikolaus und die ganze Schar der Elsäßer gaben deßgleichen ihren Senf zu kosten.

Erst jetzt gewahrte Gaston seinen Aufzug. Er erröthete im ganzen Gesichte und mußte sich auf eine Ziehbank niederlassen, um vor Schwindel nicht umzufallen.

„Nun, da wir Alle beisammen sind, mag Jeder seine Tasche umkehren!“ rief Feignant.

„Inzwischen hat Palot seine Tasche leeren können,“ erwiederte der feiste Worms.

„Thut Nichts, mein Schmerbauch!“ rief Feignant. „Laß uns den Spaß!... Ich will anfangen....“

Cachard leerte seine Tasche, Andere folgten seinem Beispiel, während Nazaire wie vernichtet in den hintersten Reihen stand.

Die Prüfung nahm ungestört ihren Fortgang.

Herr Potel, der Zahlmeister, hatte seine runde Brille fest auf die kreideweiße Nasenspitze gedrückt und wandte keinen Blick von den Taschen der Arbeiter ab. So oft eine Tasche sich vergeblich umwandte, seufzte er tief auf und ließ eine herzzerreißende Klage erschallen.

Jetzt waren Alle untersucht bis auf Gaston und den Elsäßer, welcher sich neben jenem niedergelassen hatte und sich mit der Purificirung seiner Tasche nicht sonderlich zu beeilen schien... Auch dünkte es Manchem, als habe er Mühe, sein unschuldiges, offenes Lächeln auf den rosigen Wangen festzuhalten.

Gaston sah, was um ihn vorging, ohne das Geringste zu begreifen. Er hatte sich mehreremale besorgt nach Nazaire umgesehen und ihn nicht gefunden.

In dem nämlichen Augenblick, wo die Reihe des Taschenleerens an ihn kommen sollte, gewahrte er Nazaire im Hintergrunde.

Er wankte langsam auf ihn zu.

„Ein Wort, Dragon!“ sagte er ihm.

„Jetzt nicht; später!“ antwortete Nazaire.

Gaston nahm ihn bei der Hand und flüsterte ihm ins Ohr:

„Ich habe keinen Freund als Dich! Komm und rathe mir.“

Nazaire, der bis dahin auf die Seite geblickt hatte, richtete forschend das Auge auf die sanften, leidensvollen

Züge seines Freundes. Plötzlich war alles Mißtrauen verschwunden.

„Du hast Recht, Palot," sagte er. „Ich bin Dein Freund. Komm!"

Beide gingen Arm in Arm auf die Thüre zu.

„He, wohin, Dragon?" fragte Poiret.

„So war's nicht gemeint, Dragon!" rief Feignant.

„Herr Dragon, Herr Dragon, das ist nicht Recht von Ihnen!" quickte der feiste Elsäßer, dem eine große Last vom Herzen gewälzt war.

Ohne auf dieß Geschrei zu achten, schob Nazaire Gaston zur Thüre hinaus, kehrte dann allein zurück und rief in den Saal:

„Ich nehme die Sache auf mich, meine Freunde... ich will den Dieb schon finden.... Adieu!" . . . .

. . . .

. . . .

Es war gegen vier Uhr Morgens. Die alte Herzogin-Wittwe von Maillepré träumte hinter den fest verschlossenen Vorhängen ihres Bettes, während Bertha beim schwachen Schimmer einer verlöschenden Lampe an ihrer Arbeit stickte.

Im Nebenzimmer lehnte Sancta auf bloßen Füßen gegen die Thüre zur Kammer des Bruders und lauschte.

Die ganze Nacht hatte Gaston Licht gebrannt, auch war er ungewöhnlich spät nach Haus zurückgekehrt und in seine Kammer gegangen, ohne ihr den Abendgruß auf die Stirn zu drücken.

Bis nach Mitternacht hatte sie ihn unruhig im Zimmer auf- und abgehen hören. Dann glaubte sie ein dumpfes Seufzen und Stöhnen, endlich ein hastiges Gekritzel mit der Feder auf Papier zu vernehmen, bis es stille geworden.

Obgleich Sancta den Bruder im Bette wußte, hatte sie doch keine Ruhe, ehe sie nicht gewiß war, daß er schlafe. Wenn er in Fiebernächten laut röchelte, stand

sie auf, weckte ihn, setzte sich zu seinen Füßen und tröstete ihn mit engelsanften Worten.

Während sie auf den kalten Fliesen lauschte, tobte der Wind draußen gegen die alten Fenster des Hotels und heulte in den Windungen des Kamins, so daß es ihr oft schien, als drängten sich Klagelaute aus dem Nebenzimmer herüber.

Um dem Zustande der Ungewißheit ein Ende zu machen, öffnete sie leise die Thüre und schlich in die Kammer des Bruders.

Auf dem Fenstergesimse, das bei Gaston die Dienste eines Tisches versah, befand sich ein noch brennendes Licht und ein Stoß Papiere. Der schwache Schimmer der Kerze ließ sie Gaston von fern erkennen. Er lag ganz angekleidet auf dem Bette, die Wangen glühten in der Hitze des Fiebers, die Lippen lächelten, während eine Thräne an den Wimpern zitterte.

Gaston schlief, und, wie es schien, ruhig und sanft. Vielleicht goß ein glücklicher Traum seine Segnungen über den müden Geist des Jünglings aus.

Auf den Zehen schlich sie heran und bückte sich fast athemlos über die Brust des Bruders .... Ja, er schlief sanft und ruhig .... Dankbar blickte sie auf gen Himmel ....

Sie kehrte zum Fenster zurück, um das Licht auszulöschen. Da fielen ihre Augen auf den Umschlag eines Briefes, welcher unter den übrigen Papieren hervorsah und den Namen Sancta zeigte. Sie schob die Papiere bei Seite und las die Aufschrift:

„An Fräulein Sancta von Naye, meine Schwester."

Ein Zittern und Beben ergriff sie, sie wußte selbst nicht warum. Die Ahnung eines neuen Unglücks quälte sie. „Gewiß," dachte sie, „gibt mir der Brief den gewünschten Aufschluß über die Ursache von Gastons Betrübniß .....

Schon wollte sie den Brief einstecken, aber die Furcht übermannte sie.

Entschlossen trat sie zwei Schritte zurück. Dann erwachte die Neugierde wieder; sie bog sich vorwärts und sah den Umschlag mit großen Augen an, stets zur Flucht bereit.

Während dieses innern Kampfes blickte sie unwillkürlich nach dem Bett des Bruders sich um. Gaston lächelte im Traume, hold und mild, wie ein unschuldiges Kind. Muthig ergriff sie den Brief, aber ebenso schnell ließ sie ihn wieder fallen. Im Fallen schlug er aus einander, ein Zeichen, daß er nicht versiegelt war.

Nochmals ergriff sie ihn, mit zitternder Hand, denn ihr Gewissen strafte sie, und nochmals ließ sie ihn los.

Endlich zum dritten Male gelang das Wagestück. Sie barg den Brief am Busen und entfloh.

Sie schloß die Thüre, stellte die Kerze auf den Arbeitstisch und fing an zu lesen.

Gleich nach den ersten Zeilen strömten die Thränen auf's Papier. Vor Weinen gingen ihr die Augen über, so daß sie nicht weiter lesen konnte.

Halb unmächtig sank sie aufs Bett und begrub die glühende Stirne in den Händen.

Keine Klage, kein Gebet quoll über ihre Lippen . .

. . . .

Der Brief Gaston's an Sancta lautete:

„Liebe Schwester, Gott hatte Dich mir anvertraut, Du hattest keinen der Dich liebte und beschützte, außer mir... Oh, verzeihe mir, wenn ich Dich allein lasse, mein armer Engel! Die Bürde, die wir gemeinschaftlich trugen, wirst Du hinfort allein tragen müssen...

„Ja, verzeihe mir, Schwester! Die wenigen Tage meines Lebens gehörten Dir ausschließlich. Gewiß, bin ich schuldig, daß ich vor der Zeit von Dir scheide. Aber das Schicksal, das mächtiger ist, als ich bin, ruft mich von Dir. Eine gebieterische Pflicht, die Ehre unseres Namens, reißt mich aus Deinen Armen.

„Oh, ich sollte widerstehen! Unser Geschlecht ist so tief gebeugt, daß der Stolz des Enkels zur Thorheit wird.

„Liebe Schwester! Der Muth unserer Väter beseelt mich, meine Brust hebt sich beim Gedanken an den Kampf, welchen ich zum ersten Male und für die Ehre unseres Namens bestehen soll ... Dennoch ist mein Auge thränenschwer, weil ich Deiner Liebe und des Abschieds von Dir gedenke. Ja, ich liebte und liebe Dich, mit mehr als brüderlicher, mit älterlicher Liebe. Du warst und bist mein Ein und Alles auf Erden. Nie hätt' ich ein Weib lieben können!

„Die Hand Gottes allein sollte uns trennen, ich weiß es, ich weiß es, liebe Schwester. Indeß geh' ich morgen hinaus, ein Leben, das Dir gehört, in die Schanze zu schlagen! Ich raube Dir Deine letzte Hoffnung, Deine letzte Freude! Ach, wenn Du diese Zeilen liesest, Sancta, bin ich vielleicht nicht mehr.

„Aber weine nicht! Gott ist gnädig. Er wird uns dort oben zusammen führen zum ewigen Glücke!

„Könnt' ich nur Dich mitnehmen, Sancta, Dich, Du arme Verlassene in dieser Welt, wo keine befreundete Brust Dir schlägt!

„O gib, mein Gott, gib, daß ich am Leben bleibe, nicht um meinerwillen, um ihrer willen, um Sancta's willen. Habe Mitleid mit ihr.

„Du siehst es, liebe Schwester, ich flehe ums Leben. D'rum vergib mir, wenn ich nicht mehr sein werde. Ich wäre so gern bei Dir geblieben .... immer bei Dir geblieben!

„Der Mann, durch welchen Du diese Zeilen empfangst, wird Dir mein Grab zeigen. Komm' oft zu mir, an meinem Grabe zu beten. Wie lieblich soll Deine Stimme mir klingen!

„Gott befohlen, Schwester! ich kann nicht mehr, ich muß mich auf morgen schonen und dieser Abschied tödtet mich .... Bleibe ich am Leben, so erfährst Du Nichts. Der schöne Traum Deines kindlich reinen Schlafes soll keinen Augenblick gestört werden ... Wenn ich falle ....

„Lebewohl, Schwester, Du holder Stern meiner dunkeln Lebensnacht! Lebewohl, Sancta, meine engelreine Freude, meine engelreine Liebe! Lebewohl .... Verzeihe mir!!“

. . . .

Plötzlich raffte sie sich empor aus ihrer stummen Verzweiflung und bemühte sich, die Schlußzeilen des Briefes zu lesen.

Ja, sie errieth das Wort, das nirgends im Briefe genannt war,

Ein Duell! Was anders konnte gemeint sein?

Unter den furchtbarsten Kämpfen schwand die Nacht und nahte der Morgen. Bald hatte sie sich auf's Knie geworfen im stummen Schmerze, bald sich aufgerichtet um den Bruder zu wecken, zu bitten, zu beschwören.

Aber sie kannte ihn und wußte, daß Alles nichts helfen würde.

In solcher Stimmung überraschte sie der Morgen. Heiter lächelte die Sonne ins Zimmer und goß ihr Hoffnung ins bekümmerte Herz.

Noch einmal warf sie vor dem Kruzifix sich nieder.

Ruhigen Blicks erhob sie sich, aber plötzlich sank wieder ihr Muth und die Röthe der Scham stieg auf ihre Wangen.

Sie zog ihre Stiefelchen an, erst den rechten dann den linken ....

Eine halbe Stunde später, während Gaston noch schlief, eilte sie die Treppe hinab. Biot öffnete die Thüre vermittelst des Zuges ganz mechanisch, ohne zu wissen was er that.

Mit Blitzesschnelle flog sie über die menschenleeren Straßen hin, ihr Mantel flatterte im Winde.

Wenige Minuten, nachdem sie das Hotel verlassen, stand sie vor Nr. 26, ihrer alten Werkstätte und klopfte an die Thüre.

„Zu wem wollen Sie?“ fragte der Thürhüter.

„Zu Herrn Romeo!“ antwortete Sancta.

Zweites Buch.

Der wilde Marquis.

1.

Wie viele romanhafte, abenteuerliche Prologe hat das alltägliche Leben aufzuweisen und wie wenig Entwickelungen! Ein Jeder von uns bethätigt stündlich die Wahrheit des ewigen Sprichworts: der Mensch denkt, und Gott lenkt.

Eingangs dieser Erzählung sahen wir fünf junge Leute in der Absicht vereinigt, ein Bündniß zu besiegeln, welches die Gunst des Schicksals ihnen erzwingen sollte. Es galt die Ausbeutung der Liebe, die in unsrem geldsüchtigen Jahrhundert, gleich den materiellsten Gegenständen, nur nach ihrem Diskontwerthe gemessen wird.

Der Don Juan unserer Tage ist längst nicht mehr das fluchende und lästernde Ungethüm, wie ehemals, dessen geniale Narrenstreiche der Schrecken und die Bewunderung einer ganzen Welt waren. Nein, er liebt nur noch, um zu steigen; jeder seiner Liebesseufzer wiegt ebenso viel Banknoten oder gute Groschen auf, je nachdem seine soziale Stellung ist, vornehmer oder geringer. Er verführt methodisch, mit Kunst, gleichwie andere den großen Herrn zu spielen oder den Dietrich zu handhaben wissen. Der Don Juan der Gegenwart ist ein Spitzbube, ein Schurke, ein Lump, der, um seine Seckel zu füllen, sich nicht scheut, Herzen zu brechen, der vor einem sechzigjährigen Idol, wenn es vergoldet ist, auf die Kniee fällt und es anbetet, der gegen eine broncene Medaille als Belohnung seines Antheils an den Produkten- und Ge-

werbeausstellung unserer Nationalindustrie seine Ehehälfte verschachert.

Unsern fünf Glücksjägern schnappt ein Weib, das wie ein Deus es machina auftritt, die Vortheile dieses Vertrages vor dem Munde weg. Sieben Jahre vergehen dann, ohne daß er sich in seinen Folgen besonders glücklich für die Fünf erwiese. Roby's Börse leidet nach wie vor an galloppirender Schwindsucht, während Denisart, trotz seiner Idee, sich genöthigt sieht, vermittels absenter Kapitalien ein Journal zu gründen und was für eines? — ein ungemein vielversprechendes, der Proletarier betitelt; ein Blatt politischen, moralischen, literarischen, kommerziellen, industriellen, agrikulturischen, religiösen, philosophischen, instruktiven, divertirenden und universellen Inhalts, für zehn Sous wöchentlich, redigirt von einer Gesellschaft Kunstverständiger und Gelehrter, ohne Pairs von Frankreich zu sein.

Die drei Andern sind emporgekommen, aber in höchst bescheidenen Proportionen. Durandin ist so was von Advokat oder Rechtskonsulent; Josepin, Medizinä Doktor, mittleren Schlages, der sich auf zwanzig bis dreißig Tausend Franken steht; endlich Du Chesnel, noch immer Gesandtschaftssekretär.

So geht es in der Welt; all die fieberhaften Sprünge und Kapriolen so Mancher, die, ihrem Fortkommen zu lieb, Ehre und Manneswürde vergessen, nützen meistens ebenso wenig!

Wie gering ist die Zahl derer, die auf solchem Wege ihr Ziel erreichen, und es kann nicht anders sein, weil es in unserm schönen Vaterlande viele, viele Mäuler gibt und nur eine gewisse Zahl von Töpfen.

Sich mit Füßen treten lassen, genügt zum Fortkommen nicht, man sage, was man will. Es gehört ebenso viel Glück als Schamlosigkeit dazu.

Wie viele brave Leute möchten sich dem Satan verkaufen, wenn sie nur könnten! Aber Satan ist in

den vier Spezies nicht weniger gut beschlagen, als ein Wahlmäckler!....

Uebrigens waren Durandin, Josepin und Du Chesnel nicht durch eigene Anstrengungen emporgestiegen, sondern eine fremde Hand und, wie wir glauben, eine mächtige, hatte sie aus Erkenntlichkeit für die ihr geleisteten Dienste zu ihrer jetzigen Höhe erhoben.

Streng genommen konnten sie sagen, daß die Weiber ihnen als Leiter zum Ruhme gedient, aber ohne den mächtigen Arm, der diese gebrechliche Stange gehalten, wären sie schmählich durchgefallen.

Und kein Wunder! Die Zeiten sind nicht mehr, wo man durch Weiber steigen konnte; nicht einmal durch das eigene Weib steigt man mehr.... Was taugt also der Don Juan unserer Tage? Er ist kaum noch gut zum Jäger!

Merkt Euch das, Ihr jungen Franzosen, welche die geringe Breite von einer Thonwand von den vornehmen Damen scheidet. Wie oft Ihr liebenswürdigen Modeherrchen in strohgelben Glacehandschuhen, habt Ihr die Regungen des Ehrgeizes in Euch gefühlt, wenn Ihr das Glück hattet, die reichen Cachemirshawls um hochadelige Schultern zu probiren. Ihr seid Alles, seid trefflich frisirt und pomadisirt, tragt Hemden mit Jabots und glanzlederne Schuhe, tanzt die Polka, seid jung schön, artig, geistreich, wie alle Söhne der muthwilligen Nation, welche das Vaudeville schuf, mit Einem Worte Ihr laßt Nichts zu wünschen übrig, — nur schade, daß Euch das Schicksal die Elle in die Hand gab und die Feder hinters Ohr steckte. O, Ihr Thoren, die Ihr vielleicht von Equipagen, Schlössern, verliebten Romamen u. s. w. träumt....

Ein Weib? Was heißt das jetzt noch?

Sind nicht in unsern Tagen die Weiber alles Mögliche: Schriftsteller, Journalisten, Diplomaten, Obersten und Gott weiß, was sonst?

Was sollen sie also mit Euch machen?

Ja, der Don Juan ist todt, mausetodt, und der weibliche Don Juan, oder Donna Juana, wenn Ihr lieber wollt, das erobernde Weib, an deren Fächer das Schicksal der Welt hängt...

Pfui, Ihr Herrchen, denkt an ernste Dinge!.... Eine Elle ist heutzutage ein wahrer Zauberstab und das ehemals so berühmte Handwerk eines Herzensräubers längst in Mißkredit gekommen. Nur die Schuhmacher und Buchhändler gelten noch was bei den Damen . .

. . . .

Es war der Abend desselben Tages, wo Gaston in den Champs-Elysees durch Felix Chapitaux umgeritten worden.

Eine große Menschenmenge wogte in den Sälen der Frau von Pontlevau auf und ab. Ihr Hotel, an der Gränze des Faubourg Saint-Honore gelegen, doch so, daß es über den Platz de la Concorde weg die letzten Paläste des Faubourg Saint-Germain sah, gehörte zu den sogenannten neutralen, in denen Sälen sich die verschiedensten politischen Schattirungen zusammenfanden.

Die liebenswürdigen Eigenschaften der Frau von Pontlevau zogen die heterogensten Elemente des geselligen und politischen Leben an und wußten sie für die Dauer eines Abends geschickt mit einander zu verbinden.

Sie hatte ihre älteste Tochter an den Herren von Varannes, einen enthusiastischen Anhänger des ältern Zweiges der Bourbons, und ihre jüngste an den Herrn von Baulnes, Auditor im Staatsrathe, verheiratet.

Die gute Dame betete den Herzog von Bourdeaux an, liebte den Herzog von Orleans, weinte beim Andenken an Mademoiselle und ihre Mutter, verehrte die Prinzessinnen, die Töchter Louis-Philipps; das Alles mit dem besten Herzen von der Welt und ohne anderes Interesse, als ihr Vergnügen.

Obgleich eine achtundvierzigjährige Dame, hatte sie das Ansehen einer sechzehnjährigen. Ein kaltes Lächeln schwebte stets auf ihren noch schönen Zügen; sie wußte Jedem etwas Verbindliches zu sagen, ohne

das Geringste dabei zu denken. Protegiren war ihre Lust, aber ihre Protectionen nützten Keinem, weil sie Jedem zu gut kamen. Kein Körnchen Bosheit steckte in ihr, aber auch kein Atom von Herzensgüte.... Sie war die reine Negation aller hervorstechenden Seelengaben; so glatt behauen, so ecken- und spitzenlos, daß sie Niemand anzog, aber auch Niemand vor den Kopf stieß....

Ihr Geist war ganz von der flüchtigen, imponderabeln Natur des Irrlichtes, das vor unsern Augen herumtänzelt. Vergeblich suchte die Vernunft ihn zu betasten und zu begreifen. Man hörte sie gern schwatzen, aber wenn sie schwieg, hatte man Alles vergessen. Ihr Wort hinterließ keine Spur.

Kurz, es war ein liebenswürdiges Plappermäulchen, ohne Gedanken und leider auch ohne alles Herz und Gemüth.

Nirgends auf der ganzen Welt hätte sich ihrer Rede nach, eine bessere Mutter finden lassen; sie sprach mit wahrer Salbung von den Pflichten der Aeltern gegen ihre Kinder. Aber das hinderte nicht, daß Maria, Vicomtesse von Varannes, ihre älteste Tochter im Kloster und Diana, Frau von Vaulnes, ihre jüngste, unter den Händen einer geistig total verkrüppelten Tante erzogen wurde.

Und trotz dem Allem mußte man Frau von Pontlevau gern haben.

Neben der Mutter saß Frau von Varannes. Unruhe, Trauer und Mattigkeit mischten sich auf ihrem reizenden Antlitz. Es schien, als suche sie wen in der Menge. So oft die Bedienten einen neuen Ankömmling meldeten, horchte sie plötzlich auf, wenn aber der Name ausgesprochen war, verschleierte sich ihr Blick wieder.

Nicht weit davon machte ihre Schwester Diana die Honneurs des Hauses.

Auch der erfahrenste Kunstverständige hätte sie für eine unverheiratete Dame gehalten, in solcher Ju-

gendfülle prangte sie unter dem reichen Schmucke, einem Hochzeitsgeschenke, das sie heut Abend zum ersten Male trug. Stumm und unbeweglich saß sie da; nur selten gab sie durch ein Lächeln ihre Theilnahme an der Unterhaltung zu erkennen....

Dank der geselligen Kenntnisse der Frau von Pontlevau, welche all die zierlichen Redensarten aus dem Kunst- und Conversationslexikon der hofhaltenden Weltdamen am Schnürchen wußte, ging es unter der zahlreichen Menge ziemlich heiter zu, trotz der wiederstrebenden Elemente, welche in buntem Gemisch durcheinander wogten.

Und doch wäre der Frau von Pontlevau diese Mischung schwerlich gelungen, ohne die thätige Hülfe ihrer beiden Schwiegersöhne. Die politischen Ansichten des Vicomte erklärten hinreichend die Anwesenheit der Legitimisten; die Stellung des Herrn von Baulnes rechtfertigte die Zulassung der übrigen Parteien.

Alle aber huldigten einem stillschweigend anerkannten Gesetze. Jede Propaganda war aufs Strengste verpönt und eine Bekehrung in den Salons der Frau von Pontlevau etwas Beispielloses.

Ungeachtet der lächelnden Mienen, womit die Herren von Varannes und von Baulnes im Hotel ihrer Schwiegermutter anmuthigst die Honneurs machten, schienen Beide von geheimer Unruhe gequält und immer dahin zu sehen, wo ihre Frauen saßen.

Der Vicomte stand wie auf Kohlen, denn die Eifersucht peinigte ihn, obgleich er sie äußerlich verachtete und Herr von Baulnes litt nicht weniger, denn er war bis über die Ohren verliebt.

Schon vor der Schwelle zur Brautkammer hatte letzterer mit Hindernissen zu kämpfen gehabt und jenseits derselben keinen jungfräulich schüchternen Gehorsam, sondern einstudirten Widerspruch, keine züchtig-erröthende Jungfrau, sondern eine kampfgerüstete Amazone gefunden, von Kopf bis zu Fuß mit eisigen Sophismen

bepanzert .... Man denke sich die Angst des armen Mannes, welcher den Schlüssel zu diesem seltsamen Räthsel überall suchte, nur nicht da, wo er wirklich steckte....

Also beide Gatten belauschten ihre Ehehälften.

Und ihre Gattinnen? Beide merkten den Argwohn ihrer Männer. Die Vicomtesse ward unruhig, denn sie wußte sich insgeheim schuldig, wenn nicht der That, doch den Gedanken nach. Aber Diana lachte der Qualen, die sie verursachte, und that nur um so heiterer, des eingebildeten Ruhmes ihres fanatischen Heldenmuthes sich schmeichelnd....

Es war gegen Mitternacht. Ein funkelnder Kranz von Damen schlang sich längs der Wände der Säle hin, zwischen den beiden Reihen gingen andere Damen am Arm ihrer Kavaliere auf und ab. Dieß bunte Gemisch reizender Frauengesichter, die hinter den Elfenbeinspitzen der Fächer bald muthwillig, bald zärtlich verliebt hervorlächelten, mit ihren seidenartig schillernden Haaren und flammenden Augen, welche den Glanz der Perlen und Diamanten verdunkelten, dieß Alles auf dem sammtnen Hintergrunde der taghellen, blumen- und ambraduftigen Säle, bezauberte die Sinne der Gäste.

Endlich kamen auch Josepin, der Hausarzt, gewaltig herausgeputzt, und Du Chesnel, der Diplomat, dessen Kleider und Haltung vollkommen in diese elegante, frivole Welt passen. Er durchschritt die Reihe der Säle so leicht und ungezwungen, als befinde er sich im Wirthshause.

„Immer allein, mein Herr!“ rief Frau von Pontlevau anmuthig lächelnd ihm zu, als er sie begrüßte.... „Wann hab' ich endlich das Vergnügen, die Frau Vicomtesse zu sehen?“

Du Chesnel antwortete mit einer stummen Verbeugung, die aber beredt genug war. Dann trat er zurück, um Josepin Platz zu machen. Dieser bückte sich allerunterthänigst, grinste, wurde roth, stotterte, hustete,

rückte an der goldenen Brille und retirirte allmälig bis an die Thüre.

Inzwischen machte Du Chesnel die Runde durch die Säle. Als er damit fertig war, stand Josepin noch immer auf demselben Fleck an der Thüre.

„Frau von Pontlevau hat Recht, mein Werthester,“ flüsterte Josepin dem Diplomaten zu.

„Worin?“

„Hinsichtlich Deiner Frau. Ich wette, Dich plagt die Eifersucht!“

„Die Herzogin, Doktor, die Herzogin!“ flüsterte er sich vorsichtig umblickend.... „Die Herzogin ist Elisabeth, ich bin Leicester und meine Frau ist Amy Robsart.“

„Wie so?“

„Hast Du nicht Walter Scott gelesen?“

„Wollen, Freund.... 'S ist beim Willen geblieben.“

„So höre mich.... Elisabeth hieß eine gewisse Königin von England, schon etwas bejahrt. Leicester war ehrgeizig, ungeheuer ehrgeizig und Amy Robsart hübsch....“

„Sackerlot!“

„Hübsch wie Charlotte, d. h. das hübscheste Geschöpf auf Gottes Erdboden.“

„So hübsch,“ unterbrach ihn Josepin, „daß Du ein Thor warst.“

„Und was für Einer!.... 'Ne schlechte Spekulation, Freund.... Ich hielt die Heirat für einen Geniestreich von mir, aber, aber.... Hat die Herzogin nen Lärm geschlagen, als wär die lumpige Stelle, die sie mir verschafft hat, Wunder was.... Und auch Charlotte ist nicht der leichtsinnige Schelm, den ich in ihr suchte. 'S ist ein Ausbund von Tugend....“

„Kennst Du den Gil Blas?“ flüsterste Josepin.

„Was soll die Frage?“

„Weil wir gerade von Walter Scott und Literatur sprechen. Mir fällt eben der ehrliche Komödiant, der Melchior Zapata ein.“

„Du hast den wunden Fleck getroffen, Josepin," sagte Du Chesnel, heimlich um sich blickend und legte ihm die Hand auf die Schulter .... „Wäre sie nur nicht so hübsch, so teuflisch hübsch...."

„Unglücklicher! Also Eifersucht?"

„Leider, ja!.... Auch Leicester war verliebt!"

„So hätt' er Gesandtschaftssekretär bleiben sollen."

„Wohin denkst Du? er war Minister, oder so was Aehnliches. Aber er wurde gestürzt, sein Ehrgeiz stürzte ihn...."

Josepin kratzte sich bedenklich hinterm Ohr, als besinne er sich auf ein Rezept.

„Den Roman muß ich lesen, Freund.... Aber doppelt schuldig bist Du, weil Du ihn gelesen hast und doch ...."

Plötzlich entstand eine allgemeine Bewegung.

„Herr Marquis Gaston von Maillepré," wurde gemeldet.

Manch lockiges Köpfchen flog der Thüre zu, manch hübscher Mund stotterte eine verkehrte Antwort, manche Wange bedeckte sich mit Purpurröthe und manches Auge schoß Feuerblitze.

Marquis Gaston von Maillepré war der reichste, schönste und berühmteste aller seiner Standesgenossen. Obgleich die Jugend selbst, hatte er eine Geschichte die ans Romanhafte streifte.

Die Eine Hälfte seines kurzen Lebens war in räthselhaftes Dunkel gehüllt. Alle Welt sprach von seinem Glück in der Liebe und seinen Heldenthaten, auf der Mensur, die einem Grafen Orloff, einem Lord Effingham, einem Major Anspach, einem Kavaliere Barberini und sagar einem polnischen Fürsten, dessen Name uns entfallen ist, das Leben gekostet hatte. Alles wußte er mit dem Anstand eines Weltmannes zu thun, sogar das Erschießen, Erstechen, Erschlagen u. s. w. Natürlich vergötterte man ihn, und mit Recht!....

Sein Erscheinen im Sal veranlaßten einen stum-

men Auftritt, der nur den Diplomaten und Doktor zu Zeugen hatte.

Frau von Varannes, eben noch blaß, wie eine Lilie, wurde roth und blickte zu Boden. Das sah ihr Gemahl und gerieth in äußerste Unruhe. Auch Diana sah es und blickte die Schwester aufmerksam an. Diesen Blick deutete Herrn von Vaulnes als Eifersucht auf die Schwester; ihr Gemahl, wurde bald roth, bald blaß, runzelte die Stirn und sah bald seine Frau, bald den jungen Marquis finster an.

Du Chesnel, dem Nichts von der ganzen Scene entgangen war, stieß Josepin an.

„Sieh, was die Eifersucht thut....“

„Göttlich!“ kicherte der Doktor. „Die beiden eifersüchtigen Ehrenmänner stehen da, wie auf Dornen!.... Pereat die Eifersucht!“

2.

Der Rout.

Vier oder fünf Jahre mochten vergangen sein, daß man zuerst den Namen des Marquis Gaston von Maillepré genannt hatte.

Kurz hernach war er auf Reisen gegangen. Nachdem er sich bei der Eroberung von Algier ausgezeichnet, trat er als Freiwilliger in die Armee des Don Carlos und hieb die Christinos zusammen.

Er war überall, wo es Lorbeeren zu sammeln gab, aber nirgends hielt er es lange aus, so daß er, wie in den Salons der vornehmen Welt die Sage ging, in einem und demselben Monate in den Bergschluchten Navarras mit dem Stutzer auf der Schulter marschirend, dann in Baden oder Paris walzend und mit Kämpfen anderer Art beschäftigt, gesehen wurde.

Schon das klang zauberisch. Wie viele Helden der komischen Oper konnten sich dessen rühmen? — und doch war es Nichts gegen den Roman seiner Jugend.

Wollt Ihr ein deutlich Bild von ihm, so denkt Euch einen jener hübschen Pagen des Mittelalters, wie er seiner Herrin das Missale nachträgt, und ein zartes Gesicht, große tiefblaue Augen, lange schwarze Locken, schlanker Wuchs, so schön und anmuthig, wie ein ganzes Dutzend hübscher Frauen zusammengenommen, denkt Euch das und noch mehr und Ihr seht unsern Helden, wie er leibt und lebt.

Dieser Gaston war urplötzlich am Firmament der Pariser Salonswelt aufgegangen. Niemand wußte von seiner Jugend, keine Mutter hatte ihn als vielversprechendes Kind den vornehmen „Onkeln und Tanten" vorgestellt.

Seine Mutter — erschreckt nicht, Ihr Modeherren und Modedamen, die Ihr dieß Kind adoptirtet — seine Mutter war keine Gräfin, Baronin u. s. w., sie war ein schönes Weib aus den Prairien der neuen Welt, mit bräunlichem Busen und Hals, den eine Schnur Glasperlen zierte; eine ächte Heldin Fenimoore Coopers, welche ihren Sohn durch das Dickicht der Urwälder getragen; eine Indianerin Chateaubriands, die ihn in rindener Hängewiege zwischen duftenden Sassafras geschaukelt hatte.....

Wenn einige häßliche Araber, wüste Wüstenkinder, ganz Paris auf die Beine bringen konnten, wie erst unser Wilder....

Unser Wilder, der schön und civilisirt war, der große Güter und voraussichtlich, als Erbe seines Onkels, des Herzogs von Compans-Maillepré, eine Rente von fünfmalhunderttausend Franken hatte.

Unser Wilder, der außerdem Marquis war, und was für Einer? Nicht in der Art des ältesten Sohnes des Herzogs von Pharsalus, der sich alles Ernstes Mar-

quis von Rubicon unterzeichnete: nein, ein Marquis von ächtem Schrot und Korn....

Und dennoch ein amerikanischer Marquis.... Wir sehen Onkel und Vettern mit Millionen beladen von Amerika heimkehren, aber daß sie Genealogien und Stammbäume aus der neuen in die alte Welt zurückbringen: das ist beispiellos.... und wird es bleiben...

Summa Summarum, Gaston von Maillepré vereinigte Alles an und in sich, was ihn zum Löwen machen mußte.

In kurzer Zeit hatte der bizarre Titel des wilden Marquis seinen Namen ganz verdrängt; vor Allem waren es die Herren Unteroffiziere der fashionablen Armee, welche Gaston unter dieser Benennung in Kurs brachten, weil sie ihn als den Enkel des in irokesischer Gefangenschaft verstorbenen Herzogs Johann von Maillepré-Maillepré, des Gefährten und Freundes Lafayette's, kannten.

Das Wenige, was sonst noch über die räthselhafte Umstände seines Lebens verlautete, hatte Meister Eduard Durandin, Advokat beim Gerichtshofe des Seine-Departements, ausgeplaudert, welchem die Papiere und Dokumente des jungen Marquis anvertraut worden waren, für den Fall, daß der Herzog von Compans-Maillepré sich geweigert hätte, den ihm vom Himmel gesandten Erben anzuerkennen.

Aber der Herzog hatte ihn mit größter Freundlichkeit aufgenommen, so behauptete wenigstens die Welt; eine Behauptung, die um so mehr Glauben fand, als der Herzog mit keinen Leibeserben gesegnet war.

Die vier oder fünf Jahre seit seinem Erscheinen in den Salons verlebte der Marquis fast ganz außerhalb Paris, entweder auf Reisen oder in ländlicher Zurückgezogenheit. Aber je seltener man das Glück genoß, ihn zu sehen, um so mehr vergötterte man ihn. Diese fast ununterbrochene Abwesenheit von Paris und namentlich der Schleier des Geheimnisses, der ihn umgab, ob-

gleich er nirgends das Licht der Tages zu meiden schien, erhöhten seinen Ruf, statt ihn zu beeinträchtigen.

Was auch nicht den leisesten Zweifel an der Aechtheit seines Marquisats aufkommen ließ, war der allbekannte Stolz des Herzogs, kein Mann darnach, die Ansprüche auf Verwandtschaft mit ihm auf Treu und Glauben hinzunehmen. Man erinnerte sich noch recht gut, daß er im Jahre 1825—26 eine Familie von Abenteurern, die sich für Maillepré's ausgaben mit unerbittlicher Strenge vor Gericht verfolgte und daß das Gericht sich seiner angenommen hatte. Welchen Gefahren wären ehrliche Leute, die noch dazu Herzöge sind, ausgesetzt, wenn die Justiz sie nicht beschirmte ..."

Die Familie war bald darauf, nach dem jämmerlichen Tode ihres Chefs in einer Spelunke der Galerie Valois des Palais=Royal, spurlos verschwunden....

Die Mutter dieses Familienchefs, sein Weib, seine Kinder .... aber wozu mit diesen Unglücklichen sich länger befassen!!....

Ein oder zwei Jahre nach diesem Prozesse war Gaston aus Amerika in Frankreich angelangt, wohlversehen mit Papieren und Dokumenten aller Art. Ein junger Advokat, Namens Durandin, diente als Mittler zwischen dem Herzoge und dem Marquis. Alles wurde sorgfältig geprüft und richtig befunden. Nur Eines fehlte, die gerichtliche Beglaubigung vom Todesfall des letzten angeblich in irokesischer Gefangenschaft verstorbenen Herzogs. So begnügte sich denn der junge Marquis einfach mit dem markgräflichen Titel und Wappenschilde .... Welche Zartheit!

Abgesehen von den wunderbaren Schicksalen seiner Geburt, seinem Stande, seinem Reichthum und seiner seltenen Schönheit, besaß der junge Marquis Alles, was ein weibliches Herz bezaubert: die außerordentlichste Mischung aller nur denkbaren geistigen Vollkommenheiten, und das in so plötzlichem Wechsel, daß sich Keiner in ihn finden konnte und er ewig ein Anderer schien: heute

spöttisch, beißend, bitter, eisigkalt; morgen die Wärme und Hingabe selbst.

O, und mit welcher Anschaulichkeit und Lebendigkeit wußte er zu erzählen! Wie glühte sein Auge, wenn er von den Tagen seiner Kindheit an den Ufern der großen Seen sprach, oder die wilden Spiele des Jünglings, die Gefahren der Jagd und des Krieges, endlich seinen plötzlicher Uebergang in das civilisirte Leben, seine Ankunft in New-York, seinen erster Verkehr mit den Weißen schilderte!

Mädchen und Frauen, wie süß träumten sie mit ihm von der majestätischen Pracht der Urwälder; und wie zitterten sie mit ihm unter dem hochgeschwungenen Tomahawk eines riesigen Indianers, oder vor dem gespannten Feuerrohr, das aus dem Gebüsch der Lianen hervorzielte, oder vor dem Messer, das ein Wilder mit blitzenden Augen, wie ein Tiger zum Sprunge bereit, auf ihn, den arglosen Knaben, zückte! . . . . . .

. . . .

Viele hatten an dem flüchtigen, unsteten Feuer dieser Liebe die Flügelspitzen verbrannt; Viele einen Tag, einen Monat, ein Jahr geseufzt, so lange der Tanz oder die ersten Sorgen der Toilette ihnen Zeit ließen zum Seufzen; Viele seine Liebe gesucht, weil sie in die Mode brachte, Zerstreuung bot, oder Gelegenheit gab, sich in der Kunst des Kokettirens zu üben; Viele endlich vielleicht wirklich geliebt, doch schnell wieder vergessen: aber nur Eine liebte ihn mit wahrer Leidenschaft, still und tief; nur Einer blutete das Herz bei dieser Liebe....

Diese Eine war — Marie von Varannes, ein edles, sanftes Wesen, aber zu stolz, um nicht den Tod dem Falle vorzuziehen; eine glühende Christin, die Gott um Kraft wider ihre Liebe anflehte.

Noch war sie rein, und doch klagte das Gewissen sie an.... Sie liebte zu heiß, um sich schuldlos fühlen u können.

Ein Weib, das so innig liebt, wie sie, verschmäht

die Maske der Heuchelei, womit tausend Andere ihre Schande bedecken. Der ewige Seelenkampf raubt ihrer Stirn die heitere Ruhe, ihren Lippen das milde Lächeln, worin sich das ungetrübte Bewußtsein strenger Pflichterfüllung ausspricht. Die Qualen des Herzens spiegeln sich auf dem Antlitz ab und klagen sie an. Die Menge rennt an ihnen vorüber, sieht den stummen Schmerz und argwöhnt das Schlimmste: ein Verbrechen ....

'S ist ganz die Geschichte der zwölf Krämer, die als Geschworne über einen Armen zu Rath sitzen.

Für's Erste befindet sich unter diesen erhabenen Richtern keiner, der nicht ein falsches Gewicht und eine gefällige Wagschale im Hause hätte zu besserem Gedeihen ihres ehrenwerthen Handels; und sodann ist es notorisch, daß sie nicht Krumm von Gerade zu unterscheiden wissen. Sie würden den Herrn Christum nochmals verdammen und Barrabam losgeben ....

Und das aus guten Gründen.

Erstens und vornämlich, weil der Arme kein Kunde ist. Sodann, weil der Arme hungert, und wer hungert, der stiehlt; folglich ...

Das Beste ist, man hängt ihn . . . .

Marie von Varannes hatte keine Ahnung von dem Verdacht der Welt. Sie wußte nicht, daß, so oft sie erröthete oder lächelte, sie von lauernden Blicken umlagert war; daß es hinter den Fächern hin und her zischelte und jene Halbworte zu verlauten anfingen, die ursprünglich mehr scherzweise gemeint sind, dann aber von Mund zu Mund immer schärfer, bitterer, endlich gar tödtlich werden .... Nein, ihr Schmerz lag tiefer.

Sie litt, und litt furchtbar, weil ihr christlicher Sinn beim bloßen Gedanken an die Möglichkeit einer Pflichtverletzung erbebte; weil sie ihren Muth aufrief und Nichts als Schwäche vorfand; weil die Gegenwart ihr stolzes Schamgefühl verwundete und der Blick in die Zukunft sie erschreckte ....

Unter der großen Zahl reizender Damen, welche

Frau von Pontlevau um sich versammelt sah, war kaum eine, die eine solche Zartheit des Gewissens für möglich hielt ....

Diese reizenden Damen hatten ihre Liebhaber gehabt, so viele, als der Anstand nur einigermaßen erlaubte, um in dem Eden der Salonswelt geduldet zu werden: und doch schienen sie die Seelenruhe und Heiterkeit selbst, und doch fiel es Niemand ein, den Stab über sie zu brechen....

Warum mußte es bei Marie von Variannes anders sein?

Warum flüsterten sich die Herren zu, wenn sie den Marquis und Frau von Varannes ansahen:

„Es ist ausgemachte Sache?"

Die Damen drücken sich in solchen Fällen vorsichtiger aus. Was sie sagen, hat für den Mann kaum einen Sinn; aber unter einander verstehen sie sich trefflich

. . . .

„Seit Herr Esprit Kabinetschef beim Minister ist," sagte Leon du Chesnel, der Diplomat, zum Doktor Josepin, „muß ich mich bei Lea Verin abquälen ...."

„Apropos," fiel Josepin ein, „wie ist sie mit ihrem Doktor zufrieden?"

„Gott weiß ...."

„Wie heißt er?"

„Garance ...."

„Garance? Pfui! .... Aber Du magst einen schweren Stand haben ...."

„Gewiß .... Zum Glück, ist Frau von Verin weder jung, noch hübsch ...."

„Sehr richtig."

„Die Herzogin verzeiht mir dieß Herumscharwenzeln, weil es ihr keinen Grund zur Eifersucht gibt ...."

„Und solche Frohndienste thust Du?" rief der Doktor, den Diplomaten unter der Brille ansehend.

„Schweigen wir davon!" antwortete Du Chesnel, achselzuckend.

„Ha, ha! sieben Jahre lang Gesandtschaftssekretär sein und noch dazu Wagen und Pferde halten müssen.... Wie lebst Du eigentlich?...."

„Von Hoffnung, Freund, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Was fehlte mir auch? Die Herzogin, Lea Verin....."

„Und Madame Melchior Zapata," fiel der Doktor ein.

Was würden die feinen Herren und Damen, die in dem Augenblick vorüberstreiften, ihre elegante Fadheiten auskramend, zu dieser ungesalzenen Unterredung gesagt haben?

Und gewiß entschuldigte die Beiden nur ihr intimes Verhältniß zu einander. In allen andern Fällen sind Gespräche ähnlichen Inhalts in solchen Zirkeln streng verpönt.

Inzwischen hatte der Marquis Frau von Varannes seinen Arm geboten und sie in den Sälen herumgeführt. Wie der Blitz folgte ihm Diana in gemessener Entfernung, halb neugierig, halb schadenfroh, wie Alle, die Nichts von Liebe wissen. Dann kamen die beiden eifersüchtigen Ehegatten, gleich zweien Trabanten von ihrem Centrum angezogen. Natürlich sahen sie Nichts, wie dieß Regel ist. Ebenso wenig Diana; aber dieß unschuldige Tête-à-tête ihrer Schwester mit dem Marquis reichte hin, die keusche Vestalin, die unbefleckte Jungfrau mit dem schlimmsten Argwohn zu erfüllen..... Von wem hatte sie das gelernt?....

Als Herr von Baulnes die schadenfrohe Miene seiner Gattin sah, gerieth dieser ehelose Ehemann auf die wunderlichsten Gedanken... Diana war ihm das unerklärlichste Räthsel.

In dieser seiner Unruhe fielen seine Blicke zufällig auf Herrn von Varannes, der sich fast die Augen aussah. Kaum bemerkt Herr von Varannes seinen Schwager, als er, im Wahn, sich durch seine Eifersucht verrathen zu haben, beschämt niederblickt und bis über die Ohren roth wird.

Das legt Herr von Baulnes falsch aus, wirft Herrn von Varannes einen feindlichen Blick zu und geht dann eiligst auf die nächste Thüre los, um Luft zu schöpfen.....

Ungefähr eine Stunde nach diesem Auftritte machte der Marquis die Runde durch die Säle, offenbar in der Absicht, wen zu suchen. Zwei- oder dreimal schien es, als wolle er die Entgegenkommenden anreden, aber er ging nach kurzem Zaudern weiter.

Endlich stieß er auf Josepin und Du Chesnel.

„Freue mich, Sie zu treffen, meine Herren," redete er sie an.

„Die Ehre ist ganz auf unserer Seite," stotterte Josepin.

„Dank' Ihnen, Doktor. Ich erbitte mir die Hülfe der beiden Herren auf morgen früh zehn Uhr."

„Haben Sie einen Kranken?"

„Noch nicht. Es handelt sich um eine Ehrensache, und ich wünsche die Herrn zu Zeugen."

„Mit größtem Vergnügen," antwortete Du Chesnel.

„Wie so? Ehrensache?..." fragte Josepin leise.

Aber der Marquis hörte die Frage nicht mehr. Er hatte sich leicht grüßend schon entfernt.

„Ich rechne auf Sie, meine Herren," rief er ihnen nach.

„Fragt sich also nur," sagte Du Chesnel, nachdenklich sich die Stirn reibend, „welcher von Beiden es ist, Herr von Baulnes oder Herr von Varannes!"

„Sackerlot!" brummte Josepin, „'s ist das erste Mal, daß ich zu der Ehre der Zeugenschaft komme, und ich habe irgendwo gelesen, auch Zeugen können in die Lage kommen, sich pauken zu müssen."

„Hasenfuß," erwiederte Du Chesnel, „Du bist um hundert Jahre zurück."

„Um so besser!" versicherte Josepin lächelnd. „Sonst hätt' ich die Ehre abgelehnt, weil das Pauken ganz wider meine Grundsätze ist.

3.

Hinter dem Vorhange.

In den Stunden des Schreckens und der Verzweiflung erscheint uns der erste schwache Schimmer, welcher die Nacht unseres Geistes durchbricht, wie ein Meer von Licht. Alles in uns begrüßt diesen Lichtstral, wie einen längst erwarteten Retter und Heiland. Ohne zu überlegen, ohne die Hindernisse, die unsern Weg versperren und uns im nächsten Augenblicke zum Falle bringen müssen, zu beachten, treibt uns eine thörichte Zuversicht von innen heraus unaufhaltsam weiter. Ueber das Ziel in der Ferne vergessen wir die Schranke dicht vor unsern Füßen. Wir stürzen nieder, und die Folge dieses Sturzes ist eine noch tiefere sittliche Entmuthigung ......

Gehorsam jener ersten Eingebung, worin der Trostlose so gern eine Offenbarung des Himmels erkennt, hatte Sancta das Hotel Maillepré verlassen. Während des ganzen Weges fand sie keine Zeit, über die Beschaffenheit und das Ziel ihres Vorhabens nachzudenken, noch über die Aussicht auf einen glücklichen Erfolg desselben. Erst als sie vor der Schwelle des Hauses stand, tauchten plötzlich quälende Gedanken in ihr auf und entsank ihr aller Muth.

Aber so geht's im Leben; ehe wir's uns versehen, erlischt die Leuchte der Hoffnung, und wir sind der schwärzesten Finsterniß von Neuem preis gegeben. Es ist uns, als sähen und wüßten wir Nichts mehr. Wie war's möglich, daß du hoffen konntest? fragen wir uns.

Das arme Kind betrat schüchtern den Hof und blieb zwischen der Thüre, die in die Wohnung der Madame Sorel, der Modistin, führte, und zwischen der des Bildhauers Romeo nachdenklich stehen.

Romeo war ihr gänzlich fremd, sie hatte nie ein Wort mit ihm gewechselt; nur durch Zufall hatte sie seinen Namen erfahren.

Wie durfte sie wagen, einem Fremden ihr Anliegen zu eröffnen?....

Mehrere Minuten stand sie da, die Augen starr auf die feuchten Steine des Hofes gerichtet.

Alles im Hause lag im tiefen Schlafe; kein neugieriges Auge gewahrte die schmerzliche Ungewißheit des armen Mädchens. Der Portier, mitsammt seiner werthen Ehehälfte, Mama Jalambot, wähnte sie längst in zärtlichem Tête-à-tête mit dem Bildhauer, dessen Vorliebe für dergleichen Morgenandachten er im Stillen verwünschte.

Jalambot war weder ein so hübscher Bursch, wie Prinz Albert von England, noch Mama in der Handhabung der Reitgerte so wohlerfahren, wie jene jugendliche Königin Albions, von deren Reitkünsten man wahrhaft Staunenswerthes berichtet. Dagegen verstand sie trefflich den Besen zu führen. Wehe Dir, armer Jalambot, unglücklicher Thorwart!

Roxelane Jalambot, geborne Pour, herrschte despotisch in ihrer Loge, ihrem kleinen Windsor.

Jalambot hatte nur dann Ruhe, wenn er schlief; weßhalb er auf diese seine Ruhe mehr hielt, als Prinz Albert auf seine Jagdhunde. Wir verzeihen ihm daher gern seinen Unwillen über diesen Morgenbesuch, welcher die Zeit seines Waffenstillstandes so ungebührlich verkürzte. Hätte er in Sancta eine der Nähterinnen der Madame Sorel erkannt, würde er sie ohne Frage mit einer jener gehässigen Epitheta traktirt haben, worin die Pariser Portiers erfinderischer sind, als ihre gesammte Brüderschaft auf dem ganzen Universum zusammengenommen.

Aber gleichviel! das arme Kind hätte deßhalb nicht mehr gelitten. Sie konnte nicht unglücklicher werden, als sie schon war.

Noch immer stand sie regungslos da. Das Hinderniß, das sie von Weitem übersehen, zeigte sich plötzlich dicht vor ihr.

„Was will ich denn von ihm?“ fragte sie sich....

Der Zweck ihres Besuches war ihr plötzlich entfallen; sie wußte nicht mehr, weßhalb sie gekommen.

Sie wagte weder auf der Stelle zu bleiben, noch vor- oder rückwärts zu gehen.

Aber plötzlich kehrten Muth und Vertrauen ihr zurück, denn sie gedachte — ihres Bruders. . . . .

. . . .

Romeo war schon seit einer Viertelstunde auf und arbeitete in dem Kabinetchen neben seinem Schlafgemach an einer kleinen Marmorbüste, über der eine eiserne Stange einen seidenen Vorhang trug, der sich vermittelst Ringen hin- und herschieben ließ.

Diese Büste war eine Art Heiligthum für ihn, das er jedem profanen Blick sorgfältig verborgen hielt.

Hören wir das Schicksal dieser Büste, oder richtiger der ersten Auflage derselben, denn das, woran Romeo diesen Morgen arbeitete, war bereits die zweite Auflage.

Einer jener Künstlerdilettanten, die in ihren strohgelben Glaceehandschuhen, ihren gewaltigen Bärten, ihrem Tillbury und ihrem hyperraffinirten Kunstgeschmack der Schrecken und der Fluch aller Ateliers sind, jener naseweisen, spießbürgerlichen Kunstmäzene, die sich rühmen, die Künste in Gang zu bringen und zu erhalten, hatte Romeo's Werkstätte mit seinem Besuche beehrt. Die Büste stand damals in einem Winkel der Hauptwerkstätte des Erdgeschoßes hinter ihrem seidenen Vorhange.

Romeo hatte die vortreffliche Gewohnheit, diese Mäzene, die mit der Brille auf der Nase Alles begaffen und bei jeder Gelegenheit ihrem übervollen Herzen Luft machen durch ein: Donner Wetter, wie göttlich! ... Nicht übel! ... Bei Gott, nicht übel! ... Famos, auf Ehre! hübsch drapirt, sehr hübsch, meiner Seel'! ... u. s. w., ich sage, Romeo hatte die treffliche Gewohnheit, diese zudringlichen Menschen so viel, als irgend möglich, zu ignoriren.

So grüßte er den Mäzen, ohne von seiner Arbeit

aufzustehen, und ließ ihm selbst die Ehre, sich den Statuen des Sales vorzustellen.

Das Rhinozeros drückte die Lorgnette ins Auge, legte die Hände nebst Spazirstock mit goldenem Knopf auf den Rücken und begann das unglaublich possierliche Mienenspiel eines vermeintlichen Kunstliebhabers, aber umsonst, denn Romeo sah ihn nicht, ja, wir wetten, daß er nach fünf Minuten ihn ganz vergessen hatte.

Plötzlich stieß der Kunstliebhaber einen lauten Schrei der Bewunderung aus. Romeo blickte sich schnell um und erblaßte vor Zorn.

Mit weitgespreizten Beinen, die linke Hand unter den Rockschößen, die rechte mit der Lorgnette an der Nase, stand der entzückte Kunstjünger vor der entschleierten Marmorbüste.

Wie der Blitz schoß Romeo auf den Dilettanten los und schob ihm den Vorhang vor der Nase zu, ehe er Zeit finden konnte, wegzusehen.

„Göttlich! Meiner Seel', göttlich, Romeo (der Dilettant nennt jeden Künstler bei Namen) ... Geb' Ihnen tausend blanke Thaler dafür! ..."

Statt zu antworten, nahm Romeo die Büste, betrachtete sie eine Weile gerührt, warf sie auf den Boden, daß sie in tausend Stücken zersplitterte, packte dann das Rhinozeros bei beiden Schultern und schmieß es zum Tempel hinaus.

Alsbald ging er an eine zweite Büste, die er, wie wir gesehen, sorgfältiger verbarg.

Außer dieser Büste war keine Arbeit Romeo's in diesem Zimmer vorhanden. Hie und da im Gemach, — mehr ein Kabinet, als ein Atelier — sah man einige Fragmente antiker Basreliefs, welche die wenigen Mobilien im Renaissancestile schmückten. Vor dem einen der Fenster, welche der Wohnung der Madame Sorel gerade gegenüber lagen, waren die Vorhänge vermittelst einer Nadel so zusammengesteckt, daß nur ein kleiner Raum, eben groß genug für's Auge, frei blieb. An den Wänden hingen einige Skizzen mo-

derner Meister, deren Namen, damals noch unbekannt, jetzt mit Ruhm genannt werden. Zwischen der Thüre und der Wand prangten zwei Kapitän-Epauletten über einem Paar Reiterpistolen, einem Säbel und einem Ehrenkreuze.

Romeo trug eine maurische Mütze mit langen, schweren und dichten Troddeln; ein ähnlicher Gurt um die Hüften hielt die Kasimirblouse zusammen.

Seine Arbeit ging unter heiterem Gesange munter und frisch von Statten. Die Stimme, kräftig, biegsam und geschmeidig, wie seine ganze Person, kam in zitternden Akkorden aus tiefstem Herzen und erinnerte in Etwas an das schöne Echo eines Hornes, das fern durch hohe Laubwälder klingt.

Wenn wir sagen, er arbeitete, so meinen wir damit, daß er die letzte Hand ans Werk legte und die reizenden Umrisse eines wahren Engelantlitzes vermittelst der Nägel mehr abfeilte und ausrundete, als wirklich verbesserte. Diese ganze Arbeit war ihm ein Spiel, gewissermaßen eine lange Liebkosung, woran der weißseidene Vorhang einen großen Antheil hatte.

Bald entfernte sich Romeo von der Büste, bückte sich nieder und betrachtete sie von allen Seiten, bald eilte er auf sie zu, änderte Etwas an den Falten der Draperie, ließ sie mehr fallen, oder hing sie höher, offenbar um das rechte Licht für die Büste zu finden.

Dabei lächelte er das Werk seiner Hände an, warf ihm Kußhändchen zu, kurz, benahm sich, wie ein verliebter Narr, ein zärtlicher Seladon, ein Kind!

Und das war er auch! Aber ein Seladon, welcher die Waffen trefflich zu führen wußte, ein Kind mit dem Arm und Herzen eines Mannes!

Aus diesen zärtlichen Beschäftigungen wurde er plötzlich durch ein leises Geräusch im Nebenzimmer aufgeschreckt. Romeo erröthete, als habe er was Böses gethan, und zog mit Blitzesschnelle den seidenen Vorhang

vor der Büste zu, so daß sie gänzlich verschwand. Er lauschte, hörte aber Nichts.

„Was Teufel machst Du da, Croquignole?“ rief der Bildhauer.

Croquignole war ein blutjunger Freund und Gönner der schönen Künste. Nach dem Vorbilde der alten Edelherrn, von welchen die Rittersitte verlangte, daß sie mit Knappendiensten den Anfang machten und gehorchen lernten, ehe sie die Herren spielten, versah er bei unserm Bildhauer die Stellen einer Gouvernante, einer Bonne und eines Kammerdieners, bis die Zeit auch ihn zum großen Künstler geschaffen haben würde.

Croquignole gab keine Antwort, eine alte Unart dieses jungen Bürschleins, zumal wenn er beim Spiel beschäftigt war, das er leidenschaftlich liebte. Auch dießmal spielte er Grubenspiel mit klein Louis, dem hoffnungsvollen Erben des tristen Papa Jalambot.

Ungeduldig erneuerte Romeo seine Frage an Croquignole, aber mit ebenso wenig Glück, denn Letzterer spielte im Atelier des Erdgeschoßes mit klein Louis, und es standen eben ganze neun Sous auf Gewinn.

So öffnete denn Romeo selbst und rasch die Thüre.

Was sah er? Mitten im Zimmer stand eine schwarz verschleierte junge Dame mit gefalteten Händen und gesenktem Blick, ganz in der Stellung einer Person, die plötzlich in ihrem Laufe gehemmt wird; offenbar hatte die Stimme des Bildhauers sie erschreckt, als sie eben das Gemach durchschritt.

Wegen ihres Schleiers erkannte Romeo sie nicht, dennoch fühlte er eine eigenthümliche Regung in sich, doch auf Ehre! nicht so, als habe der Reiz eines gewöhnlichen Abenteuers ihn gekitzelt. Nein, es war ihm so voll ums Herz, daß er mit dem zweifelhaften Glücke einer unerwarteten Eroberung Nichts anzufangen gewußt hätte.

„Was wünschen Sie, Madame?“ fragte er.

Keine Antwort. Ein tiefer Seufzer entstieg der Brust des Mädchens.

„Ich fürchte, Sie irren sich."

„Nein, ich irre mich nicht," unterbrach ihr Sancta mit leiser, zitternder Stimme.

O, wie süß, wie lieblich klang ihm diese Stimme, die er nie zuvor gehört hatte, so altbekannt, so befreundet und doch so neu!

Er näherte sich ihr langsam, die Brust schlug ihm, das Herz kam dem Gesicht zu Hülfe, er rieth mehr, als daß er sah....

„Wär's möglich?" sagte er mit unmerklich zitternder Stimme. „Zu mir.... um meinetwillen?"

„Nein, um seinetwillen," fiel Sancta flüsternd ein....

Und damit schlug sie den Schleier zurück und Romeo sah in Sanctas liebreizendes engelreines Antlitz, dessen holdseliges Lächeln ihm, wenn er hinter der Gardine stand, die Brust mit unsäglichem Entzücken so oft erfüllt hatte; in dieß Antlitz, das der Glanz jungfräulicher Reinheit wie mit einer heiligen Glorie umgab....

Aber ach! wo war dieß süße, wonnige Lächeln geblieben? Das tiefe Blau der großen Augen war umflort und an den müden Wimpern zitterten schwere Thränen.

Romeo war erblaßt, er wagte keine Frage mehr.

„Um seinetwillen!" wiederholte Sancta nach einer Pause, schluchzend, „Ja, er muß sterben, wenn Keiner ihn rettet...."

„Ich will ihn retten!" fiel Romeo hastig ein.... „Was soll ich thun?"

„Ach mein Gott," erwiederte das arme Kind, „wüßt' ich's nur!...."

Sie dachte so wenig daran, den Grund anzugeben warum sie gekommen, als Romeo über dieß Vergessen erstaunt war.

„Hören Sie auf zu weinen!" tröstete sie Romeo.... „Ich will ihn retten, wie groß die Gefahr auch sei.... O, Fräulein ich kenne und liebe ihn."

„Sie kennen ihn?“ wiederholte Sancta hocherfreut, denn diese tröstliche Versicherung gab ihr neue Hoffnung.

„Ob ich Ihren Bruder kenne!“ rief Romeo. „Wie oft bin ich Ihnen und Ihrem Bruder nachgeschlichen, wenn Sie Abends in's Hotel Maillepré zurückgingen. Diese herzliche Geschwisterliebe that mir so wohl!.... Und wie dankte ich ihm für seine Liebe zu Ihnen!....“

Sancta hörte diese Worte, ohne zu erröthen, ja es schien fast, als schwebe ein Lächeln über ihren schönen Lippen.

„So that ich doch gut, daß ich zu Ihnen kam....“ sagte sie.

„O ja, Sie thaten wohl daran! Ich will, ich muß ihn retten, das gelob ich Ihnen auf Ehre, mein Fräulein.... Ich gehöre Ihnen ganz und mit Ihnen auch ihm, denn ich weiß, daß sein Glück auch das Ihrige ist!“

„Dank Ihnen, Dank!“ flüsterte Sancta.

Inzwischen hatte Romeo ihre Hand ergriffen und sie zum Stuhle geführt.

„Ich weiß noch mehr,“ sagte Romeo unschlüssig, „ich weiß, daß unter dem groben Kittel das Herz eines Edelmannes schlägt. Nichts für ungut, Fräulein, ich hab es erst seit Kurzem und zufällig erfahren, auch ist sein wahrer Name mir unbekannt geblieben.... Aber welche Gefahr droht ihm?....“

„Er will sich duelliren!“

„So schlag ich mich für ihn!“ rief Romeo.

Dieß Wort kam aus der Seele. Ein flüchtiger Blick, aber voll glühenden Dankes, war sein Lohn.

Gleich darauf senkte sie betrübt das Köpfchen.

„Ach, er ist so muthig und stolz!“ entgegnete sie seufzend. „Er wird es nicht zugeben!“

„Mag er wollen oder nicht, Fräulein, ich rette ihn, sag, ich.... Wie glücklich bin ich, Ihnen dieß Versprechen zu geben und mit welcher Freude würd' ich es erfüllen.... Schon seit langer, langer Zeit, hängt mein

Leben nur an Einer Hoffnung, einer einzigen Hoffnung!...."

„So sind Sie unglücklich, auch Sie?„ fragte Sancta theilnehmend.

„O nein! Seh ich doch Sie jeden Tag!"

Er hielt ein und wurde roth, als fürchtete er, schon zu viel gesagt und die Gunst des Schicksals, welches das junge Mädchen zu ihm führte, gemißbraucht zu haben.

Aber Sancta schien nichts weniger als erzürnt, ihre reizende Stirn bewahrte nach, wie vor, die heitere Ruhe ihres engelreinen Gemüthes.

„Und wenn Sie fort sind, hub er nach einer Weile aufs Neue an, seh' ich Sie doch noch?"

Damit ergriff er nochmals ihre Hand und führte sie in das kleine Atelier des Nebenzimmers vor den seidenen Vorhang, hinter welchem die Büste stand. Er zog die Schnur und plötzlich wurde sie sichtbar.

„O, wie hübsch ich bin!" rief Sancta, überglücklich die Hände zusammenschlagend.

Aber ebenso plötzlich verschwand die kindliche Freude wieder. Das Weib erwachte in ihr, glühende Röthe überstog Stirn und Wangen, sie senkte den Blick zur Erde.

Es entstand ein tiefes Schweigen, während dessen Romeo dieß leibhafte Bild jungfräulicher Reinheit entzückt ansah.

Als sie die Wimpern erhob, rannen Zähren über ihre Wangen.

„Mein Bruder!" rief sie, die Hände faltend.... „Sie haben mich eine Weile den Bruder vergessen lassen!...."

Romeo entzog sich gewaltsam den süßen Träumen.

„Kommen Sie, geschwind," rief er, seine Kasimirbluse mit einer bürgerlichen Kleidung vertauschend.... „Ich will ihm folgen und ihn wie meinen Sohn bewachen."

Der männlich-kräftige Ernst in der ganzen Haltung

Romeos theilte sich belebend und ermuthigend dem armen Kinde mit. Während Sancta ihm folgte, kehrte süße Hoffnung in ihre beklommene Brust zurück. Ohne es zu wissen, flüsterte sie sich zu:

„Mein Gott, ich that doch wohl, daß ich zu ihm ging!....“

4.

Nazaire, genannt Dragon.

Als Croquignole und klein Louis Romeo herunterkommen hörten, verkrochen sie sich eiligst hinter einem riesigen Herkules aus Gyps, dessen muskulöser Bauch allein hingereicht hätte, zwei Dutzend so magerer Gamins, wie sie waren, daraus zu fertigen.

Es standen just ganze siebenzehn Sous auf dem Spiel, eine Lebensfrage für jeden der beiden Burschen. Grund genug, sich aus dem Staube zu machen.

Romeo und dann Sancta, die ihren Schleier umgeworfen hatte, gingen an ihnen vorüber, ohne sie zu sehen.

– „Bah!“ rief klein Louis, der schon mit der Muttermilch die böse Lästerungssucht seiner Mama Roxelane eingesogen hatte, „Nichts als eine Grisette im Sonntagsstaat!“

Das wurmte Croquignole, so unrespektirlich von der G e f ä h r t i n seines Herrn und Meisters reden zu hören. Solche Schmach konnte nur mit Blut abgewaschen werden und er bot ungestüm klein Louis einen Faustkampf an.

Beide setzten sich zur Wehr, ein furchtbares Blutbad entstand. Im Scharmützel büßte ein Gladiator mit dem Leben, ein Satyr verlor seinen Schwanz und ein Faun seine Hörner.

Nachdem der Forderung der Ehre vollkommen genügt und der Friede geschlossen war, setzten Croquignole und klein Louis ihre Spielpartie fort.

Es mochte gegen acht Uhr sein. Papa Jalambot machte seiner werthen Ehehälfte das Frühstück zurecht, während Mama Jalambot unter den hohen Matratzen des ehelichen Bettes sich gemächlich hin und her wälzte. Neben ihr auf der leeren Stelle Jalambot's lag ein feißter Kater und träumte.

Jalambot verabscheute diesen vierbeinigen Nebenbuhler aufs Aeußerste, dennoch wagte er nicht, ihm auf den Pelz zu rücken, aus Furcht vor Roxelanens Hausbesen.

Eben als Romeo an der Schnur zog, um ausgelassen zu werden, drohte die Milch zum Kaffee überzukochen, weßhalb der Portier nicht sogleich öffnen konnte.

„Hörst Du nicht, Unglücklicher!" grunzte die Logenkönigin, die in übler Laune erwacht war.

„Gleich, mein Püppchen, gleich!" antwortete der Portier demüthigst.

Das Thor wurde geöffnet. Romeo und Sancta gingen hinaus.

Inzwischen hatte Roxelane Zeit gehabt zu sehen, daß der junge Bildhauer nicht allein war.

„Was ist das?" fragte sie.

„Was das, mein Engelchen?"

„Die Person da mit Herrn Romeo...."

„Ich kenne sie nicht, Schätzchen," flüsterte Jalambot furchtsam.

„Du sollst sie kennen!" keifte Roxelane, purpurroth vor Zorn in die Höhe fahrend. „Bist sonst zu Nichts gut."

„Aber Wertheste...."

„Still! Du weißt nie, was Du wissen solltest! Wozu bist Du da?"

Roxelane legte sich aufs Kissen zurück, während der feißte Kater schmeichelnd seinen Bart an ihrer hochrothen Backe rieb.

Jalambot ließ die Ohren hängen und beeiferte sich, seine Ehehälfte zu begütigen, indem er die Tasse Kaffee bis an den Rand voll goß, doppelt so viel Zucker hineinthat, wie sonst, drei Viertel aus dem Rahmtopf in die Tasse leerte, das Ganze tüchtig umrührte und dann seiner Xantippe hingab.

„Da, Schätzchen," sagte er, schüchtern sich dem Bette nähernd.

Mit Schelmenmiene nahm Roxelane das Frühstück aus seiner Hand.

In demselben Augenblicke erwachte ihr vierbeiniger Bettgenosse und fing an zu miauen.

„Willst Du auch frühstücken, Murr, mein Feistchen?" fragte sie den Kater liebkosend.

Da half nichts, der arme Jalambot mußte seinem Nebenbuhler den Morgenimbiß zurecht machen.

Erst nachdem Roxelane und ihr Kater bedient, deßgleichen der Antheil für klein Louis in Sicherheit gebracht war, durfte der vielgeplagte Ehegemahl an sich selbst denken und die Ueberreste sich zu Gemüthe führen....

Inzwischen eilte Romeo, von Sancta gefolgt, dem Hotel Maillepré zu.

Der Weg dahin war schnell zurückgelegt. Eben als Romeo den Hammer des Thores aufheben wollte, flog Sancta, die hinter ihm ging, auf ihn zu und ergriff ihn beim Arme.

„Was wollen Sie sagen?" fragte sie.... „Gaston kennt sie nicht, und Jean-Marie wird Sie nicht einlassen....

„Ich weiß, was ich Ihrem Bruder zu sagen habe," antwortete Romeo, sich lächelnd umkehrend. „Und Biot ist mein Freund, wir kennen uns schon lange, Fräulein. Der wird mich gewiß gut aufnehmen."

Auf ein Zeichen Romeos wurde die Thüre geöffnet.

Aber zum Unglück war der ehrliche Jean-Marie nicht in seiner Loge.

„Wo ist Viot?“ fragte Sancta den stellvertretenden Auvergnaten.

„Im ersten Stock beim Alten, der seinen Sabbath feiert,“ lautete die Antwort.

Wirklich hörte man von der Seite des mittleren Schloßgebäudes, dessen Fenster nach, wie vor, hermetisch geschlossen blieben, ein furchtbares Geheul. Was mochte dieß entsetzliche Geschrei hinter den alterschwarzen, unheimlichen Mauern bedeuten? Aber Beide, Sancta und Romeo, hatten an was Anderes zu denken.

„Und mein Bruder?“ fragte das junge Mädchen.

„Ihr Bruder?“ wiederholte der Auvergnat.

„Wo ist er?“

„Der Kleine in der Blouse?“

„Ist er ausgegangen?“

„Ich glaube ja.... nein....“ antwortete der Auvergnat verlegen und kratzte sich hinterm Ohr.

Sancta uud Romeo sahen sich an. Entsetzen malte sich auf den Zügen des jungen Mädchens und das gezwungene Lächeln Romeos konnte seine Unruhe nur halb verstecken.

„Warten Sie auf mich,“ flüsterte sie und eilte die Treppe zum rechten Schloßflügel hinan.... „Ich will fragen....“

In dem Augenblicke verschwand sie hinter der Wendung der Treppe.

Gleich darauf kam sie wieder zurück, aber so erschöpft, daß sie auf den letzten Tritten halb ohnmächtig zusammensank.

„Er ist fort?“ fragte Romeo.

Sancta nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Und Sie wissen nicht, wohin?“

Sie schüttelte das Haupt, ihre Augen waren starr und leblos. Vergebens suchte sie durch Thränen ihr Herz zu erleichtern.

„Und wie heißt sein Gegner?“ fragte Romeo weiter.

„Ich weiß Nichts, mein Gott," flüsterte Sancta .... „Nichts!"

„Und er hat Nichts zurückgelassen?.... Keinen Bescheid? Kein Wort?"

„Ja, ja, ein Wort!" rief sie, krampfhaft schluchzend. „Lesen Sie!...."

Mit zitternden Händen hielt sie ihm ein kleines Stückchen Papier hin, auf welchem geschrieben stand: Lebewohl! . . . .
. . . .

Im sechsten Stocke eines jener neuen Häuser, die vor ungefähr fünfzehn Jahren auf dem Boulevard Beaumarchais erbaut wurden, stand über einer weißen Thüre mit schwarzer Kreide geschrieben! Nazaire, genannt Dragon.

Diese Thüre ging auf einen kalten Korridor, welcher nach dem feuchten Gyps roch, womit der Giebel des Hauses ausgelegt war.

Gegen acht Uhr Morgens keucht ein junger Mann jene Art von Hühnersteigen hinan, die in den obersten Stockwerken neuer Häuser den stolzen Namen menschlicher Treppen führen. Vor Nazaires Thüre angekommen, hielt er an und drückte beide Hände gegen die röchelnde Brust.

Es war Gaston von Maillepré, Gaston, der Arbeiter.

Ehe er anklopfte, trat ihm Nazaire schon entgegen.

„Grüß Dich Gott, Palot," rief er ihm mit seiner kräftigen, frischen Stimme zu. „Pünktlich auf den Glockenschlag, wie ein braver Soldat. Das lob ich mir. Aber höre, hab' die ganze Nacht kein Auge zugethan. Mir träumte von Nichts als von blanken Klingen, Degenspitzen, Pistolen und Gott weiß was sonst noch. Schockschwerenoth, wenn ich statt Deiner ans Werk dürfte. Aber ruh' Dich aus und schöpfe Athem!"

Nazaire war von Natur etwas einsilbig, aber jede Gemüthbewegung wirkte auf ihn ähnlich, wie die Trunkenheit, d. h. sie machte ihn wortreich.

Er nahm Gaston bei der Hand und führte ihn zu einem Sessel, in welchen Gaston athemlos und erschöpft niedersank.

Trotz der Vertraulichkeit seiner Reden, war nicht zu verkennen, daß er Gaston mit einer gewissen Ehrerbietung behandelte.

Nimmer hätte ein Dritter, welcher Augenzeuge dieses Auftrittes gewesen wäre, den jungen einfach aber elegant gekleideten Mann, dessen Gesicht unverkennbare Spuren seiner edlen Abkunft trug, für den Kameraden dieses ehrlichen biedern Burschen von Nazaire gehalten, der von Kopf bis Fuß der Arbeiter von ächtem Schrot und Korn war, mit etwas militärischem Anstande.

Ja, das Herz lacht Einem im Leibe über so einen Handwerker, der ganz ist, was er sein soll, kräftig, frisch, froh, lebenslustig, geistreich auf seine Weise, von gesunden Gliedmaßen und gutem Gewissen.... Wahrlich, die können es nimmer gut meinen mit dieser Klasse von Leuten, welche ihr natürlich schönes Antlitz mit häßlicher Larve verunstalten und Träumer oder Reimschmiede aus ihnen drechseln möchten. . . . .

Hören wir nachträglich, wie es den Beiden am Tage zuvor ergangen, als sie sich aus der Werkstätte gemeinschaftlich entfernt.

Der Anblick des „schwarzen Fracks und der weißen Glaçehandschuhe," welche so manche Wetten des wettlustigen Poiret veranlaßten, hatte Nazaire wie ein Blitzschlag getroffen. Er liebte Gaston von ganzem Herzen, wie ein Vater den Sohn, wie ein Bruder den Bruder, mehr noch, wie der Edelmüthige den Schwachen.

Plötzlich verlautete die furchtbare Anklage des Diebstahls gegen ihn. Tausend Umstände schienen wider Gaston zu sprechen, namentlich sein Besuch in der Oper an der Seite einer eleganten Dame. Nazaire hatte ihn aufs Aeußerste vertheidigt, bis die persönliche Erscheinung Gastons ihn Lügen zu strafen und die Vermuthung zur Gewißheit zu erheben schien.

Was sollte er von Gaston halten? Er wollte ihn draußen zur Rede stellen, aber ein Blick in das edelstolze Antlitz des jungen Mannes genügte, ihm allen Argwohn zu benehmen.

Zum ersten Male wurde er sich eines gewissen Unterschieds zwischen Gaston und seinen übrigen Kameraden bewußt. Die neue, ungewöhnliche Kleidung stand ihm so über die Maßen wohl... Und dann glaubte er, auf Gaston's schöner Stirn eine Traurigkeit und Schwermuth höherer Art als seine alltägliche zu bemerken. Eine feierliche Würde schien über ihn ausgegossen.

Dieß Alles benahm ihm jeden Verdacht. Sein natürliches Gefühl sträubte sich gegen den empörenden Argwohn eines Diebstahls. Zuletzt mußte er über sich selbst erröthen, daß er diesem furchtbaren Gedanken auch nur eine Weile Raum gegeben habe . . . .

„Dragon," hub Gaston an, ihm treuherzig die Hand schüttelnd, „Du bist immer so gut gegen mich gewesen...."

„Sprich nicht davon," unterbrach ihn Nazaire, „Freund ist Freund!"

„Laß mich ausreden.... Ich hab' ein Geheimniß, das ich Dir bisher nicht anvertrauen durfte...."

„Ein Geheimniß!" flüsterte Nazaire und sah ihn groß an, denn der kaum bekämpfte Argwohn erwachte auf's Neue in ihm.

„Heute muß ich Dir's sagen, ich bedarf Deiner Hülfe. Versprichst Du sie mir?"

„Von Herzen, Palot! Aber Du machst mir bange; was fehlt Dir?"

„Ich hab' eine Schwester," fuhr Gaston mit leiser, zitternder Stimme fort, „ein liebes, gutes Mädchen, meine einzige Freude hienieden. Ich bin ihre einzige Stütze... Wenn ich nicht mehr bin...."

„Bah!" fiel Nazaire gezwungen lächelnd ein, „wer denkt an so was?"

Gaston schüttelte traurig den Kopf und drückte seinem Freunde kräftig die Hand.

„Versprichst Du mir, sie zu beschützen?“ fragte er,

„Welche Frage, Brüderchen! Aber muß Dir sagen, Du gefällst mir nicht! Du willst doch nicht....“

Er zog ihn dicht an sich und flüsterte ihm in's Ohr:

„Dich umbringen?“

„Da müßt' ich sehr ungeduldig sein!“ antwortete Gaston bitter lächelnd. „Sieh mich an, ob ich die kurze Zeit nicht abwarten kann.“

„Brüderchen!“ rief Nazaire, „Du sprichst, wie nicht gescheidt. Hab' ich doch solche Käuze hundert Jahr alt werden sehen. Aber weiter im Text, was hast Du denn vor?“

„Ein Duell, Nazaire, ein Duell, morgen früh zehn Uhr.“

„Bah!“ rief Nazaire heiter, die Backen aufblasend. „Weiter Nichts? Vortrefflich! Das will ich schon machen....“

„Um Alles in der Welt nicht,“ erwiederte Gaston mit Nachdruck. „Ich bitte, Dich auf keine Weise einzumischen.“

Nazaire trat erstaunt zurück und musterte seinen jungen Kameraden von Kopf bis zu Fuß.

Während dessen waren sie bis unter die menschenleeren Galerien der Palçe Royal gekommen, wo das Licht einer Reverbere die stolze, aber schwermüthige Stirne Gastons erhellte und seinen hohen Wuchs in geisterhafter Größe erscheinen ließ.

Nazaire sah ihn an und schüttelte den Kopf.

„Du denkst nicht, wie ein gewöhnlicher Arbeiter,“ sagte er. „Und wirklich taugtest Du besser zum Soldaten und würdest dem besten Offizier Ehre machen. Aber das sind dumme Hypothesen, wie die Duckmäuser von Gelehrten sagen. Worauf gehst Du denn los?“

„Gott weiß....“

„Auf Kompaß, Hobel, Messer oder Knittel?“

„Nein!“

„Nein? Doch nicht gar auf Säbel, wie Bürschchen? Das wär' romantischer; aber die Kumpane sind keine Grenadiere?“

„Ich schlage mich mit keinen Kumpanen.“

„Also mit Spießbürgern? Das lob' ich mir.... Dann nur zu! Aber wie heißt Dein Quidam? Vielleicht kenn' ich ihn.“

„Er heißt.... “ stotterte Gaston.

„Guter Anfang das! Weiter im Text.“

Gaston zauderte.

„Er heißt,“ stieß er endlich gewaltsam heraus, „Marquis von Maillepré!“

„Sieh' mal an!“ rief Dragon verblüfft, „Marquis von Maillepré. Der wilde Marquis! Der Marquis aller Marquis! Ein Ausbund von Stolz! Und Du glaubst, daß der sich mit Dir schlägt?!“

„Ich weiß es sicher, er ist von mir beleidigt.“

„So steht die Wahl der Waffen bei ihm, um so besser! Aber das bloße Beleidigen genügt nicht, Freundchen. Gesetzten Falls, der Feignant insultirte den Sohn des Königs — und er wäre wohl dazu fähig — glaubst Du, der Sohn des Königs würde sich mit ihm schlagen? 'S ist dumm gnug, siehst Du, denn alle Menschen sind sich gleich, nota bene, so lange sie keine Soldaten sind. 'S ist dumm gnug, sag ich, aber 's ist einmal so.“

„Ich weiß sicher, er stellt sich mir,“ wiederholte Gaston, der eine leichte Aeußerung des Unwillens nicht unterdrücken konnte.

„Magst Recht haben,“ entgegnete Nazaire. „Aber ich weiß noch lange nicht Alles. D'rum weiter im Texte.“

„Ich darf nicht sagen, warum ich ihn beleidigte,“ flüsterte Gaston, näher auf Nazaire zutretend. „Das ist ein Geheimniß meines seligen Vaters! Aber in so weit dieß Geheimniß mir gehört, sollst Du es wissen, weil

Du mir stets ein treuer Freund warst. Ich gehöre einer Familie an, Nazaire, die mehr als adelig, die erlaucht ist; mein Großvater war Herzog und Pair von Frankreich. Mehr darf ich nicht sagen. Mein seliger Vater hat unsere Namen mit ins Grab genommen."

„Was Du sagst, Palot," rief Nazaire halb ungläubig, nachdem er ihn eine Weile stumm angesehen.

Dann fuhr er fort, als rede er mit sich selbst;

"Und doch, siehst mir ganz so adelig aus, nota bene, was ich unter adelig verstehe... nicht stolz gegen die Kameraden, Wetter nein! Gerade das Gegentheil, auch nicht händelsüchtig, nicht plappermäulig, nicht verdrießlich, immer still und geduldig, kein Geplärr, keine Grimassen! So sind die Herren nicht, die Unglück gehabt haben und ihre alten Schuhe in Werkstätten abtreten müssen... Dank Dir für Dein Geheimniß, Palot!" rief er plötzlich laut auffahrend.

"Du selbst hast es mir abgenöthigt," hub Gaston an.

"Ich sage Dir Dank und damit Basta! Bin ich doch gewiß, so gewiß, als zweimal zwei vier ist, daß Du nie damit geprahlt hast."

„Nie!"

"Recht so, Du bist mir ein braver Bursch; aber darf ich Dich noch Palot nennen? Hörst Du's nicht ungern?..."

Gaston hielt ihm die Hand hin, die Nazaire bieder schüttelte.

„Sieh, Palot," fuhr er treuherzig fort, "ich kenne die hohen Herrschaften blos aus dem Theater. Alle Wetter, da bekommt man einen schönen Begriff von Euren Grafen und Baronen, welche mit den armen Mädeln umgehen, daß Mignonne, mein Schätzchen, sich schier die Augen ausweinen möchte. Aber Du, Palot, bist nicht von dem Schlag. 'S ist nicht Deine Schuld, daß Du auch so'n vornehmer Herr bist, und ich hab' Dich dreimal so lieb d'rum! Aber zur Sache, Freund, ich will Dein Zeuge sein, ohne zu fragen, warum Du los-

gehst. 'S ist bitter, aber läßt sich mal nicht ändern. Und Dein Schwesterchen...."

"Die arme Sancta!" seufzte Gaston und ließ das Haupt sinken.

„Schlag' Dir die trüben Gedanken aus dem Sinn!" rief Nazaire, der seine Rührung nur schlecht verstecken konnte. "Sie soll von Deinen Sprüngen Nichts erfahren."

"Aber wenn ich falle...."

„Albernheiten, Palot!"

"Ich hab' eine Ahnung," sagte Gaston mit eisiger Kälte.

"Albernheiten!" wiederholte Nazaire. "So was bringt Unglück! Du, Palot, und sterben?"

Nazaire's Stimme zitterte. Er umfaßte Gaston mit beiden Armen und drückte ihn fest an seine kräftige Brust.

"Hölle und Teufel!" rief er zornig auf die Erde stampfend und mit der Kehrseite der Hand die feuchten Augen trocknend. „Du zwingst mich zu allerlei Dummheiten!... Ohne Dein Schwesterchen zu kennen," fuhr er nach einer Weile ruhiger fort, „lieb' ich sie, und wenn's das Schicksal so will, soll sie an mir einen zärtlichen Vater haben!"

Im Nu flog Gaston auf Nazaire zu und schloß ihn in seine Arme. Beide hielten sich lange umschlungen.

„Dank Dir, mein Freund, Dank!" stammelte Gaston gerührt.

Auch Nazaire konnte sich der Thränen nicht erwähren, er mochte es anfangen, wie er er wollte.

„Es ist so!" rief er endlich, Gaston von sich abschüttelnd. „Aber reden wir nicht weiter davon. Ein Mann und Soldat, siehst Du, und Weinen verträgt sich nicht!.... Morgen mehr darüber.... Kannst Du schießen?"

"Nein!"

"Oder fechten?"

„Mein Gott, nein!"

„Oh weh, o weh!" rief er, ein ellenlanges Gesicht schneidend. „Aber gleichviel, es gibt Exempel von Beispielen, daß Anfänger... halt, ich will Dir 'ne prächtige Finte zeigen, ich kann fechten, wie'n Daist! Komm mit!"

Er wollte Gaston fortschleppen; doch Gaston wich nicht von der Stelle.

„So komm' doch!" wiederholte er.

„Nicht jetzt!" antwortete er. „'S ist mein letzter Abend und der gehört meiner Schwester."

„Hast Recht, Palot, obgleich ich gewiß bin, daß wir beide morgen fidel im Kapuziner frühstücken, wozu ich Dich hiermit einlade. Aber die Kleine geht vor, Schwester ist Schwester! Somit Gottbefohlen! Morgen früh präcise acht Uhr sollst Du eine Fechtstunde haben, und was für Eine!" Apropos, weißt Du meine Adresse?"

Es kommt oft vor, daß zwei Handwerker, wenn sie nicht gerade ihre Vergnügungen mit einander theilen, gut befreundet sind, ohne ihre Wohnung zu kennen, weil das tägliche Zusammentreffen in der Werkstatt jeden Besuch unnöthig macht. So war es auch in diesem Falle. Gaston wußte nicht, wo Nazaire wohnte.

Sie gingen in einen Weinladen, woselbst Dragon auf einem Stückchen Papier seine Adresse dergestalt spezifizirte:

Naizaire, genannt Dragon, Boulevarde Beaumarchais, im neuen Hause ohne Nummer, dem vierten nach dem Kaffé, die dritte Thüre im obersten Gange. Der Name steht darüber.

5.

Die Fechtstunde.

Am folgenden Morgen, pünktlich acht Uhr, war Gaston bei Nazaire eingetroffen und von ihm auf die erwähnte herzliche Weise empfangen worden.

Nazaire, genannt Dragon, bewohnte ein großes Mansardenzimmer mit zwei weitausgeschweiften Bogenfenstern, vor welchen einige Blumen standen, die durch den Nachtfrost etwas gelitten hatten. Sein Gurtbett war mit Vorhängen von blauem gekipertem Zeuge umgeben, welche vermittels eines kupfernen Ringes am Plafond befestigt waren und an den Seiten in kunstreich geordneten Falten herabhingen.

Auf dem Gesimse des Kamins prangten in hohen Straßburger Biergläsern einige Bouquets von Maßlieben und Dahlien. Die Komode aus Nußbaumholz, der Wandschrank von lakirtem Eichenholz, die Strohstühle und der werkene, mit grauer Kattunleinwand überzogene Armsessel, dieß Alles war im höchsten Grade sauber und zeugte von einem Sinn für Reinlichkeit und Wohlhabenheit, welcher bei Leuten seines Standes leider nur allzuselten angetroffen wird. Endlich die Blumen draußen und drinnen im Gemach, die spiegelblanken Kupferschlösser, die zierlich geordneten Falten der Bettvorhänge und ein gewisses Etwas, das dem bescheidenen Mobiliar einen Anstrich von Vornehmheit, innerer Solidität und Symmetrie gaben, ließen viel eher auf die beständige Wohnung eines Frauenzimmers schließen.

Ueberall, wo diese wohlthätige Fee vorübergeht, da streut sie Blumen auf ihren Weg, da hinterläßt sie einen unsäglichen Reiz, welcher sich auf jede Weise den Seinen bemerkbar macht, ohne daß er sich beschreiben läßt.

Die gute Fee dieser reinlichen Wohnung war Mignonne, Nazaires hübsche Verlobte, ein artiges, braves

Mädchen, das ihren Dragon wie närrisch liebte, obgleich sie ihn mitunter zur Verzweiflung bringen konnte.

Eines Morgens, als Nazaire eben in seine Werkstatt fort gegangen war, hatte sich Bebelle, Poirets Geliebte, bei ihr eingefunden.

„Hm!“ sagte sie naserümpfend und achselzuckend, „das nenne ich mir ein Leben, jeden Tag, den Gott gibt, von Morgen früh bis Abends spät auf einen Mann warten, der ein bloßer Graveur ist, und immer in derselben Straße zu bleiben! Ich hab den Poiret, aber das hindert mich nicht. Der Tag ist lang und 'ne artige Bekanntschaft bald gemacht. Das ist doch ein Zeitvertreib. O, und die Studenten sind gar zu nett!“

Dieß und vieles Andere hatte ihr Bebelle oft vorgeschwatzt, denn Bebelle war ein Typus, und die Typen wissen allerhand Neues zu erzählen....

Aber Mignonne hatte nicht darauf gehört und war, nach wie vor, auf derselben Straße geblieben, so daß Bebelle ärgerlich sich trollte und beim Hinunterklettern das bekannte Liedchen trillerte:

Die Herrn Studenten gehn
Hinaus an die Bariere,
Zu tanzen den Cancan
Und den Robert Macaire u. s. w.

Nazaire's Gemach besaß noch andere Zierraten, womit die niedliche Hand Mignonne's Nichts zu schaffen hatte, nämlich einen großen geraden Dragonersäbel, einen weißen Burnus, zwei kreuzweise aufgehängte arabische Pfeifen und einen jener unendlich langen maurischen Gürtel, deren Gewebe unsere Fabriken beschämt.

Man sieht, wenn Einer eine Reise thut, weiß er nicht bloß zu erzählen, sondern auch Etwas mitzubringen; denn Nazaire hatte in Algier gedient und zwar mit Auszeichnung, um prosaischer zu reden und nicht in dem hochtrabenden Style der auf unsre marokkanischen Quaisieroberungen geprägten Medaille, welche die stolze Um=

schrift trägt: Der Franzose wußte zu siegen, weiß es noch und wird es immer wissen!

Summa Summarum, auch Nazaire hatte seine Spolien davongetragen, wenn auch bescheidenere, als jener famose Sonnenschirm von Isly . . . . . .

Trotz aller erdenklichen Bemühungen konnte Nazaire die alte Vertraulichkeit mit seinem Palot, seit dieser Enkel eines Pairs von Frankreich für ihn geworden, nicht wiederfinden.

Ueberdieß drückte ihn das Bewußtsein seines Unrechts gegen Palot hinsichtlich des falschen Argwohns.

„Ich hab' die ganze Nacht kein Auge zugethan," wiederholte er aufrecht vor Gaston stehend, der auf dem Stuhle saß und mühsam Athem schöpfte. „Denn ich dachte an Dich .... weniger an Dein Duell, als an die beiden Banknoten ...."

Gaston sah ihn erstaunt an.

„Ich merke, Du verstehst mich nicht .... Denk Dir, Papa Potel sind zwei Banknoten gestohlen worden .... und man hatte Dich ...."

„Im Verdacht?" fiel Gaston ein.

„Ja, so Etwas; nicht ich, Gott bewahre mich .... Aber Sakerlot, als ich Dich im schwarzen Frack und den weißen Glacehandschuhen sah, hm! .... kann nicht läugnen, da ward mir schwül ums Herz ...."

Er hielt ein und legte Gastons Hand auf die Brust.

„Fühl' nur, noch jetzt klopft mir das Herz, wenn ich dran denke .... Weißt ja, so Etwas thut weh .... Aber gleichviel, es war meine eigene Schuld, ich hätte all die Buben, die Dich anklagten, mit Haut und Haar verschlingen sollen .... Aber mach Dir's bequem, Bursch, und zieh den Rock aus .... ich will Dir eine Geschichte erzählen, während ich Dir meine Finten zeige ...."

Gaston stand auf und zog den Rock aus.

„Wir trennten uns also da unter den Arkaden und schnurstraks lauf ich in die Werkstatt zurück. Gleich, als ich eintrete, ruft mir der Poiret zu: Was gilt die

Wette.... Du weißt, das Wetten ist seine größte Lust .... Aber krämp' die Ärmel auf und binde den Gurt fester.... recht so, so geht's besser....“

Inzwischen hatte Nazaire zwei Stoßdegen unter dem Tische hervorgeholt.

„Das Weibervolk,“ hub er auf's Neue an; „darf solch' Werkzeug nicht sehen, oder es schreit gleich Ach und Weh.... Also eine Wette! ruft Poiret mir zu.... Keine Wette! antwort' ich ihm.... Ich bin da, Euch zu sagen, daß wer mir den Palot, den besten und ehrlichsten Kerl, beschuldigt, dem brech' ich alle Rippen im Leibe entzwei, verstanden?

„Aber hübsch gerade, Freundchen, das rechte Bein frei, den Leib auf das linke Bein gestützt, den linken Arm zurück, Brust einwärts, die rechte Hand in der Höhe des Auges. Ein Bissel leichter, mehr spielend.... Ein, Zwei. Gut so!....

„Schlag Euch kreuzlahm, sag' ich ihm.... 's ist so eine Redensart, weißt Du.... Gott sei Dank, sag' ich's öfter, als ich es thue, denn die Meisten von ihnen sind brav, selbst die Elsäßer.... Aber das gibt ihnen Respekt vor mir, dennoch wagen sie's gestern Abend, mir gerade ins Gesicht zu lachen.... Das machte mich wüthend.

„.... Immer mich angesehen! Aug' in Auge, erste Regel!... Hoho, Freund, aufgemerkt!.... Parir' die Terz!....“

Aber Gaston wußte Nichts von Terz und von Terz pariren.

Dragon bemühte sich, ihm die Elementarstellungen und die Anfangsgründe des Parirens beizubringen, was er mit der Suade eines routinirten Fechtmeisters that; aber alle seine Beredtsamkeit und Wissenschaftlichkeit half ihm Nichts, weil Gaston, trotz seines körperlichen Geschickes allzuweit zurück war in der edlen Fechtkunst.

„Nur Geduld,“ tröstete ihn Dragon; „'s wird schon gehen.... Hübsch aufrecht, Freund.... Hölle und Teufel, dürft' ich nur in unsern Kunstausdrücken reden!

.... Aufgeschaut, so wird die Terz parirt... verstanden?..... und dann gehst Du in Deine Parade zurück. Nochmals.... Ein, zwei! Nein, nein, nicht so!...“

Gaston that sein Möglichstes; der Schweiß rann ihm über die bleiche Stirne, der Athem ging ihm aus, und er ließ ermattet den Arm sinken.

„Ruhen wir ein wenig aus,“ sagte Dragon; „es geht schon besser!“

Gaston fiel erschöpft auf den Stuhl und trocknete sich mit dem Tuche die Schläfen, während Nazaire ihn wehmüthig ansah.

„Das machte mich wüthend,“ fuhr er in seiner Erzählung fort; „denn es handelte sich um Dich und Deine Ehre.... Außer mir vor Zorn, pack' ich zwei von ihnen am Kragen und wollte ihnen eben den Hals umdrehen, als der Poiret mir zuruft: Nur kein unschuldig Blut! Niemand klagt den Palot an!.... und der Feignant: Der Palot ist der bravste Kerl von Allen!“

Gaston hörte ihm zu, ohne ein Glied zu rühren, wie eine Bildsäule. Unter der Leinwand seines Hemdes hob und senkte sich die Brust, mühsam nach Luft ringend.

Dragon stand vor ihm und sah ihn mitleidig an.

„Er hat nie Pulver gerochen,“ dachte er unwillkürlich. „Er ist ein Kind, vielleicht gar....“

Seine Wangen färbten sich purpurroth, und die ausdrucksvollen, lebhaften Züge umwölkten sich plötzlich.

„Was ist das!“ schalt er sich. „Gestern klag' ich ihn des Diebstahls an und heute der Feigheit.... Ist das meine Freundschaft für ihn?....“

Wäre es dem Menschen gegeben, sich selbst ein Leid zuzufügen, gewiß hätte sich Nazaire in diesem Augenblicke derb mitgespielt.

„Als sie mir das sagten,“ fuhr Nazaire laut fort, nachdem er wie zerknirscht aufgeseufzt hatte, „was blieb mir da noch übrig?.... Ich ließ Nikolaus, oder Johannes, Fritz oder Gott weiß wen ich unter den Fäusten hatte, los und rief: So scheint's, Ihr habt die Bank-

noten von Papa Potel wiedergefunden? — Gerade eben, antwortete Feignant, und wollte mir die Geschichte erzählen. Aber Poiret, der immer das große Wort führt, ließ ihm keine Zeit dazu .... 'Ne Wette, Dragon, rief er, Du erräthst den Dieb nicht; und gleich schrien alle Andern drein: der Poupart hat's gethan, der Poupart .... Und richtig, so war's .... Der Poupart, das dummgutmüthige Gesicht das, war der Dieb. Hättest Du das gedacht, Palot?"

„Nein!" antwortete Gaston mechanisch, ihn groß ansehend.

Dann sank er in seinen Starrkrampf zurück.

„Frisch auf, Kamerad!" rief Nazaire, ihn bei der Schulter rüttelnd. „Hast jetzt genug ausgeruht!"

Gaston raffte sich mühsam empor, ergriff den Degen und setzte sich in Positur.

Aber schon nach wenigen Stößen entfiel die Waffe seinen müden Händen.

Er kreuzte die Arme über der Brust, die Wimpern zitterten und eine dicke Thräne rann über seine Wange.

Nazaire runzelte die Stirn und warf den Degen zornig von sich.

„Ich glaube, Du hast Furcht," rief er fast verächtlich.

„Dank für Deine Fechtstunde, Freund," antwortete Gaston, schmerzlich lächelnd. „Ich weiß jetzt das Nöthigste und genug, um meinem Gegner keine Schande zu machen .... Mehr will ich nicht .... Ich habe keine Zeit, über Deine Kränkung zu zürnen, somit vergeb' ich sie Dir ...."

„Nichts für ungut, Palot," stotterte Nazaire, eben so unwillig über sich selbst, als über Gaston. „Aber wenn man solche Reden hört, wie: ich weiß schon genug, und wenn man Thränen sieht ...."

„Wüßtest Du nur, wem meine Thränen gelten," unterbrach ihn Gaston milde und ergriff seine Hand ... „Ach, Du kennst sie nicht, den Engel, der mein Elend weglächelte. Du weißt nicht, wie sie verzweifelt nach

mir die Hände ringen wird. O, meine Schwester, meine theure Schwester!....“

Schluchzen erstickten seine Stimme. Mit beiden Händen barg er das Antlitz.

„Ich Hornvieh, ich,“ rief Nazaire, sich vor die Stirn schlagend und sich beim Schopf nehmend; „ich, Esel, der ich die Kleine vergessen konnte!“

Furchtsam schlich er an Gaston heran und suchte ihn durch allerhand linkische Liebkosungen zu begütigen.

„Nur ruhig, Brüderchen, wer quält sich mit solchen Gedanken!.... Ein Stoß, oder zwei, was hat das auf sich?.... Als ob Keiner von dort zurückkehrte!....“

„Wie oft in meinen Leidensnächten,“ unterbrach ihn Gaston, „fand ich sie, wenn ich erwachte, an meiner Seite, mich tröstend, mir hold zulächelnd, wie mein guter Engel.... Ach, dann waren Thränen und Schmerzen vergessen!.... Und jetzt soll ich sie allein lassen, allein in dieser weiten Welt, ohne Eltern, ohne Geschwister und Freunde .... Ist das mein Dank? .... Der Gedanke an ihre Verzweiflung, wenn ich nicht mehr bin, bricht mir das Herz .... Gott, ich sehe sie, wie sie trostlos mein leeres Bett, meine groben Kleider anstarrt.... Nein, Freund, diese Stunde, die letzte meines Lebens, gehört meiner Schwester, meiner theuern Schwester!“

Er drohte umzusinken, so daß Nazaire ihn halten mußte.

Röchelnd starrte er den Boden an. Nach einem Augenblick furchtbaren Schweigens, raffte er sich mühsam empor.

„Meine letzte Stunde gehört ihr,“ wiederholte Gaston feierlich. „Dann wird sich zeigen, ob ich Furcht habe“ . . . .

. . . .

Romeo war bei Sancta im Hofe des Hotels Maillepré geblieben, obgleich er nicht hoffen durfte, sie trösten zu können.

Wohl mag in den verzweifeltsten Fällen der Bru-

der die Schwester, der Sohn die Mutter, der Geliebte die Geliebte trösten, weil die Liebe ein schönes Band zwischen ihnen geknüpft hat und der Balsam süßer Worte oder zärtlicher Aufmerksamkeiten seine Heilkraft selbst dann bewährt, wenn mit der That nicht mehr zu helfen ist. Aber zwischen Romeo und Sancta fehlte dieß Band, ihr früheres Leben hatte keinen gemeinschaftlichen Berührungspunkt aufzuweisen. Die seit Kurzem stattgehabte Annäherung zwischen Beiden war nicht durch das Spiel des Zufalls herbeigeführt, sondern durch eine jener plötzlichen Eingebungen, welche dem Unglücklichen in seiner Verzweiflung kommen, und dergestalt über die Regeln des alltäglichen Lebens hinausgehen, daß man sie gern in das Gebiet der Dichtung verweist.

Obwohl Ereignisse dieser Art stündlich unter unsern Augen vorfallen, ist es doch gewissermaßen stillschweigende Uebereinkunft, sie zu übersehen.

Den Schlüssel zu dieser Erscheinung gibt die bekannte Geschichte von jenem friedlichen Bürger, der in tugendhaftem Eifer das Dasein der Pariser Banditen anfocht und bei jeder Erzählung einer neuen Mordthat unglaubig die Achseln zuckte oder in ein „Albernheiten,“ „Mährchen,“ „Roman“ u. s. w. ausbrach, und wie sein radikaler Unglaube auch dann nicht kurirt wurde, als er das Unglück hatte, in die Hände eben dieser Banditen zu gerathen, die ihn schulgerecht erdrosselten. „Verschont mich mit Euren schlechten Späßen,“ rief er ihnen zu, als sie ihm den Strang um den Hals legten; „Ihr thut mir weh! ....“ Der Thomas unserer Tage sieht und fühlt und läugnet doch!

Trotz ihrer Wirklichkeit bleiben diese Sprünge der Verzweiflung oder Leidenschaft eine Ausnahme. Ihre Resultate lassen sich eben so wenig voraussehen und berechnen, als wie sie selbst. Oft erreichen sie, was auf keinem gewöhnlichen Wege erreicht worden wäre, aber oft verfehlen sie ihr Ziel, und dann .... damit ist Alles

gesagt .... Die darauf eintretende geistige Abspannung und Muthlosigkeit ist um so größer und gefährlicher....

Nur Ein Wort hätte Sancta trösten können, das Wort: ich will ihn retten .... Aber unter den obwaltenden Umständen ließ sich dieß Versprechen nicht geben, denn Gaston war fort und Niemand wußte ihn zu finden....

Angesichts dieses Seelenschmerzes eines Weibes, das er innig liebte, und eines Seelenschmerzes, gegen den er Nichts vermochte, entsank Romeo aller Muth.

Bald entschloß er sich, bei Sancta auszuhalten, obgleich er ihren Leiden unthätig zusehen mußte. Bald wollte er auf gut Glück den Bruder suchen, aber dann wäre die halbohnmächtige Schwester allein geblieben....

Plötzlich wurden die Thüren zur Straße und zum Hauptgebäude gleichzeitig geöffnet. Durch die erste trat Herr Williams ein, und in der zweiten erschien Jean-Marie Biot.

Als dieser den Zustand seiner Herrin sah, war er mit zwei Sätzen die Treppe hinab und kniete neben Sancta nieder.

„Was gibt's, Herr Romeo?“ fragte er argwöhnisch. „Was wollen Sie hier?“

Beim Klange dieser Stimme erhob Sancta das thränenschwere Auge. Ein Hoffnungsstral flog über ihre schönen Züge, als sie den treuen Bauer erkannte.

„Du weißt, wo er ist?“ lispelte sie kaum vernehmlich.

„Wer?“ fragte Biot, der vom ganzen Auftritt Nichts begriff.

Umsonst versuchte Sancta zu reden, das Wort erstarb auf ihren Lippen.

„Ihr Bruder,“ antwortete Romeo.

„Ihr Bruder?“ wiederholte Biot, leichenblaß. „Der Herr Marquis? ... Fürchten Sie für ihn?“

„Er weiß nicht mehr, als wir!“ lispelte Sancta. Sie schluchzte laut auf und sank ohnmächtig um.

Während Romeo ihr sanft die Hände streichelte und

Biot ihren Gürtel löste, trat Herr Williams, welcher in einiger Entfernung vermittelst seiner goldenen Lorgnette die ganze Scene theilnahmslos betrachtet hatte, auf die Gruppe zu. Sein Gesicht verrieth keine Spur von Bewegung.

„Um Vergebung," sagte er in stark ausländischem Accent, „ich bin der Sprache nicht mächtig und kann mich nicht ausdrücken, wie ich möchte, aber meine Absicht ist gut. . . . . Wenn das junge Mädchen Geld nöthig hat . . . . ."

Und damit zog er ein Portefeuille aus der Brusttasche.

„Hier ist Geld für sie . . . . ."

„Nicht nöthig!" fertigte ihn Biot kurz ab.

Herr Williams steckte das Portefeuille gemächlich wieder ein, langte an den Hut, kehrte ihnen den Rücken und stieg langsam die Treppe hinauf.

Inzwischen gewahrte Romeo in Sanctas Händen das Stückchen Papier, worauf Gaston zitternd das Wort Lebewohl geschrieben hatte. Das Papier kehrte ihm die Rückseite zu. Kaum hatte er neugierig den Inhalt zweier oder dreier Zeilen auf dieser Rückseite durchlaufen, als er wie besessen aufsprang und der Thüre zueilte.

Ehe Biot ihn befragen konnte, war er schon zum Hotel hinaus.

Jean-Marie nahm Sancta auf seine Arme, trug sie vorsichtig die Treppe hinan und legte sie in ihr Bett nieder.

6.

Der Hügel Saint-Chaumont.

In schmerzliches Träumen versunken, saß Gaston auf dem Bette Nazaire's. Dieser that, als dürfte er

seine Kleider, wandte aber kaum einen Blick von dem jungen Mann ab. Die Unruhe eines zärtlich besorgten Vaters und die Ergebenheit eines treuen Freundes mischten sich in diesen Blicken des redlichen Nazaire's.

Die heisere Glocke der kleinen Wanduhr von Fayence schlug halb zehn Uhr.

Plötzlich fuhr Gaston empor und schüttelte ungestüm das Haupt.

„'S ist an der Zeit," rief er.

Wie festgewurzelt stand Nazaire, in der einen Hand die Bürste, in der andern den Rock, so sehr erstaunte er ob der Veränderung, die in Einem Nu mit seinem Freunde vorgegangen. Aller Kummer schien vergessen und die Last der Verzweiflung abgewälzt. Stolze Ruhe thronte auf der edeln Stirn des Jünglings.

„Ich rechne auf Dich," sagte Gaston in kurzem, festem Tone, der wunderbar gegen seine frühere Weichheit und Rührung abstach. „Der Schwester ist ihr Recht geschehen. Die Zeit ist da, als Mann zu handeln!"

„Bravo!" rief Nazaire. „Das heißt, als Mann gesprochen. 'S wird gut gehen, Freund, es muß!"

Gaston band das Halstuch los, das ihm als Gurt gedient hatte, legte es um, knotete es in eine zierliche Rosette, wie es bei den Dandys jener Zeit Mode war, und zog erst die Weste, dann den Frack an.

„Ich bin fertig," rief er.

„Schön," antwortete Nazaire, den seidenen Hut glatt bürstend. „Wo geht's los?"

„Auf dem Hügel Saint-Chaumont."

„Famos! Und Dein Marquis weiß Bescheid, natürlich?... Das Thor Maillot ist nur für die gut, die ihr Frühstück im Voraus bestellen und den Polizisten bezahlen, damit er sie abfasse, so lange noch zum Abfassen Zeit ist.... Das kennt man... Aber die Hügel... Und doch," murmelte er zwischen den Zähnen, „gäb' ich alle meine Banknoten d'rum, wenn man uns abfaßte!.. In einer halben Stunde," fuhr er laut fort, „bringt uns

der Karrengaul an Ort und Stelle!... Aber, Sackerlot," rief er, sich die Stirn reibend, „wo ist unser zweiter Zeuge?... So ein Marquis hat immer seine zwei, und bin ich, meiner Seel', doch nur Einer."

„Hast Recht," antwortete Gaston. „Der Marquis hat von zwei Zeugen gesprochen."

„Was fängt man an, Palot? Wen gabelt man so in der Schnelle auf?... Den Poiret? Pfui, der schickt sich nicht für unser Eins.... Den Feignaut? Noch weniger.... Hm, hm! Bitterböse Geschichte!"

„So geh'n wir allein... Komm!"

Als Gaston die Thüre öffnete, hörten sie auf der Treppe eine frische Stimme, die ein lustiges Liedchen trillerte.

„Alle Wetter! Mignonne, ich höre Mignonne," winselte Dragon. „Schnell die Degen versteckt."

Er hatte Recht. Mignonne war's, gefolgt von Romeo, der noch das Papier in der Hand trug, worauf Nazaire den Abend zuvor deutlich und ohne Abbreviaturen geschrieben:

Nazaire, genannt Dragon, Boulevard Beaumarchais, im neuen Hause ohne Nummer, dem vierten nach dem Kaffé, die dritte Thüre im obersten Gange. Der Name steht darüber.

Diese Adresse war der Inhalt jener Zeilen, die auf der Rückseite des mit Lebewohl beschriebenen Blättchens Papier standen. Wir begreifen jetzt, warum Romeo so plötzlich aus dem Hotel Maillepré forteilte.

Sein erster Gedanke war, daß Gastons Gegner kein Anderer sei, als Nazaire, um so mehr, da er Dragons höchst empfindliches Ehrgefühl von früher her wohl kannte. Dieß und das Bewußtsein seines Einflusses auf Nazaire, welcher ihn als das Ideal eines braven Soldaten verehrte, erfüllten ihn mit solcher Freude, daß er schnurstracks davon rannte.

„Ein Wort von mir," sagte sich Romeo unterwegs.

„und der Streit zwischen Beiden ist beigelegt. Wenn ich nur noch zu rechter Zeit komme...."

Und er lief, was das Zeug halten wollte.

Endlich stand er vor dem Portier von Nazaire's Hause, einem würdigen Seitenstück zu Herrn Jalambot.

„Ist Herr Nazaire zu Hause?"

„Im sechsten Stock über'm Entresol," war die Antwort.

„Ich frage, ob er zu Hause ist."

„Gleich die dritte Thüre im Korridor ...."

Wunderbar, daß derlei Würdenträger so alt werden können, wie Methusalem, ohne daß auch nur ein Rohrstöckchen auf ihren Schultern abbricht.... Ist das nicht das beste Zeugniß für die unendliche Langmuth und Milde unsers civilisirten Jahrhunderts?....

Romeo hatte weder Zeit noch Lust, den Thorwart ad coram zu nehmen, und flog die Stufen hinauf, von vier zu vier.

Auf der sechsten Treppe traf er mit Mignonne zusammen, welche, den Milchtopf in der Hand, singend und trillernd hinauf kletterte und an Nichts weniger dachte, als an den Prolog zum blutigen Drama, der drinnen im Mansardenstübchen einstudirt wurde.

Romeo trat vor Mignonne ins Zimmer.

„Gott sei gedankt," rief er, „ich komme noch zeitig."

„Und wie gerufen!" fügte Dragon hinzu. „Das nenn' ich mir ein Glück!...."

Und ehe noch Romeo zu Athem gekommen, redete er ihn an in militärischer Stellung, kerzengerade, die flache Hand vor der Stirn:

„Habe die Ehre, Kapitän, Ihnen Gaston, genannt Palot, vorzustellen, meinen Freund, meinen wahren Freund, den ich lieber hab' als meinen Augapfel!..."

Romeo prallte zurück... Hatte er recht gesehen und gehört?

„Benannter Freund ist in übler Lage," fuhr Nazaire in gewählten Ausdrücken fort. „Eine Ehrensache ruft

ihn, Sie verstehen mich!.. und ich erlaube mir die bescheidene Anfrage, ob Sie nicht eine oder zwei Stunden sich abmüßigen könnten, die hergebrachte Zahl zweier Zeugen gewogentlichst zu vervollständigen....."

„Mein Herr," fiel Gaston ein, kalthöflich sich verneigend.

„Still, Palot, laß mich!" unterbrach ihn Dragon. „Es handelt sich um einen Spazirgang auf die Wiese hinaus, Sie verstehen mich, Kapitän. Um zehn Uhr soll's losgehen, und 's ist schon halb zehn. Ich bin dafür, die Sachen abzumachen, ehe das Bett kalt wird."

Aber Romeo hörte ihn nicht. Er stand in Gedanken vertieft da.

Inzwischen war Mignonne mit ihrem Milchtopf in der Hand bis auf die Thürschwelle vorgetreten, nicht wissend, was sie von diesem Besuch denken sollte.

„Mein Herr," sagte Gaston, zu Romeo gewandt, „die Zeit ist kostbar. Dürfen wir auf Ihre Hülfe rechnen?"

„So wollen Sie sich nicht mit einander schlagen?" fragte Romeo, außer sich vor Staunen.

„Still, still!" zischelte Dragon. „Mignonne hört uns! Ja oder nein, Herr Kapitän?"

„Wenn ich sonst Nichts thun kann," dachte Romeo halblaut, „will ich wenigstens das thun. Ich bin zu Ihren Diensten."

„Meinen besten Dank, Herr Kapitän," sagte Gaston, sich verneigend. „So wollen wir geh'n!"

Und damit war er schon auf der Treppe.

„Ein Wort!" sagte Romeo, Nazaire zurückhaltend und ihm Etwas ins Ohr flüsternd.

„Was? Wie?" rief dieser, ganz verblüfft. „Also nicht durch Zufall?"

„Nein, ich suchte ihn hier auf.... Aber wer tröstet das arme Kind? Sie weiß nicht einmal, daß ich bei ihrem Bruder bin."

„Halt, Kapitän, da ist Mignonne."

Romeo sah ihn verlegen an und schwieg.

„'S ist mein Weib, das, Herr Kapitän, mein Weib," stotterte Nazaire, bis über die Ohren erröthend. „Sei'n Sie ohne Furcht, Herr Kapitän . . . Wir sind bereits aufgeboten. . . Und dann ist sie so gut und brav! Sonst hätt' ich sie nicht genommen, Kapitän."

Die letztern Worte wurden mit solcher Treuherzigkeit gesprochen, daß Romeo sich nicht länger besann. Er ging auf Mignonne zu, die, merkend, daß von ihr die Rede sei, sich am Kamin zu schaffen machte, um ihre Röthe zu verstecken.

„Mademoiselle," sagte er, „Nazaire erlaubt mir, Sie um einen Dienst zu bitten."

Mignonne erhob sich eiligst und verneigte sich zierlich.

„Verzeihung, Kapitän," fiel ihm Dragon ins Wort. „Der Palot rumort unten vor'm Hause . . . ich werde eher mit dem Mädchen fertig. . . . Höre, Mignonne, der Palot, mein bester Freund, hat ein Schwesterchen, und der Herr Kapitän, für den ich mich in tausend Stücke hauen lasse, der hält was auf sie; zu der sollst Du gleich hingehen und sie trösten . . . Verstanden?"

„Und was soll ich ihr sagen?" fragte Mignonne.

„Daß Alles gut geht, Madmoiselle," antwortete Romeo „und daß ich bei ihrem Bruder bin, vergessen Sie das ja nicht und daß wir das Beste hoffen."

„So ist's, Mignonne, verstanden? Aber wie der Palot drunten wüthet. . . . Also, Mignonne, ins große Hotel an der Ecke der beiden Straßen des Francs-Bourgeois und Culture . . . zu Fräulein. . . ."

„Sancta von Naye!" fiel Romeo ein.

„Ich will mein Bestes thun," versicherte Mignonne.

Ehe noch Romeo ihr danken konnte, hatte ihn Nazaire ungenirt zur Thüre hinausgeschoben.

Unten stand Gaston schon mit Einem Bein im Fiaker. Kaum ward das Zauberwort ausgesprochen, welches dem Schwager ein gutes Trinkgeld verhieß, so stolperten die beiden lendenlahmen Karrengäule Hals

über Kopf davon und schleppten den Wagen donnernd über die Steine des Boulevard hin....

Keiner von den Dreien sprach eine Sylbe. Gaston saß wie leblos in der Ecke des Wagens, Nazaire neben ihm, doch so, daß er jeden Augenblick den unbarmherzigen Stößen der weniger als halb ausgepolsterten Seitenwänden ausweichen konnte. Romeo war tief bewegt. Als der Fiaker in die Straße des Fouburg du Temple einbog, brach Nazaire das Schweigen.

„Die Regel ist bekannt," sagte er sich räuspernd. „Die Zeugen sollen wissen, warum es sich handelt.... Ich bin dem Palot auf Treu und Glauben gefolgt, weil ich immer thue, was der Palot will.... Aber mit dem Kapitän ist das was anders!"

„Wie, Dragon," rief Romeo.... „Sie wissen nicht...."

„Kein sterbend Wörtchen!.... Ich weiß nur, daß der Palot durch und durch 'en ehrliche Haut ist, und daß er immer Recht hat.... Fragt sich nun, ob er sich erklären will."

„Ich kann und darf nicht!" antwortete Gaston.

„Da haben wir's Kapitän.... Jetzt versuchen Sie Ihr Heil!...."

„Ich bin auf alle Fälle Zeuge des Herrn," erwiederte Romeo, „was auch kommen mag."

„Von ganzem Herzen Dank mein Herr!" antwortete Gaston.

Romeo wollte Etwas sagen, aber er besann sich.

Was sollte er auch sagen? Das Benehmen Sancta's hatte etwas so Ungewöhnliches, daß es sich nicht in zwei Worten erklären ließ, ohne Mißtrauen und Verdacht zu erwecken. Am Besten er schwieg ganz davon . . .

. . . .

Wir sind den Dreien gefolgt und stehen jetzt mit ihnen auf dem Hügel Saint-Chaumont.

Es war ein rechtes Herbstwetter, bald Regen bald Sonnenschein. Pechschwarze Wolken mit schneeweißen

Rändern jagten über den wässerig-blauen Himmel hin, der Wind bließ mit Ungestüm in kurzen Stößen, welche die dicken Regentropfen fast in horizontalen Streifen schauerweise herabtrieben, um sie eben so schnell wieder aufzutrocknen. Bald entschleierte sich die Sonne und baute jenseits einen stolzen Regenbogen in die Luft, bald verkroch sie sich hinter einer finstern Wolkenburg und hüllte Alles in tiefe Nacht.

Die ferne Landschaft spiegelte deutlich den Kampf des Lichtes und der Finsterniß zurück, man sah, wie Licht und Schatten sich mischten, dann wieder sich verdrängten und so demselben Orte die verschiedenartigste Beleuchtung mittheilten. Breite Lichtstreifen flogen über die Ebene hin, gefolgt von ebenso vielen Schattenbildern, welche der Wirkung der Sonnenstralen entgegenarbeiteten.

Wie eine schwarze, wirre, todte Masse dehnte sich Paris um den Fuß des Hügels aus. Aber Ein Sonnenblick und welcher Wechsel! Alles schien zu leben, sogar die zahllosen Mauern, die wie auf einen Zauberschlag aus dem Dunkeln der Nacht in die Helle des Tages hervorsprangen.

Es war ein prachtvolles Schauspiel der Natur! Bald lustig, bald furchtbar, immer aber groß, schön und neu!

Und dabei der düstere Vordergrund der öden unbewohnten Hügel mit ihren weit gähnenden Schlünden von gräulicher Thonerde! Noch vor wenig Jahren hatten diese Höhen, welche an zwei volkreiche Barrieren gränzen, ein durchaus ländliches Aussehen, so daß, wer nur das moosbewachsene Terrain dieser Miniatur-Alpen ins Auge faßte, sich weit von jeder Stadt entfernt glauben konnte.

Freilich dauerte die Täuschung nicht lange, denn links die weißen Häuser, welche sich reihenförmig über die Ebene von Belleville aufthürmen, vorn aus ganz Paris, vom Dom der Salpetrière bis zu den Portikos der Magdalenenkirche, von den schlanken Thürmen des

heil. Vincenz von Paula bis zu den Kupferdächern der Invaliden; rechts, die runde Kaserne von Belleville, die Mühlen von Montmartre, hinten der Thurm von Saint-Denis: Alles dieß erinnerte bald genug an die Metropole der Welt.... Geschweige denn in unsern Tagen, wo die Festungswerke mit ihren Feuerschlünden, welche nur zum Schein der Gränze zugekehrt sind, jede Illusion einer ländlichen Einsamkeit in der Geburt ersticken!....

Romeo, Nazaire und Gaston warteten schon eine ganze Viertelstunde. Es war zwanzig Minuten nach zehn Uhr und noch immer kein Marquis zu schauen.

Nazaire hatte den Fechtapparat unter einem Gebüsch versteckt und sich auf die Seite begeben, um ein passendes Terrain für den bevorstehenden Kampf zu suchen.

„Vielleicht kömmt er nicht," sagte Romeo in einem Ton, welcher unwillkürlich den Wunsch verrieth, daß es so sein möge.

„Er kömmt!" antwortete Gaston. „Ich hab' ihn beleidigt."

„In solchen Dingen pflegt man glücklich zu sein...."

„Er kömmt!" wiederholte Gaston .... „Ich stehe dafür."

Inzwischen waren die Beiden auf den höchsten Punkt des Hügels gekommen, wo ihnen der Wind schneidend ins Gesicht wehte.

Romeo nahm Gaston bei der Hand und zog ihn hinter eine Böschung, welche einigen Schutz gewährte.

Es bedarf oft nur einer solchen Kleinigkeit, um als Einleitung zu vertraulichen Mittheilungen zu dienen und Herz dem Herzen zu erschließen. Eben als Romeo sich Gaston eröffnen wollte, wurde er durch einen lauten Freudenruf Nazaires jenseits des Walles gestört.

Nazaire hatte Gaston von Herzen gern und würde seinen Kameraden bis aufs Blut vertheidigt haben, aber ein Duell besaß einen unwiederstehlichen Zauber für ihn. Die Vorbereitungen für den Zweikampf hatten so manche liebe Erinnerungen an ähnliche Abenteuer in ihm auf-

gefrischt und sein kampflustiges Blut in Wallung gebracht! Ja, es schien, als ob der kühle Morgenwind, den auch der Jäger so froh begrüßt, weil er ihm vom Wildstande Kunde gibt, ihn vergnügend anwehe und in jene Zeit seiner afrikanischen Heldenlaufbahn zurück setze, wo er unter riesigen Palmen Mann gegen Mann, den Säbel in der Faust, der beengenden Uniform ledig, die Waffenprobe bestanden hatte....

Jeder hat seine Schwächen und Fehler!

„Ein Juwel!“ rief er den Beiden zu.... „Ein wahres Juwel von Terrain! So eben, so hart und fest! Sag' Euch, ein Juwel!....“

Mit einem Sprunge setzte er den Wall hinab und stand vor Romeo, der ihn unwirsch ansah, ohne daß Nazaire es bemerkte.

„Das wäre das!“ rief er glücklich.... „Somit fehlt uns Nichts als der Marquis. Aber halt, Palot,“ fuhr er in anderm Tone fort, „Du willst nicht sagen, warum Du Dich schlägst.... Das magst Du halten, wie Du willst, nur sag' uns, welche Nummer führt Deine Beleidigung wieder ihn.... Nummer Eins, Zwei oder Drei?“

„Ein Schlag ins Gesicht!“ antwortete Gaston.

Romeo sah nieder und runzelte die Stirn.

„Nummer Eins!“ rief Nazaire blinzelnd. „Wie aber, wenn der Andere mit dem ersten Blutstropfen zufrieden ist?....“

„So bin ich's nicht. Auf Tod oder Leben!“ sagte Gaston mit eisiger Kälte....

Romeo bebte zusammen, Nazaire drehte sich eiligst um, seinen Schrecken zu verbergen und ging pfeifend von den Beiden weg....

Immer lauter schnob der Wind und heulte in den entblätterten Zweigen der benachbarten Gebüsche. Die Wolken trieben am gräulich-blauen Himmel hin und her gleich den Wogen der sturmgepeitschten See....

Die Uhr wies drei Viertel auf Eilf und Nichts verkündete die Ankunft des Marquis.

Romeo schöpfte neue Hoffnung....

„Das könnt' er sein!" rief plötzlich Nazaire von oben herab und zeigte nach der Gegend, woher auch sie gekommen waren.

Romeo blickte um sich und erschrack, denn er sah ein elegantes Coupee, mit zwei prächtigen Rossen bespannt, auf dem Wege der Barriere de la Villette in gestrecktem Galopp heraneilen.

7.

Mignonne.

Drei Männer stiegen aus diesem Coupee, das ungefähr in der Mitte des Hügels in gleicher Höhe mit dem Fiaker, aber auf der entgegengesetzten Seite anhielt, und klommen den Abhang hinan.

Der eine trug unterm Arm ein Paar Degen in einem Maroquin-Etui, der Andere in der Hand einen Pistolenkasten, der Dritte, sorgfältig in einen warmen Pelzmantel gehüllt, trug Nichts.

Als der Vorangehende Romeo und Nazaire oben stehen sah, grüßte er sie schon von Weitem höflichst, worauf diese ebenso antworteten.

„Da ist unser Mann!" rief Nazaire. „Jetzt gilt's, Palot. Ich wollt', ich wär an Deiner Stelle, mein Bürschchen, er wär' mir nur so ein Mundvoll, der Marquis da!"

„Ich bitte, fassen Sie sich kurz, meine Herren," sagte Gaston.... „Ich habe Eile!" . . . .
. . . .

In derselben Viertelstunde richtetete Jean-Marie

Biot in Galla-Livree das Frühstück der Frau Herzogin Wittwe von Maillepré an.

Er war immer die alte Treue, Ehrerbietung und Ergebenheit, aber ein geheimer Kummer schien ihn zu drücken, als er so vor dem Kamine kniete, um die Höllenglut zu schüren, welche das träge Blut der achzigjährigen Greisin vor gänzlichem Erstarren bewahren sollte.

Die Herzogin hatte die Abwesenheit Sancta's und Gastons nicht bemerkt, ihr Geist war vor dem Fleisch erstorben und Gemüth hatte sie nie besessen.

Sie richtete sich auf in ihrem hohen Lehnstuhl mit Ohrkissen, faltete die runzeligen Hände über dem schwarzseidenen Gewande und schloß die Augen, ihre Siesta zu halten.

„Wo sind Gaston und Sancta?" fragte Bertha leise, als Jean-Marie an ihr vorüberging.

„Fräulein Sancta weint in ihrem Zimmer," antwortete Biot, „und der Herr Marquis...."

Die Stimme versagte ihm und er blickte schweigend zur Pendeluhr, die eben drei Viertel auf Eilf zeigte.

„Nun Biot?.... Und Gaston...."

„In 'ner Stunde kann ich Ihnen sagen, Fräulein Bertha, ob der Herr Marquis lebt oder todt ist."

Bertha erbebte an allen Gliedern, denn noch war ihre Geschwisterliebe nicht ganz erstorben.

„Sancta weint," hub sie nach einer Weile an. „So will ich zu ihr und sie trösten."

„Fräulein von Maillepré, lesen Sie mir vor, ich bitte," erscholl die heisere Stimme der Herzogin, eben als Bertha der Thüre sich näherte.

Wie festgebannt blieb sie stehen. Ihre Augen erloschen, ihr Antlitz wurde kalt wie Marmor, aber sie wagte kein Wort der Erwiederung. Sie gehorchte blindlings.

Biot verließ das Zimmer der Herzogin und ging in seine Loge. Länger als eine Stunde saß er dort, starr und unbeweglich, die angefangene Arbeit auf dem

Schooße, die Arme über der kräftigen Brust gekreuzt, mit gesenktem Blick... Keine Klage scholl über seine Lippen, nicht einmal ein Gebet, und doch war er aus der christlichen, gläubigen Provinz, wo der Bauer, geschützt durch seinen gesunden Sinn, mehr noch als durch seine Unwissenheit, sich seines Rosenkranzes nicht schämt und lieber zum Gekreuzigten aufblickt, als zum Gott der rechtschaffenen Leute; wo das Unkraut jenes sterilen Scepticismus, jenes ohnmächtigen Eklekticismus oder veralteten Deismus, den Voltaire neu aufwärmte, noch keine Wurzel geschlagen hat, um mit dem Schöpfer zu liebäugeln, während sie seine Priester, vom niedrigsten bis zum höchsten, mit Hohn und Spott übergießen. Wozu sollte er auch beten? Mußte doch Gastons Schicksal bereits entschieden sein!...

Mit banger Ungeduld wartete er auf Nachrichten. Es war ihm, als schwebe an seidenem Faden ein zweischneidig Schwert über seinem Haupte. . . . .

Werfen wir einen Blick in Sancta's Kammer.

Das schöne Mädchen lag angekleidet auf ihrem Bette. Mignonne saß vor ihr und war nach besten Kräften bemüht, ihr Trost und Hoffnung zuzusprechen. Gleich auf den ersten Blick hatte sie in Sancta die junge Stickerin aus dem Hause der Madame Sorel wiedererkannt, der sie den Tag zuvor so wehe gethan.....

Mignonne war Nichts weniger als ein Engel, oder doch ein solcher, der sich am irdischen Feuer leicht die Flügel versengt und sein weißes Gewand der Unschuld hie und da etwas befleckt hatte. Aber macht Ihr dem Soldaten, der sich waffenlos in den Kampf begibt, seine Niederlage zum Vorwurf?....

Seht nur, wie diese armen Geschöpfe aufwachsen. Kein befreundeter Mund lehrt sie den Namen Gottes lallen. Von der Wiege an hören und sehen sie Nichts als physisches und sittliches Elend. Sie wissen Nichts von der heiligen Freude der Eltern- und Geschwisterliebe einer Freude, die sich bei Reich und Arm findet, so lange

die blinde Lust und die giftige Unzucht nicht das Elend in Schande und die Klage in Lästerung verkehren.... Statt an diesen unschuldigen, heiligen Familienfreuden sich laben zu können, seufzen sie unter dem Joche einer Arbeit, die sie verwünschen und von der sie durch sinnlose Orgien sich erholen... Kein Lichtstral fällt erhellend in die Nacht dieses viehischen Lebens!...

Ist das ein Vater, der trunken heimkehrt und seine Frau würgt? .. Ist das eine Mutter, die sich in die heulenden Saturnalien an den Barrieren stürzt und die Nächte durchschwärmt, während ihre Kinder nach Brod jammern und vor Kälte zittern?

Ja, das Herz kehrt sich im Leibe um beim Anblick dieses entsetzlichen Elends, wogegen die Orgie betäuben soll ... Oh, welche Grausamkeit, welche Barbarei gehört dazu, diesen tausend und aber tausend Unglücklichen den letzten Trost, die letzte Hoffnung zu rauben?!....

Verflucht, dreimal verflucht sei jene falsche Philosophie, die ihnen das Kreuz entreißt, das sie zitternd umklammern!!

Ihr lästert ihre Religion, indem Ihr die Diener derselben verspottet,-Ihr scheltet ihre liebsten Hoffnungen Lügen, Ihr nehmt ihnen den Glauben an ein Jenseits!

Was, frage ich, was habt Ihr ihnen als Ersatz gegeben?

Den Gott des lustigen Liedes, nicht wahr? einen Gott, recht lebensfroh und sinnlich, dessen Evangelium ein Couplet der komischen Oper ist: Spiel, Wein und Weiber?

Aber ihr Spiel endet mit Selbstmord; ihr Wein ist vergiftet; ihre Liebe, durch Euch jedes Zügels ledig, schwellt den Menschenstrom mit jenen Tausenden armer Würmer an, die nie den süßen Vaternamen stammeln dürfen; ein entartetes, verschrumpftes, ausgedörrtes, schandsüchtiges Geschlecht, das Euch um Eures Brodes willen haßt, und mit Recht.....

Nicht zufrieden damit, habt Ihr diesen Unglück-

lichen, gegen welche die ganze Tücke Eurer Theorien gerichtet ist, den Glauben an jede uneigennützige Menschenliebe benommen und die Almosen gelästert ... Daher Euern hämischen Angriff auf jene barmherzigen Schwestern, welche der bescheidene Stolz unserer christlichen Civilisation sind, vor denen selbst das achtzehnte Jahrhundert ehrerbietig sich verneigte.

Aber habt Ihr nicht Millionen, die unsäglichen Wohlthaten, deren Quelle oder Kanal der Klerus ist, aufzuwiegen?

Gott bewahre, Ihr habt Nichts, als wohlgedrechselte, schönklingende Redensarten.... „Der Unglückliche ist Mensch und Bürger, wie wir," sprecht Ihr, „ihn mit Almosen füttern, wäre eine Beleidigung ... er hat ein Recht auf Arbeit."

Ja, gewiß hat er ein Recht auf Arbeit. Aber sorgt nur, daß er welche finde!

Erst wenn Ihr ihm die Arbeit gebt, worauf er ein Recht hat, erst dann ist's an der Zeit, die uneigennützige Menschenliebe als veralteten Lumpen auf den Mist zu werfen... Dann seid Ihr bloß Undankbare; jetzt aber seid Ihr Barbaren!! . . . .

Mignonne erblickte das Licht der Welt in einer ärmlichen Wohnung des Quartiers Saint-Marcel. Ihre Eltern arbeiteten sechs Tage in der Woche und vertranken am siebenten, dem Tage des Herrn, ihren ganzen Gewinn, natürlich zur größern Ehre Gottes. Beide segneten das Zeitliche, ohne etwas Anderes im Leben kennen gelernt zu haben, als Schweiß, Hunger oder viehische Lust...

Mignonne wuchs heran, wir wissen nicht wie? In ihrem zwölften Jahre, als sie, blühend wie eine Rose, bei einem Gärtner in Montrouge diente, zog es sie unwiderstehlich nach Paris zurück.

Sie kam und ließ sich als Grisette nieder, aber zum Glück nicht als studirende. Ein günstiger Stern

führte Nazaire ihr in den Weg, eben als sie am Rande des Lasters hin und her schwankte.

Nazaire bot ihr die Hand. Das rettete sie!...

Ein gewisses, höchst albernes Sprüchwort besagt, daß nicht jede Wahrheit für's Ohr tauge! ... In der That kennen wir ein Büchlein, wo den jungen Arbeiterinnen ziemlich unverhohlen also vordozirt wird: „Meine werthesten Damen, einige unverschämte Moralisten verlangen einen moralischen Lebenswandel von Ihnen; eine Forderung, ebenso abgedroschen, als absurd, wie ich Ihnen beweisen will .... Ihre Arbeit bringt Ihnen täglich zwanzig Sous ein, zum Leben gehören aber allerwenigstens vierzig Sous, folglich ist es materiell unmöglich, daß Sie tugendhaft bleiben; die Tugend ist für Sie ein Utopien, ein Traum. Wer von Ihnen nach Moral strebt, der strebt nach einer Unmöglichkeit. Nur ein Tieger, ein gemeiner Heuchler, oder ein Geldmensch kann so was von Ihnen verlangen ...."

Ungefähr so, wenn auch nicht in denselben Worten, schließt obbesagtes Büchlein.... Folgerichtig hätte es hinzufügen sollen: Also werfen Sie hurtig Ihr Nähzeug in den Wind, meine Damen, tanzen Sie die Polka, singen Sie die Masurka und schleichen sich auf die blumig-duftigen Pfade jenes gentilen Faubourg, wo die Loretten wachsen .....

Ja, das Leben dieser armen Mädchen, die für ihre undankbare Arbeit so geringes Salair beziehen, ist ein höchst mühsames, schlüpferiges und gefährliches ... Je näher sie dem Abgrunde stehen, um so schonender sollte man an ihnen vorübergehen. Die leiseste Berührung mit der Hand, noch so liebenswürdig angebracht, kann tödtlich für sie werden. Weiß man doch, daß die Tiefen dieses blumenumrandeten Abgrundes von giftigen Schlangen wimmeln!......

Gewiß haben die Ideen und Bestrebungen der Gegenwart, dem Recht auf Arbeit Geltung zu verschaffen, etwas Edles und Großartiges. Sie überzeugen, mehr

noch, sie begeistern uns, wenn sie mit der Beredtsamkeit, der wissenschaftlichen Schärfe und dem männlichen Ernst eines Louis Blanc vorgetragen und erörtert werden ... Aber sie empören uns im Munde und in der Feder jener beschränkten, verblendeten oder böswilligen Schwarmgeister, die der guten Sache schaden, indem sie blinden Haß gegen alle Ueberlieferungen der Vergangenheit dem Volke einblasen.

Mit Unwillen hören wir jenes fanatische Geschrei von den Dächern herab, das nicht einmal das Verdienst hat, auf ein neues Uebel aufmerksam zu machen, weil dieß Uebel ein altbekanntes, längst eingestandenes ist.

Hier, wie überall, ist wohl zu unterscheiden. Ehre dem biedergesinnten, treumeinenden Talent, das in stillem Ernst die sittliche Umwälzung vorbereitet, die früher oder später den Arbeiter erheben und ihm ein günstigeres Loos schaffen muß! Aber Schmach und Schande jenen leidenschaftlichen Schreiern, welche die Frage verwirren, statt sie zu lösen; welche beleidigen, höhnen, ins Geheim verlästern, auf niedrige Weise um die Volksgunst buhlen, für Geld schmeicheln, kurz, den Kern des Staates, das Volk, vergiften!! . . . .

. . . .

Zu ihrem Glücke konnte Mignonne noch nicht lesen, als das Schicksal ihr Nazaire zuführte ... Dieser wurde ihr Erzieher. Was dem Professor an Geschick abging, das ersetzte sein trefflicher Wille, zugleich mit der Wißbegierde und der Bildungsfähigkeit seines niedlichen Zöglings, so daß Mignonne in kurzer Zeit lesen und schreiben lernte, auch Etwas aus dem christlichen Glauben wußte, gerade so viel, als Nazaire von dem Unterrichte seiner alten Mutter behalten hatte.

Nazaire hatte Recht, das gute Kind verdiente einen braven Mann. ....

Als Mignonne ins Zimmer trat, saß die arme Sancta mit verweinten Augen im Bette. Dieser Anblick des leidenden Mädchens benahm ihr alle Verlegenheit.

Sie ging rasch auf Sancta zu und drückte ihr theilnehmend die Hand, wie einer Schwester.

„Ich bringe Ihnen einen Gruß von Herrn Romeo," sagte sie mit einem zärtlichen Blick auf Sancta, welche sie verwundert ansah.

„Ja, ja, es ist so," rief sie lächelnd. „Herr Romeo ist bei Dragon und Ihrem Bruder."

„Wo sind sie?" fragte Sancta hastig.

Mignonne besann sich; sie wollte nicht sagen: sie schlagen sich.

„Sei'n Sie ruhig," tröstete Mignonne. „Dragon ist stark, wie ein Löwe und er liebt den Palot... der Palot ist Ihr Bruder... wie sich selbst und mehr noch, auf mein Wort!... Herr Romeo ist auch da, und der sagte mir: „Alles geht gut."

Sancta athmete freier und dankte Gott im Stillen für diese frohe Nachricht, denn es schien ihr, daß Gaston bei Romeo gut aufgehoben sei.

„Aber wer ist der Dragon?" fragte Sancta.

„Mein lieber Mann," antwortete Mignonne entschlossen, obgleich ihre Wangen purpurroth glühten. „Noch nicht ganz," fügte sie rosig lächelnd hinzu, „aber nächstens, wir sind schon aufgeboten.... Freuen Sie sich, mein liebes Mamsellchen, daß Ihr Bruder beim Dragon ist. Dragon ist so tapfer und muthig, und hat mehr als Eine Medaille im Kriege gegen die Mohren bekommen. Er sagt, er wolle Jedem die Rippen entzwei brechen, der seinem Palot was zu Leide thut. Bei ihm und Herrn Romeo, der sein Kapitän in Algier war, kann Ihrem Bruder Nichts geschehen."

„Wie wohl Sie mir thun....."

„Oh, lange nicht so viel, als ich möchte," unterbrach sie Mignonne... „Ich sehe, Sie kennen mich nicht mehr, aber ich war's, die Ihnen gestern bei Madame Sorel so wehe that, daß Sie zu weinen anfingen und fort liefen.... Glauben Sie mir, ich hätte mir fast die Zunge abgebissen, so bös war ich auf mich. Ich sage

Ihnen das von selbst, weil es mich drückte und ich Nichts auf dem Herzen haben will gegen Sie. Gleich morgen sollen die Mamsellen ....."

Sie hielt ein und liebkoste Sancta's Hände.

„Aber reden Sie doch .... ich muß wissen, ob Sie mich wiederkennen, weil ich Sie liebe und reizend finde."

Sancta lächelte sie wehmüthig an.

„Betrübt Sie das?" fragte Mignonne naiv. „Oh, ich muß wissen, ob Sie mir noch böse sind?"

„Wie könnt' ich," antwortete Sancta, diesem kindlichen Geplauder willig zuhorchend. „Sie hatten ja keine böse Absicht."

„Oh, gewiß nicht!" rief Mignonne. „Wüßten Sie nur, wie ich mir zürnte über dieß dumme Geschwätz... Und doch, ich an Ihrer Stelle hätte mir aus solcher Kleinigkeit Nichts gemacht... Aber ich weiß nicht, Sie sind ganz anders wie unser Eins... sonst hätt' ich in der halben Stunde Sie längst geduzt....."

Mignonne schwieg plötzlich, denn Sancta richtete sich im Bette auf und stützte die brennendheiße Stirn.

Tiefbewegt sah Mignonne sie an und ließ sich neben ihr auf's Knie nieder, so daß die blonden Häupter der beiden jugendlichen Mädchen sich berührten.

„Wie lang wird Ihnen die Zeit, nicht wahr? Mein Geschwätz ermüdet Sie, und doch möcht' ich Sie trösten .... Nur Geduld, er kömmt gewiß recht bald zurück. Dragon ist ja bei ihm."

„Ihre Gesellschaft thut mir gut," sagte Sancta, Mignonnes Hand drückend. „Ohne Sie wär' ich fast verzweifelt."

„Der liebe Gott ist so gut. Er wird gewiß Ihr Gebet erhören.... Lassen Sie uns für ihn beten!"

Sancta öffnete ihre Arme und schloß tiefgerührt Mignonne an's Herz.

Dann knieten Beide neben einander und flehten zu Gott um das Leben Gastons. . . . .
. . . .

Das geschah im nämlichen Augenblicke, wo Nazaire die Degen maß, Gaston und der Marquis zum blutigen Werke sich entkleideten.

8.

Das Gewitter.

Als der junge Marquis Gaston von Maillepré nebst seinen beiden Zeugen die Spitze des Hügels erreicht hatte, grüßte er seinen Gegner vornehm höflich.

Um jeder Verwechslung vorzubeugen, wollen wir den Einen den Marquis, den Andern schlechthin Gaston nennen.

Gaston erwiederte diesen Gruß mit einer steifkalten Verbeugung. Du Chesnel, der eine Zeuge des Marquis, erkannte seinen Schwager auf den ersten Blick, wußte aber als gewandter Diplomat seine Verwunderung gut zu verstecken ....

Josepin, der zweite Zeuge des Marquis, ließ das Gesicht hängen und sah gewaltig blaß aus. Bald hatte er mit dem Regenschirm zu kämpfen, bald rückte er an der goldenen Brille, bald preßte er das Degen-Etui krampfhaft an sich, das ihm mehr Mühe zu machen schien, als zwölf Dutzend chirurgische Bestecke.

Als Romeo den Marquis sah, den er von Afrika her als gewaltigen Raufbold und geübten Fechter kannte, runzelte er die Brauen und blickte Gaston schmerzlich an.

„Ich freue mich, Sie hier zu finden, Herr Kapitän," sagte der Marquis, Romeo die Hand reichend, welche der Kapitän kaum mit den Fingerspitzen berührte.

Nazaire stand kerzengerade neben Gaston, die beiden alten Degen unterm Arm; ihm gegenüber der Doktor, der in jeder Beziehung seltsam wider den Arbeiter kontrastirte.

„Ein abscheulich Wetter, meine Herren, für solche Angelegenheiten, wie diese," rief der Marquis, in die zierlichen, schneeweißglacirten Hände blasend.

„Ich rathe, die Sache aufzuschieben," fiel Romeo hastig ein.

„Ich auch," stimmte Josepin bei.

Du Chesnel und Nazaire schwiegen.

„Ich," warf der Marquis leicht hin, dem Blicke Gastons scheu ausweichend; „ich bin zu Allem bereit... und wünsche nicht mehr Aufschub," fügte er unter zierlicher Verbeugung hinzu, „als nöthig ist, mich bei den Herren für mein spätes Eintreffen zu entschuldigen."

„Eine volle Stunde!" brummte Nazaire. „Das zählt was ...."

Gaston wies ihn mit zornigem Blick zur Ruhe.

„Es scheint, wir sind fertig," sagte Gaston mit eisiger Kälte. „Geh'n wir ans Werk!"

„Wie Sie befehlen, mein Herr!" erwiederte der Marquis.

„Aber es ist Regel ...." fing Romeo an, der von trüben Ahnungen gepeinigt wurde.

„Ich erinnere Sie an Ihr Versprechen, mein Herr," fiel ihm Gaston ins Wort und sah ihn finster an.

Romeo ließ betrübt das Haupt sinken.

„Wenn's beliebt, meine Herren," rief Nazaire. „Folgen Sie mir zur Stelle, einem wahren Juwel!"

„Wo in aller Welt hat mein Herr Schwager diesen Zeugen aufgegabelt?" sagte Du Chesnel zu Josepin.

„Und denk Dir," flüsterte der Doktor dem Diplomaten ins Ohr; „weder Herr von Varannes, noch Herr von Vaulnes!"

Nazaire ging voran und guckte den Marquis verstohlen über die Schulter an. — „Hätt' ich Dich, wie wollt' ich Dich!" dachte er bei sich. Ihm folgte zunächst der Marquis, seinen Pelzrock über dem Arm. Er mochte um einen Kopf kleiner sein als Gaston, welcher

verglichen mit dem zarten, fast weiblichen Wuchse des Marquis ihm an Kraft ungleich überlegen schien.

Sie standen jetzt auf dem Kampfplatz, dem „Juwel.“ Es war ein längliches, wenig tiefes Loch mit geebnetem Boden, vierzig Fuß lang und fünf oder sechs Fuß breit. Auf der einen Seite befand sich eine Art von Mauer, in der sich hie und da Spuren der Hacke zeigten; auf der andern eine halb mit Haidekraut bekleidete Erdwand, aus der die unterwühlten Wurzeln magerer Gesträuche in langen Flechten herabhingen. Dieser Platz bot hinreichenden Schutz wider den Wind und Spaziergänger waren in Folge des abscheulichen Wetters nicht zu fürchten. Nur der Zufall konnte die Duellanten hier überraschen.

Die gegen die Stadt zu liegende Erdwand vertiefte sich in der Mitte und ließ auf eine wirre Häusermasse sehen, deren hohe Schornsteine der Wind bestrich und ihren Rauch in lange horizontale Streifen wehte.

Zwischen diesen Häusern und dem Auge stieg einer jener industriellen Obelisken empor, die unaufhörlich ihren pechschwarzen Kohlendampf in die Luft ausstoßen, bald in senkrechten Linien, wenn kein Wind ging, bald in phantastischen Krümmungen, ähnlich dem Gewölk, welches die schnaubende Röhre des Dämpfers in der Luft zurückläßt....

Gaston zog den Rock aus, faltete ihn zusammen und legte ihn auf einen Stein. Der Marquis that deßgleichen, aber warf ihn von Weitem Josepin zu.

Unter dem Rock trug der Marquis ein weites faltenreiches Hemd, dessen Oeffnung ein weitbauschiger Bruststreif mit tausend weichen Kräuschen, die unter dem Drucke des Oberrockes gelitten hatten, sorgfältig verdeckte. Dieß Hemd hing locker und ungesteift um den obern Theil des Leibes, die Formen desselben verhüllend, während die eng anliegenden Beinkleider nicht die leisesten Falten warfen und die vollen, runden Gliedmassen hervordrängten.

Seit den neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaft ist es eine ausgemachte Sache, daß die jungen Husaren-Offiziere unter ihren Hemdchen ein Korsett tragen, so hart wie Kieselstein, ein mechanisches Korsett, das ihnen gefährlicher wird, als das Blei des Feindes. Diese Schnürbrust, alle Morgen geschnürt von der derben Faust der ordonnanzmäßigen Kammerzofen, die ihre Lieutenants bedienen, sobald sie mit der Toilette ihrer Pferde fertig sind, diese mörderische Schnürbrust, sage ich, wirkt Wunder und gibt einem Fallstaff an Dicke die luftig schlanke Taille der Fräuleins Nathalie von Fitzjames.

War auch der Marquis nicht ganz so dünn, wie ein Husarenlieutenant, so war er doch allzudünn.

Uebrigens stand dieß trefflich zu dem zarten, fast weiblichen Ausdruck seiner Züge und der Anmuth seiner ganzen persönlichen Erscheinung.

Wie anders Gaston, der in diesem feierlichen Augenblicke sich in der Fülle seiner edlen, männlichen Schönheit zeigte: hochaufrecht, stolz, ruhig, unerschrocken, todesmuthig!

Mit jeder Sekunde wurde sein Auge fester und sicherer, während der Marquis seine Unruhe hinter einer erkünstelten Heiterkeit zu verstecken und dem Blicke Gastons ängstlich auszuweichen schien.

„Der Herr Marquis," sagte Du Chesnel, nachdem das Degen-Etui und der Pistolenkasten geöffnet worden, „ist der beleidigte Theil, folglich steht die Waffenwahl bei uns."

„Ich verzichte darauf," fiel der Marquis hastig ein.

Romeo und Dragon sahen ihn erstaunt an.

„Ich verzichte darauf," fügte der Marquis erröthend hinzu, „weil es mir gleich gilt."

„So greif zum Degen," rief Nazaire. „Das knallt nicht ...."

„Es sei!" erwiederte der Marquis.

In dem Augenblick trat die Sonne zwischen zwei

pechschwarzen riesiggroßen Wolken hervor, die beide Enden des Horizonts berührten und nur einen kleinen Raum gerade über den Häuptern der Fechtenden offen ließen, während der Sturm heulte und einige dicke Regentropfen niederschoßen.

„Acht gegeben, Palot, mein Bürschchen," zischelte Nazaire, als die Kämpfenden aufgestellt waren. „Den Leib aufs linke Bein gestützt .... Das rechte Bein frei .... Aug' in Auge ...."

„Gedenke meiner Schwester ...." unterbrach ihn Gaston.

Aufs gegebene Zeichen klirrten die Degen an einander.

Romeo athmete kaum, Nazaire riß den Mund auf und folgte der zitternden Bewegung der Waffenspitzen. Josepin zog sich unheimlich zurück, Du Chesnel stand mit Nazaire's Degen Romeo gegenüber.

Gaston stieß gerade darauf los, aber eine spielende Bewegung des Marquis und die Waffe flog aus Gastons Hand.

Der Marquis bog die Spitze seines Degens zur Erde. Er war blaß, seine Lippen zitterten.

„Er dauert mich," flüsterte er Du Chesnel zu, „er kann nicht die Spur .... Wechseln wir die Waffen, oder hören wir auf, so lang es noch Zeit ist!" rief er laut, ohne vom Boden aufzusehen.

„Der Herr Marquis scheint geneigt, den Kampf aufzugeben," fragte Romeo vortretend.

„Ich bin geneigt," antwortete Herr von Maillepré ganz leise.

„Aber ich nicht!" sagte Gaston ruhig und hob den Degen auf.

„Ich bin der Beleidigte," hub der Marquis aufs Neue an, während seine Wangen immer röther wurden, „ich weiß nicht, warum Sie mich beleidigten, dennoch verlang' ich keine Abbitte."

„Was Sie mit Recht können," fiel Nazaire ein.

„Mein Herr,“ sagte Romeo, zu Gaston gewandt, „alle Umstände dieses Duells sind höchst befremdend, aber dieser übersteigt allen Glauben. Ich muß Ihnen sagen, der Kampf kann nicht fortdauern.“

„Ich darf nicht sagen, warum ich mich schlage,“ antwortete Gaston ruhig, seinen Gegner anblickend, der noch immer niedersah. „Aber das schwör' ich Ihnen, daß er morgen wie heute, und nach einem Jahr so gut wie morgen, und das an jedem Orte, immer dieselbe Kränkung von meiner Seite zu gewärtigen hat. Einer von uns Beiden muß bleiben. So lang ich lebe, soll er den Namen, den er mir gestohlen hat, nicht ungestraft tragen.“

Der Marquis runzelte die Stirn und erröthete im ganzen Gesichte, wagte aber nicht aufzusehen.

„Ich habe mein Möglichstes gethan. Mehr kann ich nicht,“ flüsterte er.

Er besann sich noch eine Sekunde, dann band er langsam die Klinge.

Aufs Neue klirrten die Degen. Als der Marquis den Metallklang hörte, flammte ihm das Auge.

Gaston packte krampfhaft den Degengriff und stieß immer darauf los, daß ihm vor Freuden die Brust röchelte und die Stirn von Schweiß triefte, während der Marquis Nichts that, als Pariren.

Aber je länger der Kampf dauerte, um so ungeduldiger wurde der Marquis; man sah, wie er nur mit Mühe die Lust des Nachstoßens bezähmte und seine Züge immer mehr sich verfinsterten.

Noch einmal flog der Degen aus Gastons müder Hand und schon zückte der Marquis den seinen. Doch er besann sich.

„Maillepré, Maillepré,“ röchelte Gaston, mit den Händen das Antlitz verdeckend. „O mein Vater, gut, daß unser Name bei Dir im Grabe ruht, Dein Sohn weiß ihn nicht zu vertheidigen.“

Mit wüthendem Sprunge hob er den Degen auf und eilte an seinen Platz zurück.

„Seh'n Sie nicht, daß man Sie schont, mein Herr?“ rief Romeo, hoffend, die Bitterkeit dieser Worte werde Gaston zur Besinnung bringen.

„Ich sehe es,“ antwortete Gaston, der seine Ruhe wiedergefunden, eisig kalt. „Alles hat seine Zeit, auch die Schonung .... Nur Geduld, schon kommt ihm der Zorn!“

„Der Wahnsinnige!“ flüsterte Josepin.

„Wüßt' ich nur, warum der Marquis so viel Umstände macht, ehe er meinen Herrn Schwager in die andere Welt hinüberspedirt?“ .... dachte Du Chesnel. „Seltsam!“

Romeo besann sich eine Sekunde und trat dann zwischen die Kämpfenden.

„In meiner Eigenschaft als Zeuge wiedersetz' ich mich der Fortdauer des Kampfes entschieden,“ sagte er. „Die Herren werden mir Recht geben, daß beiderseitig die Ehre gerettet ist?“

„Ich glaube fast,“ antwortete Nazaire.

„Mehr als genug!“ fiel Josepin hastig ein.

„Die Herren da müssen es am Besten wissen,“ sagte Du Chesnel, auf die Streitenden weisend.

Solche Zeugen sind ihrer Ehrenhaftigkeit wegen besonders beliebt. Sie kennen die Duellgesetze besser, als ein Richter den Strafkodex, und wenden sie auf sich selbst mitunter, auf Andere aber immer an. Sind sie auch nicht immer ehrliche Leute, so haben sie doch ungeheuer viel Ehre.

Geht das Duell ohne Todtschlag aus, so zucken sie die Achseln und geben vor, um Nichts und wieder Nichts gestört worden zu sein.

Fällt bloß Einer der Kämpfer, sind sie nur halb zufrieden gestellt.

Von zehn, die im Duell bleiben, haben diese Raufbolde wenigstens fünf auf dem Gewissen.

Hütet Euch vor solchen ebenso gut, wie vor den allzu gutmüthigen und weichlichen Jungen, die Alles, eine Ohrfeige, einen Peitschenhieb, wohl gar einen Fußtritt arrangiren möchten!!

„Ist das Ihr Versprechen, mein Herr?" rief Gaston zähneknirschend. „Auf alle Fälle haben Sie nur das Recht, sich zurückzuziehen ...."

„Offenbar!" bekräftigte Du Chesnel.

„So geh'n wir Zeugen fort. — Kommen Sie, Nazaire," rief Romeo.

„Nazaire," flehte Gaston, den Griff des Degens krampfhaft an sich drückend ... „Nazaire, verlaß' mich nicht, gedenk' Deines Ehrenwortes ...."

Nazaire schwankte. Sollte er Gaston oder Romeo folgen? Beide waren ihm gleich lieb und werth.

„Nein, ich bleibe," sagte er endlich. „Der Palot hat Recht. Er ist kein Kind mehr, Kapitän ... Soll mich Der und Jener holen, wenn ich nicht meine rechte Hand, die mein Brod ist, hingäbe, um an seiner Stelle zu sein .... aber, wenn er 'mal so will ... Mann ist Mann ...."

„Ich danke Dir, Freund," rief Gaston triumphirend. „Vorgesehen, mein Herr!"

Zum dritten Male banden sich die Klingen.

Wirklich schien es, als sei der lange Kampf eine Schule für Gaston gewesen, denn er hielt sich ungleich besser, als zuvor. Aber wie er sich auch anstrengen mochte: es half Nichts. Der Marquis war allzu gewandt in Handhabung seiner Waffe, an der alle Stöße Gastons wie an einer ehernen Mauer abprallten.

Inzwischen stieg die Wolke, vom Sturme gepeitscht, immer höher über den Horizont gegen den Zenith, wie ein riesiger Schleier, den eine unsichtbare Hand zwischen Himmel und Erde gezogen .... Es war ein wunderschöner Anblick, wie die Sonne den weißen Rand dieser pechschwarzen Wolke vergoldete!

Aber mit Einem Male, wie auf einen Zauber=

schlag, verschwand die Sonne hinter dem Gewölke und hüllte Alles in finstere Nacht.

Dieß geschah so urplötzlich, daß der Marquis überrascht das Auge gen Himmel hob . . . Gaston sah und hörte Nichts; das Gewölbe des Himmels hätte um ihn zusammenkrachen können . . . Er dachte nur an den Kampf, und siehe, in demselben Moment glitt seine Klinge unter die seines Gegners und ritzte den Hals des Marquis so, daß seine Hand sich blutig färbte . . . .

Gaston jauchzte auf, aber ein Schrei des Zornes antwortete ihm.

Der Marquis warf sich in die Brust, seine Augen flammten; aus jedem Zuge seines Gesichtes sprach eine Todesdrohung.

„Er ist verloren! Gott schütz' ihn . . ." rief Romeo halblaut.

„Mein Gott, mein Gott!" flüsterte Nazaire.

Der Degen des Marquis züngelte hin und her mit erstaunlicher Schnelle. Gaston parirte auf gut Glück und parirte gut.

Mitten in das Geklirre der Waffen entlud sich der Zorn des Gewitters. Der Hagel schoß in dichten Salven prasselnd auf den Boden nieder, die Blitze zuckten durch die Luft, der Sturm heulte in den dürren Aesten der Bäume und der Donner rollte.

Dazwischen tönte der stählerne Klang der Waffen.

Und je furchtbarer die Elemente zürnten, um so blinder, wüthender, tödtlicher ward der Kampf. Stoß folgte auf Stoß, denn Gastons Leidenschaft hatte sich dem Marquis mitgetheilt. Gleich jenem stieß er auf gut Glück los, alle Regeln der Fechtkunst hintansetzend.

Welch ein Bild! Zwei junge Leute, die in blinder Wuth sich nach dem Leben trachten, taub wider die Stimme ihrer Zeugen und die Warnungen des Himmels, der in Donner und Blitz zu ihnen redet!! . . . .

Romeo und Nazaire harrten in banger Erwartung des Ausganges; Josepin fuhr bei jedem Donnerschlage

zusammen und suchte so viel, als möglich, Schutz gegen das Gewitter; Du Chesnel sah dem Kampfe zu, als würde mit Rappieren gefochten.

Gaston hielt sich gut, wider Erwarten gut, obgleich er ohne den Ungestüm des Marquis verloren gewesen wäre. Aber je länger der Kampf dauerte, um so mehr ermattete er. Der Arm versagte ihm den Dienst, die Stirn triefte von Schweiß, die Brust röchelte .....

Er senkte das Haupt, wankte, der Degen entfiel seiner Hand.

„Gedenke meiner Schwester!“ lispelte er und stürzte zusammen.

9.

Der Kusz.

In dem Augenblick, wo Gaston ermattet und verwundet auf die Knie niedersank, warf sich der Marquis mit gezücktem Degen auf ihn.

Aber Romeo parirte den auf Gastons Brust gerichteten Stoß und ergriff ihn bei der Schulter.

„Das ist wider die Regeln!“ sagte Du Chesnel kalt.“

„Was?“ rief Nazaire überfroh, mit ihm anbinden zu können. „Einen Meuchelmord zu verhüten, wider die Regeln? ... Ich glaube, Du hast Lust ... Da nimm!“

Und damit hob er Gastons Degen auf, riß dem Marquis den seinen aus der Hand und reichte den Griff desselben Du Chesnel hin.

„Da nimm!“ wiederholte er.

Mit größter Kaltblütigkeit drehte Du Chesnel ihm den Rücken zu und sagte dem Doktor, auf Gaston hinweisend:

„Thu Deine Pflicht, Josepin.“

Dieser stand wie vernichtet da. Donner, Blitz,

Hagel, Sturm, das Klirren der Waffen, Alles hatte sich zu seinem Ruin verschworen.... Ueber die Maßen friedfertig, haßte er jede Gewaltthat und blutige Schlichtung eines Streites. Er konnte dem Tode ruhig in's Auge schauen, ohne zu blinzeln, so lang' es dem Tode genehm schien, den Kranken aus seinem Federbett inmitten von Arzneigläsern wegzuholen; aber auf freiem Felde, in solchem Wetter......

Als er Du Chesnel seinen Namen nennen hörte, riß er die Augen auf, die er geschlossen hatte, um die Blitze nicht zu sehen, und fuhr mit den Händen in den Taschen herum, nach dem Besteck suchend.

Während dessen rang der Marquis mit Romeo, der ihn gepackt hatte, um den Mord Gastons zu verhüten. Trotz seines zarten und schwächlichen Körpers riß er sich mit solchem Ungestüm von dem kräftig gebauten Romeo los, daß Beide zugleich auf dem schlüpferigen Boden ausglitten und niederstürzten.

Der Marquis erhob sich zuerst wieder und sah wie betäubt um sich.

Dann starrte er eine Weile verzweifelnd den Boden an.

„Gott, was hab' ich gethan!" rief er entsetzt und schlug sich mit geballter Faust vor die Stirn. „Hab' ich ihn getödtet?"

„Der Herr hat es verhindert," antwortete Du Chesnel, auf Romeo weisend.

„Oh, wie soll ich Ihnen danken, Herr Kapitän," rief der Marquis, gerührt dem Kapitän die Hand drückend. „Der Klang der Waffen, die Hitze des Kampfes, der Anblick des Blutes, das aus dieser Schramme floß... ich kann nicht sagen, wie das Alles auf mich wirkte. Weiß es Gott, aber auf der Mensur steh' ich nicht für mich ein."

„Man schlägt sich auch nicht zum Spaß," flüsterte Du Chesnel, ohne daß der Marquis ihn hörte.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen," hub er nach kurzer Pause an. „Ich hätte es mir nie verziehen."

Er hielt plötzlich inne und fuhr dann mit veränderteм Tone fort:

„Einen Wehrlosen getödtet zu haben, Herr Kapitän. ... Sie verstehen mich!"

Romeo nickte stillschweigend mit dem Kopfe und kniete dann neben Nazaire, an dessen Brust Gaston ohnmächtig ruhte.

Der Marquis näherte sich den Dreien, doch ohne sie anzusehen. Es schien, als fliehe er ängstlich den Anblick des Verwundeten.

Inzwischen hatte Nazaire gewaltsam das Hemd Gastons aufgerissen und der Doktor die Wunde untersucht, die nicht gefährlich war, obgleich sie stark blutete. Der Degen des Marquis war unweit der Schulter durch den Oberarm gedrungen, ohne die Weichen zu verletzen. Offenbar hatte weniger die Wunde selbst, als die Anstrengung des Kampfes und die Beklemmung der Brust Gastons Ohnmacht veranlaßt.

Zugleich gewahrte man in den beiden Winkeln des todtblassen, halbgeöffneten Mundes deutliche Spuren von Blut, ähnlich wie jenen Abend, wo Gaston am Sterbebette des Vaters den Polype für seine Unverschämtheiten strafen wollte ....

Das Gewitter hatte ausgetobt, der Sturm sich gelegt. Aus dunklem Wolkenschleier trat die Sonne hervor und beleuchtete die Scene mit weißlich-wässerigem Lichte.

Romeo und Nazaire warteten athemlos auf das ärztliche Ergebniß der Prüfung von Gastons Wunde, als läsen sie auf dem faden, kalten Gesichte des Doktors, das keine Spur von Theilnahme zeigte.

„Eine bloße Perforation der Hautgewebe," rief dieser endlich. „Eine leichte Verletzung ... Zerreißung einer Vene ... Hat Nichts zu bedeuten, meine Herrn!"

Romeo's Antlitz verklärte sich, während der offene, ehrliche Nazaire sich vor Freude kaum zu fassen wußte und beinahe den Doktor mitsammt seiner goldenen Brille

umarmt hätte; eine absonderliche Lust von Seiten des guten Nazaire, die bewies, daß seine Freude fast an Wahnsinn gränzte.

Wer aber die lebhafteste Bewegung verrieth, das war der Marquis, obgleich Keiner auf ihn achtete, außer Du Chesnel, der ihn spöttisch belächelte.

Kaum hatte der Doktor sein ärztliches Gutachten abgegeben, als der Marquis zusammenfuhr, unwillkürlich die Hände faltete und die schönen schwarzen Augen, in denen eine Thräne zitterte, dankend gen Himmel erhob.

„Hand her, Kapitän," rief Nazaire. „Tragen wir ihn in den Wagen."

Als Josepin mit dem Verbande der Wunde fertig geworden, nahmen Romeo und Nazaire den Ohnmächtigen vorsichtig auf und trugen ihn an jener Seite der Vertiefung hinab, die sanft gegen Paris abfiel.

„Ein Fiacre ist ein hartes Lager für einen Verwundeten," sagte der Marquis, höflich sich verneigend, aber mit einer Verlegenheit, die in etwas Anderem ihren Grund haben mußte, als in so einfachem Anliegen. „Ich hoffe, Sie werden meinen Wagen nicht ausschlagen."

„Er hat doch ein gutes Herz, der Milchbart," dachte Nazaire.

„Wir nehmen Ihr Anerbieten mit Dank an, Herr Marquis," erwiederte Romeo. „Es macht Ihrem Herzen Ehre!"

Der Marquis verneigte sich kalt, während seine Wangen sich purpurroth färbten.

Nachdem er die beiden Zeugen Gastons mit ihrer Last voran gelassen, fragte er leise den Dokeor:

„Glauben Sie, daß schnelles Fahren dem Kranken schadet?"

„Ihm schaden?" antwortete Josepin. „Nicht im Geringsten. Die Wunde ist das Wenigste, aber der krampfhafte Zustand der Luftröhre und eine chronische Läsion in der Gegend ...."

„Auch dann nicht," unterbrach ihn der Marquis

hastig, „wenn etwa meine Pferde zufällig anfangen sollten zu galloppiren?“

„Auch dann nicht! Und wenn sie verdoppelt darauf los galloppirten, so lange sie den Wagen nicht umwerfen.“

Der Marquis grüßte mit der Hand und eilte Nazaire und Romeo nach.

Das Coupee hielt, wie gesagt, auf der Mitte der Anhöhe gen Villette zu. Der Kutscher war abgestiegen und stand vor den Pferden, deren Zügel er um den Arm trug, der Kälte wegen hin- und hertrippelnd. Das stolze Gespann schüttelte ungeduldig die Häupter und biß in's Geschirr, daß der Schaum nach allen Seiten sprühte.

Nachdem der Bediente den Schlag geöffnet, stieg er auf der andern Seite in den Wagen, um beim Hineinbringen Gastons behülflich zu sein. Während dessen flüsterte der Marquis ein Paar Worte seinem Kutscher zu, der alsbald den Bock hinaufeilte.

Es war den Dreien ein Leichtes, Gaston in den Wagen zu schaffen. Als sie ihn in eine bequeme Lage gebracht hatten, rief der Marquis seinem Groom zu, aufzusteigen.

Eben als Romeo Gaston nachfolgen wollte und schon den Fuß auf den Tritt setzte, warf ihn der Marquis mit scheinbar leichter Bewegung der Hand, aber so nachdrücklich und plötzlich zurück, daß er, eh' er's sich versah, auf dem Boden stand und sich an Nazaire halten mußte, um nicht zu fallen.

In Einem Nu saß der Marquis im Wagen. Der Kutscher hieb auf die Pferde ein, wie wahnsinnig — und davon flogen sie.

So blieben denn nur die vier Zeugen zurück.

Wer beschreibt ihr Staunen?

Es dauerte zwei oder drei Sekunden, ehe Nazaire und Romeo zu sich kamen und von ihrem Schrecken sich erholen konnten.

Nazaire schoß dann, wie der Blitz, dem Coupee nach, das den Hügel mehr hinabflog, als hinabfuhr.

„Ihre Karten, meine Herren, wenn ich bitten darf," sagte Romeo gebieterisch. „Wir haben noch ein Wort mit einander zu reden."

„Ganz zu Befehl, mein Herr," antwortete Du Chesnel spöttisch lächelnd, ihm seine Karte reichend. „Aber bemühen Sie sich nicht so weit; die Addresse des Herrn Marquis von Maillepré ist: Straße Royale-Saint-Honoré, Nro. 9."

„Von zwölf bis ein Uhr täglich öffentliche Consultation," brummte Josepin, gleichfalls seine Karte einhändigend.

Romeo steckte beide Karten ein, griff an den Hut und jagte Nazaire nach, der schon weit voraus war.

Das Coupee flog inzwischen unaufhaltsam durch den Schmutz hin, längs jener Parke, deren Inhalt das ganze nördliche Weichbild der Hauptstadt der civilisirten Welt verpestet.

Ein ländlich-sittlicher Deputirter hat hierüber ein Wort gesagt, das ihn unsterblich macht. Der Mist, sagt er, ist die Basis unserer Civilisation! Wie tief, wie liebenswürdig, wie menschenfreundlich, wie erhaben! Erhabener, als das Erhabenste vom Verfasser des Alonzo! Gefolgt mit attischer Satyre; kräftig, wie alle Erzeugnisse der Musterpachthöfe; edelmüthig, denn es verzehnfacht den Werth des Staubmistes und eröffnet dem jungen Guano eine unermeßliche Zukunft!....

Den Hügel hinunter hatte es Nazaire leicht und es schien wirklich, als nähere er sich Etwas dem Coupee, dessen Eile durch die grundlosen Wege gehemmt wurde. Aber schon am Fuße des Hügels blieb er fast im Kothe stecken. Immer langsamer wurde sein Lauf, bis er endlich kaum noch ging.....

Romeo war quer über's Feld auf die Barriere von Pantin zugelaufen.

Inzwischen standen Du Chesnel und Josepin oben auf der Spitze des Hügels und sahen dem Kirchthurmrennen zu, dessen Ausgang nicht zweifelhaft sein konnte.

Du Chesnel folgte dem armen Dragon vermittelst seiner Lorgnette Schritt für Schritt. Die ehrliche Haut trabte unverdrossen, wenn auch todtmüde, durch den Schmutz hin, glitt links und rechts aus, stolperte, taumelte, hielt sich aber immer noch auf den Beinen.

„Der Bauernlümmel," sagte Du Chesnel, „wollte mit mir anbinden... mit mir!.. Der Tropf!"

„Sieh, jetzt sitzt er fest im Koth.... Welch Schauspiel! Göttlich!" jubelte der Doktor, dem nach Beendigung der kriegerischen Zwangsdienste eine Centnerslast vom Herzen gefallen war.

„Viel Mühe um Nichts! Die göttlichen Thoren, das schönste Gespann in ganz Paris einholen wollen!"

„Aber die Barriere," fiel Josepin ein. „Man wird sie anhalten."

„Was hat der Marquis Dir ins Ohr geflüstert?" fragte Du Chesnel, abspringend.

„Pst!" antwortete der Doktor, den Finger an den Mund legend. „Schweigsamkeit ist die erste Tugend des Arztes und Beichtvaters.

„Was hat er Dir gesagt? Geschwind!"

„Nun, Du wirst schweigen." Er fragte mich, „ob das Galloppiren ihm schaden könne."

„Bah? Und Du antwortetest?"

„In Extenso Freund! Daß größere oder geringere Geschwindigkeit...."

„Gut gemacht, Doktor! Und Du weißt nicht, was er mit dem armen Tropf anfangen will, den er wie 'ne Jungfrau entführt...."

„Wie sollt' ich? Wenn nicht...."

Dabei sah Josepin den Diplomaten listig an.

„Wohl möglich," sagte Du Chesnel.... „Aber sieh die Lümmel von Bauern dort unten.... Sieh, er taumelt.... er fällt!"

„Bravo, bravissimo!" rief der Doktor, in die Hände schlagend.

Sie hatten recht gesehen. Nazaire hatte sich, nach-

dem er das Coupee aus dem Gesichte verloren, muthlos und erschöpft niedergelassen.

Von Romeo und dem Coupee war aber Nichts mehr zu sehen.

„So endet die Historie!“ lachte Du Chesnel, „Das Traurigste bei der ganzen Sache ist, daß wir zu Fuß zurück müssen.“

„Weh mir!“ ächzte Josepin. „Und das Coupee hängt so teuflisch nett in den Federn! Hätt ich das geahnt, hätt ich meiner Seel' dem Marquis gesagt, der Gallopp wäre tödlich für den Verwundeten.“

„Wer weiß,“ antwortete der Diplomat sich auf den Absätzen umdrehend, „ob er dann nicht um so toller losgalloppirt wäre.“

„Du magst Recht haben,“ sagte der Doktor, die goldene Brille mit dem Zipfel des Taschentuches zierlich putzend.... „Aber laß uns gehen!“

Damit gingen sie der Richtung der nächsten Barriere, der von Belleville zu. Auf dem Wege dahin, eben als der Himmel sich aufs Neue schwarz umwölkte und sich in einem Sturzregen zu entleeren drohte, trafen sie den Fiacre.

„Sind die drei Bürgersleute, die ich herfuhr, endlich fertig?“ fragte der Kutscher ungeduldig.

„Ja, Schwager,“ antwortete Du Chesnel.

„Wo sind sie, Herr?“

„Fort, Schwager!“

„O, ich geprellter Schelm!“ rief der Kutscher trostlos und ließ den Arm längs des Flaußrockes hängen. „Oder zahlen Sie für die Drei?“

„Ja, Schwager!“

„Gottlob, Herr,“ rief der Kutscher und seine Stirn entwölkte sich. „Aber wie steht's mit dem Trinkgeld, das mir versprochen ist? Zahlen Sie das auch?“

„Ja, Schwager!“

„He, juchhe!“ rief er lustig und knallte auf die lahmen Mähren los. „Aber das soll mich Klugheit

lehren. Ein ander Mal laß ich mir hübsch vorauszahlen, wie sich's gehört."

„Wie wohl ist mir!" rief Josepin, sich behaglich in der Ecke aufstreckend. „Mags regnen, schneien, hageln, blitzen und stürmen, gilt mir Alles gleich. Aber was Teufel hattest Du mit dem jungen Menschen im Sinne. Du sahst aus, als wenn... Du kanntest ihn, nicht?"

„Ich ihn kennen?"

„Ja, ja! Ich sah's ihm an den Augen an, er wollte Dich anreden, als wir ankamen .... Was weißt Du von ihm?"

„Nein Gott, Nichts, nicht die Spur!"

„Wo hast Du ihn denn gesehen?"

„An meinem Hochzeitstage.... Er ist so was von Schwager mit mir! . . . .

. . . .

Den 20. Februar des Jahres 1845 wurden einer alten Frau in der Straße des Petites-Ecuries ein Rest Milch aus ihrem Topfe gestohlen. Dicht vor einer Hausthüre erwischt sie den Dieb und packt ihn am Kragen, kann aber Nichts ausrichten und wird mit leichter Mühe abgeschüttelt.

Das Volk rottet sich zusammen. Welche Partei ergreift es? In seinem natürlichen Gerechtigkeitsgefühl steht es dem Diebe bei und zischt die Alte aus unter liebkosenden Benennungen, wie Närrin, Hexe, Zauberin u. s. w. u. s. w.

So geht es in der Welt! Wir citiren dieß Factum, weil es von gestern ist und wir mit eigenen Augen die Thränen der Alten fliehen sahen. Wer das Pariser Pflaster kennt, der weiß, daß solche und ähnliche Auftritte jeden Tag zwanzigmal vorkommen.

Ja, wer der blitzschnellen, schreierischen Gerechtigkeitspflege dieser Kothstiefel anheimfällt, dem gnade Gott!

Dieser furchtbaren Volksjustiz können wir nur die

flegelhafte Justiz jener Grünröcke vergleichen, die mit der Pfeife im Munde an den Barrieren Wache halten.

Die Regierung besoldet sie zur Verhütung der Schmuggelei, dazu mögen sie gut sein. Aber was heißt das? Dagegen stecken sie in Alles ihre schmutzigen Finger und Gott weiß, ob sie nicht mit Nächstem den friedlichen Bürgern, die nicht im Schlaf ans Contrebandiren denken, ihre rostigen Sonden durch den Leib rennen? Dabei sind sie grob und unverschämt, diese Grünröcke, öffnen die Wagenthüren, ohne sie wieder zu schließen.

Wir haben es uns zum Grundsatz gemacht, diese Herren höflichst zu grüßen und uns nach dem Wohlsein der Frau Gemahlinnen zu erkundigen.

Romeo, der diese Vorsichtsmaßregel bei Seite setzte, wurde das Opfer des fanatischen Eifers dieser Wächter an der Barriere von Pantin, die das Coupee des Marquis unvisitirt vorbeiließen, weil der Glanz des markgräflichen Wappens sie blendete, aber den von Schweiß triefenden, über und über bespritzten Fußgänger oder richtiger Fußläufer anhielten, sintemalen zu befürchten stand, er trage zwischen Hemd und Weste hundert oder hundertundfünfzig Pfund belgischen Tabakes verborgen.

Als er dagegen protestirte, schleppten sie ihn mir Nichts dir Nichts in die rauchige Spelunke.

Ist das nicht aufs Haar die Geschichte der alten Frau? Der Dieb kömmt durch und die Bestohlene wird angehalten.

Während Romeo im Wachthause fluchte und tobte, jagte das Coupee gesprengten Gallopps in die damals kaum abgesteckte Straße Lafayette ein. Wir lüften auf eine Weile die Fenster-Vorhänge, um dem Leser einen Blick ins Innere des Wagens zu gestatten.

Es war ein Boudoir im Kleinen, ein Atlasstübchen, in sanftem Halbdunkel liegend. Die weich gepolsterten, elastischen Wände fingen jeden Stoß auf, so daß die nicht ganz zu vermeidende Erschütterung in ein behagliches Schaukeln überging.

Gaston lag auf dem hintern Sitze der Länge nach ausgestreckt, während der Marquis auf einer als Teppich dienenden Tiegerhaut vor ihm kniete.

Gaston athmete, aber schwer. Seine Augen blieben geschlossen, es schien, als habe das sanfte Geschaukel des Wagens seine ohnehin geschwächten Nerven noch mehr abgespannt. Sein Haupt ruhte auf dem weißen Atlas der Eckpolster, die Haare waren durch den Druck in Unordnung gerathen, das Fieber röthete die Wangen und ein bläulicher Rand umgab die geschlossenen Wimpern....

Der Marquis hielt eine seiner Hände, welche über das Kissen herabhing. Die Blässe seiner Wangen stach geisterhaft gegen die Röthe des Blutes ab, das auf dem Hemde sich zeigte. Er hatte das Haupt dicht an Gastons Haupt gelehnt, die langen, freien Haare fielen in Locken über die edle Stirn, die von Schweißtropfen perlte. Ja, er war schön....

Er? Sie! S i e war schön....

Die großen dunkelblauen Augen blickten heiß schmachtend, alle Glieder zitterten, der Mund lispelte manch glühendes Wort.

Plötzlich erhob sie das Haupt, schlug die seidenen Wimpern auf und sah den bleichen Jüngling an, wie der Liebende die Geliebte, mit tiefer Sehnsucht und feuchtem Blick.

Ja, sie war schön, schön wie ein Engel des Himmels!

Sie litt und doch war sie selig.... Ihr schöner Leib bog sich zusammen, dann preßte sie Gastons kalte Hand an die heiße Stirn, die im Schimmer der rothseidenen Vorhänge wie mit Rosen bestreut schien.

Und dieser Blick! Die Glut des Weibes und die Schüchternheit der Jungfrau vermählten sich in ihm.

Ja, sie liebte. Sanfte Klagen, flehende Seufzer, heiße Wünsche und Schwüre drängten sich durcheinander

über die halbgeöffneten Lippen. Eine Thräne bebte an den Wimpern.

Eine lange, tiefe Stille. Ihre Seele flog in das Reich der Träume . . . .

. . . .

Plötzlich erhob sie sich mit brennendem Auge und glühenden Lippen, denn der Kranke lächelte im Schlafe und lispelte den Namen Sancta.

Sie sah ihn eine Weile tiefbewegt an. Dann drückte sie zitternd auf seine Locken — einen Kuß.

10.

Die Erwartung.

Romeo und Biot waren alte Bekannte.

Schon lange wurde Sancta vom jungen Bildhauer geliebt, aber fast mit jungfräulicher Schüchternheit, nicht in der Weise seiner frühern Offizierslieblschaften. Denn es konnte nicht fehlen, daß auch er jener Epidemie erlag, die unter unsern Offizieren furchtbar grassirt, wir meinen die Geckenhaftigkeit und Fadheit. Was bei uns Uniform trägt, will gleich die Herzen tyranisiren. Unsere Garnisonen strotzen von Don Juans, oft hübsch, aber noch viel öfter häßlich, die mit ihren kaum gewachsenen, spitzgedrehten Schnurrbärtern den schwachen Weibern methodisch nach dem Leben trachten.

Das ist um so entsetzlicher, als diese schwachen Weiber, welche ihren Verführungskünsten unterliegen, nichts weniger als im Kurse sind. Ohne die Herrn würde kein Lovelace auf diese Herzen, die sie zum Kapituliren zwingen, Sturm laufen. Sind sie nicht um so strafbarer?

Sie spielen die Rolle der Schlange bei den Wittwen und haben das Monopol auf die Jugendfallimente der vierzigjährigen Fräulein:

„Wo ist die Schöne, spröd und kokette,
Die nicht erläg' der Epaulette?...."

Nirgends, lieber Leser, nirgends! Haben wir doch Großmütter der wunderbarrn Anziehungskraft der Uniformen unterliegen sehen!

Gemeine, Lieutenants, Obersten, Generalmajors und Generallieutenants, Alle huldigen Gott Amor ebenso frank und frei, wie die Zöglinge der K. polytechnischen Schule, die während der Vakanz in der Provinz unberechenbare Verwüstungen anrichten. Erst mit dem Marschallstolz und einem Duodez-Herzogthum begibt man sich dieser privilegirten Herzensschinderei.

Auch Romeo hatte dieser Krankheit seinen Tribut gezahlt. So oft er noch die Garnison gewechselt, konnte er sich rühmen, daß ihm ein hübsches Auge träumend nachgeblickt, wenn auch nur so lange, als er in der Straße sichtbar war. So geht's Euch, Ihr Herrn, und mit Recht! Während Ihr Euch eine Grausamkeit vorwerft, höhnt man Euch aus. Das Schätzchen weihte Euch eine Zähre, aber damit ist's aus. Noch denselben Abend wird gelacht, geschäckert, gesungen, gesprungen und unter den unbekannten Göttern der neuen Garnison sich ein anderer Sieger erkoren....

Romeo war der Sohn eines talentvollen, in der Blüthezeit seines Ruhmes verstorbener Bildhauer, von dem unsere Museen manche schöne Arbeit bewahren. Das Andenken seiner gleichfalls früh dahingeschiedenen Mutter, einer Frau von ausgezeichneten Körper- und Geistesgaben, pflegte er im treuen, kindlich-frommen, liebevollen Herzen. Gelegenheitlich eines Festessens der Offiziere seines Regimentes, während er in Afrika diente, ließ der Oberst dieses Regiments eine Aeußerung fallen, welche den Namen und die Ehre seiner zärtlich ge-

liebten Mutter antastete. Alsbald reichte er sein Entlassungsgesuch ein, und forderte den Oberst. Es kam zum Zweikampf, in welchem der Oberst und seine beiden Söhne, die als Lieutenants in demselben Regiment dienten, ein grausames Grab fanden.

Nachdem er die Ehre der Mutter auf diese Weise gerächt, kehrte er von Algier nach Paris zurück und griff wieder zum Meißel, den er schon vor seiner Kriegerlaufbahn gehandhabt. Gewiß bist Du, lieber Leser, in den untern Sälen des Louvre schon mehr als Ein Mal von den nicht zahlreichen, aber meisterhaften Werken seines hohen Genius, den er in den Musenstunden seines häuslichen Glücks geschaffen hat, stehen geblieben.

Den Künsten und Wissenschaften wird nicht selten der schöne Beruf, gegen die geisttödtende Disziplin unserer Armee eine sichere Zufluchtsstätte zu bieten. – So hat die Marine uns Eugen Sue, de la Landelle, Corbiere gegeben; wir erinnern an den berühmten Romandichter Amerikas nur beiläufig, weil sein Ruhm nicht uns gehört. So verdanken wir dem stehenden Heere Viennet, den geistreichen erfinderischen Akademiker; Salvandy, den Minister und honigsüßen Prosaiker, über-eleganten Redner und wortreichen Schwätzer; endlich den anmuthigen Dichter des Chatterton, vieler Andern zu geschweigen.

Aehnlich mit den Künsten. Wir wollen außer Romeo, dessen wahrer Name ein Geheimniß bleiben muß, nur ein Beispiel nennen. Sollte man's glauben, der Kavallerieschule von Saumur haben wir die fruchtbare Erfindung, welche den Email auf die Architektur anwendet, zu verdanken. Das Genie, dessen Zauberstab die glänzenden Fabeln der Tausend und eine Nacht verwirklicht, indem es die Frontons unserer Paläste mit reinem Gold und ächten Steinen schmückt, oder die Säulen unserer Kathedrale in Jaspis und Porphyr gießt, hat Anfangs nur an die Evolutionen der Reitschule und an die Kunststücke mit dem Säbel gedacht.

Wie belehrend wäre es, alle die verborgenen Wege

aufzusuchen, die das Talent sich bahnt; aber auch wie betrübend, denn nur Wenige würden wir an derselben Stelle finden, die sie sich selbst gewählt haben.

Der Zufall wollte, daß die Werkstatt unseres Romeo's der Nähstube der Madame Sorel gerade gegenüber lag. Hier sah er Sancta und von Stund an liebte er sie.

Und sollte man's glauben, diese Liebe machte ihn, den Sieger in so vielen Liebesscharmützeln, so schüchtern, daß er alle seine tausend Verführungskünste, worin er ehemals seinen Stolz gesetzt, vergaß. Liebäugeln, reden, schreiben: Alles schien ihm zu gewagt. Kaum, daß er sich zu zeigen getraute. So oft er nach dem schönen Mädchen ausschaute, blieben die Vorhänge dicht zugezogen und nur eben Platz genug fürs Auge.

Er war Sancta gegenüber ganz der schüchterne, furchtsame Jüngling von siebenzehn Jahren.

Anfangs schämte er sich dieser jungfräulichen Schüchternheit. Aber je höher seine Liebe stieg, um so inniger wünschte er sich Glück zu diesem Mangel an Keckheit.

Er las auf Sancta's Stirn so viel Reinheit und Sanftmuth, aber auch so viel Stolz und Adel....

Was sollte er ihr sagen? War sie doch arm, und Ein Blick kann abstoßen, Ein Wort entfremden.

So schwieg er denn und lebte ganz der süßen Hoffnung....

Da er des Muthes ermangelte, Sancta anzureden, suchte er auf Umwegen zum Ziel zu gelangen.

Jean-Marie Biot, wie dem Leser bereits bekannt, war das leibhafte Gegenstück seiner Kameraden, der Portiers von Paris; nicht geschwätzig, neugierig, schwänzelnd gegen Reiche und beißend gegen Arme, lästermäulig, geldgierig und raublustig: Nichts von dem Allem, was der Pariser Portier ist.

Wie gutmüthig müssen wir Pariser sein, zwei Mal revolutioniren, ohne diese bissigen, schnöden Zweifüßler zu entthronen?

Herkulanum hatte seine Thürhüter aus gebrannter Erde. Das möchte nicht praktisch sein in einer Stadt, die ihre sechzig tausend Spitzbuben zählt. Dagegen schlagen wir unmaßgeblich vor, statt dieser leidigen Subjekte lieber einen Hund zum Wachen und eine Elster zum Antworten zu halten. Damit bekämen wir eben so viel Intelligenz und viel mehr Treue ins Haus. Diese geringe Modifikation und eine allgemeine Füsilade sämmtlicher Pariser Portiers würden die Hauptstadt der Welt zu einem Eldorado machen.

Wir bitten den Leser, dieß für keine müssige Abschweifung zu halten. In unsern Tagen, wo das Feuilleton politisch, sozialistisch, garantistisch, introduktiv, passional, organisirend, kommunistisch, messianistisch, phalanstinisch, utilitarisch und noch hundert Dinge mehr ist, die eben so barbarisch klingen, würden wir uns an unserm hehren Beruf versündigen, wenn nicht auch wir unsern bescheidenen Stein zum Bau des reformatorischen, regeneratorischen Romans herbeitrügen.

Thut doch Jeder, was in seinen Kräften steht! Und da wir nicht mehr können, haben wir uns die Vertilgung sämmtlicher Portiers und ihrer Nachkommenschaft, vom Greise bis zum Wickelkinde, zur Aufgabe gemacht!

'S ist zwar wenig; aber die Absicht ist gut. Ein ander Mal wollen wir auf etwas Besseres uns besinnen!

Es war keine Kleinigkeit, den guten Breton für sich zu gewinnen. Während Romeo nachdachte, fielen ihm die schönen Skulpturen im Garten des Hotels ein. So bat er denn um die Erlaubniß, diese abzeichnen zu dürfen. Biot, dem unter der rauhen Brust das gutmüthigste Herz von der Welt schlug, sah dem jungen Künstler endlich durch die Finger.

Nachdem einmal die Bahn gebrochen, verstand sich das Uebrige von selbst. Romeo war einer jener Glücklichen, die man auf den ersten Anblick gern hat. Sein offenes, freies Gesicht, sein heiteres Wesen gewann Jeden, so auch unsern guten Biot.

Dazu kam, daß Romeo den Bretonen an seiner schwachen Seite zu fassen gewußt hatte. Dieser hielt sich nämlich für den geschicktesten Drahtflechter in ganz Frankreich und Navarra. Romeo lobte nicht nur seine Arbeiten, sondern gab ihm auch allerhand Aufträge.

Jetzt begreift der Leser, woher jener Reichthum an Gitterwerk, der sich überall in der Nähe von Romeo's Wohnung dem Auge des Beschauers aufdrang. Den jungen Bildhauer ärgerte Nichts, als daß ihm zuletzt kein Ort zum Vergittern mehr übrig blieb.

So hatte sich denn Biot, welcher dem Geschmack des jungen Bildhauers alle Gerechtigkeit und allen Dank widerfahren ließ, nach und nach an die Besuche desselben gewöhnt. Ein Wort gibt das andere, unbeschadet aller Verschwiegenheit. Endlich wußte er so viel, daß die Bewohner des rechten Flügels eine vom Gipfel der Größe in den Abgrund des Unglücks verstoßene Familie sei. Der Name blieb ihm ein Geheimniß . . . .

. . . .

Eine Stunde verfloß nach der andern und noch immer keine Nachricht von oder über Gaston. Biot saß traurig vor seiner Arbeit und starrte auf den Boden.

Gegen Abend wurde plötzlich laut an das Wagenthor des Hotels geklopft. Biot fuhr zusammen und zog das Seil. Durch die halb geöffnete Thüre stürzte Romeo athemlos herein und sank ermattet auf eine Bank in der Loge des Hauswarts nieder.

„Was wird sie von mir denken, die Arme," rief Romeo außer Athem; „aber 's ist nicht meine Schuld, wenn ich erst jetzt komme. Ich will sie nicht sehen, weil ich versprach, ihr den Bruder mitzubringen."

„Unsern Herrn?" fragte Biot leise, ihn verwundert ansehend. „Wo ist er? Sagen Sie mir nicht ...."

Und damit ergriff er ihn bei der Schulter und schüttelte ihn.

„Sagen Sie mir nicht .... daß er ... todt ist," fuhr er mit dumpfer Stimme fort.

„Er lebt!“ rief Romeo .... „Seine Wunde ist unbedeutend! ....“

„Verwundet?“ fragte Biot, sich zu seiner ganzen Höhe aufrichtend. „Von wem verwundet?“

„Nur leicht, ganz leicht, guter Herr Biot. Das hat Nichts zu sagen; in wenig Tagen ist die Schramme vernarbt .... Aber ....“

„Aber?“ fiel Biot hastig ein.

„Wüßten wir nur, wo er ist .... Sie haben ihn uns entführt?“

„Wer?“

„Der Marquis Gaston von Maillepré.

„Marquis .... Gaston .... von Maillepré,“ stotterte Biot, erschreckt zurückbebend und mit der Hand über die Stirn fahrend. „Hab ich recht gehört? ....“

„Ganz recht .... Kennen Sie ihn?“

„Ja .... nein .... ich weiß es selbst nicht,“ sagte Biot und lehnte sich gegen die Mauer der Loge. „Der Kopf schwindelt mir, Herr Romeo .... denn es muß heraus, aber der Marquis, den Sie nannten, der ist unser Herr, unser Sohn. Gewiß meinen Sie den Herzog ....“

„Nein, nein! Den Marquis ....“

„'Nen alten Mann?“

„'Nen blutjungen, Herr Biot ....“

„O Gott,“ rief Biot in tiefem Schmerz, „laß mir mein Bischen Verstand, damit ich ihnen dienen kann, so lange sie mich brauchen. Ist Ein Diener zu viel für sie, die so viele hatten?“

„Trösten Sie sich, guter Herr Biot,“ sagte Romeo, gerührt. „Ihr Herr lebt und das ist die Hauptsache. Wie leicht hätte er im Duell ....“

„O, ich weiß es, ich kenne seinen Muth. Er ist seiner Väter würdig, vom Kopf bis zum Fuß. Nicht, wahr, er hat sich brav gewehrt?“

„Das hat er, auf mein Wort! .... Aber vergessen

wir die arme Schwester nicht, die mit Schmerzen auf uns wartet.... Ich weiß, wo der Marquis wohnt, ich komme eben daher.... Es hieß, er sei den ganzen Tag aus gewesen.... Aber Geduld, er soll mir nicht entgehen, guter Herr Biot .... ich will und muß Gaston auffinden; er ist so gut mein Freund, wie er Ihr Sohn ist. Das verspreche, das schwöre ich Ihnen."

„Gott segne Sie und Ihr Bemühen!" flüsterte der Breton.

„Aber jetzt geschwind! Gehen Sie zu Mamsell Sancta und trösten Sie sie.... Sagen Sie ihr, daß ich da bin.... nennen Sie ihr meinen Namen.... Sie weiß, daß ich ihren Bruder liebe."

Wie der Blitz sprang der ehrliche Alte die Treppe hinauf.

„'S ist ein gut Zeichen," sagte Biot zu sich selbst, „daß mein junger Herr in seinem Unglück einen Freund gefunden hat!...."

Oben auf der Treppe angelangt, blieb er plötzlich stehen.

„Was soll ich ihr sagen?" fragte er sich.

Das war eine peinliche Minute für den Greis, der Nichts von Lügen wußte. Aber die kindliche Liebe zu seiner Herrschaft gab seinem trägen Geiste Flügel und er half sich geschickter, als viele Andere von schnellerer Fassungskraft sich benommen hätten.

Mit lachendem Gesichte trat er ins Zimmer ein, wo er Sancta bleich und verweint im Bette liegen und Mignonne an ihrer Seite fand.

„Gute Nachricht, Fräulein Sancta!" rief er ihr zu.

„Ist Gaston da?" fragte sie mit freudeverklärtem Antlitz und richtete sich schnell empor.

„Geduld, gnädiges Fräulein! So schnell geht's nicht.... Aber Herr Romeo.... Sie wissen wohl, er liebt unsern Herrn.... der ist unten."

„Romeo?" wiederholte sie erröthend. „Ja, ich weiß,

daß er Gaston liebt.... Aber Gaston, Gaston.... wo ist er? Geschwind, wo ist er?"

„Wo er ist? Glauben das gnädige Fräulein denn, man schlägt sich, ohne...."

„Verwundet?" riefen beide Mädchen wie aus Einem Halse.

Sancta fiel rücklings auf's Bett.

„Nun, nun, gnädiges Fräulein," tröstete Biot, „so schlimm ist's nicht. Würd' ich sonst gesagt haben: gute Nachricht?"

„Aber wo ist er? wo ist er?" rief Sancta.

„Nur zwei oder drei Tage Geduld, Fräulein.... Wenn man ihn jetzt fortschaffte, könnte es böser werden."

„Er hat Recht," fiel Mignonne ein; „der Dragon hätte fast sein Bein in Algier lassen müssen, weil er nicht still liegen wollte im Hospital."

„So will ich ihn sehen. Wenn er nicht zu mir kann, will ich zu ihm."

„Nichts natürlicher, Fräulein," sagte Biot, mit dessen Fassung es nahezu aus war. „Aber erst muß Herr Romeo da sein."

„So weißt Du nicht, wo er ist?" fragte Sancta ungestüm.

„Sehen Sie nur, gnädiges Fräulein," stotterte der alte Bretone verlegen. „Ich fürchtete, was Schlimmeres hören zu müssen, und wagte daher nicht, ihn zu fragen...."

Sancta trocknete sich die Thränen und sah erst Biot, dann Mignonne an.

„Sie waren so gut gegen mich, liebe Mamsell.... liebe Freundin, wollt' ich sagen...." sprach sie, Mignonne die Hand drückend. „Ohne Sie hätt' ich diese Qualen fast nicht ausgehalten. Aber jetzt muß ich mit dem einzigen Diener unserer Familie unter vier Augen reden. Würden Sie...."

Ehe Sancta ausreden konnte, lag Mignonne in ihrem Arm und küßte sie auf die Stirn.

„Nur unter der Bedingung," rief sie halb scherzhaft, „daß ich wieder kommen darf und schon morgen...."

„Schon morgen!" antwortete Sancta unter Thränen lächelnd. „Gott befohlen!"

Mit einem Sprunge war Mignonne zur Thüre hinaus. Gerührt sah Biot ihr nach, denn Alle waren ihm theuer, die am Schicksale der Familie Maillepré Antheil nahmen.

Nach kurzem Besinnen brach Sancta das Schweigen.....

„Biot," sagte sie und legte ihre zarten Hände auf die breiten Schultern des Bauern, ihn fest ansehend, „ich will Alles wissen .... verschweig mir Nichts ...."

„Gnädiges Fräulein ...." hub der Bauer an.

„Biot, täusche mich nicht," fiel ihm Sancta in's Wort. „Wo ist Gaston? Hat Gott die letzte Hoffnung uns geraubt?"

„Wenn der Herrgott das gethan hätte," rief Biot, nur mit Mühe das Schluchzen niederkämpfend; „wenn unser junger Herr jetzt da oben wäre bei seinem seligen Herrn Papa und seiner seligen Frau Mama und bei Allen, die ich liebe, ehre und beweine ...."

Er mußte vor Rührung einhalten.

„Wenn unser junger Herr," hub er nach einer Weile von Neuem an, „das liebe, gute Kind .... der Letzte der Maillepré .... großer Gott! der Letzte!.... wenn der todt wäre, dann weiß ich nicht, ob der alte Jean-Marie Kraft hätte, das zu überleben.... Liebes, gnädiges Fräulein, Sie sind seine Tochter und seine Schwester, und Gott weiß, daß ich Sie mehr liebe, als mich selbst, aber auf ihm, auf ihm beruhet alle unsere Hoffnung .... So lange er lebt, kann der Stamm der Maillepré noch wieder aufblühen, aber wenn er todt ist....."

Biot hielt ein, faltete die schwieligen, rauhen Hände und hub die feuchten Augen gen Himmel, während Sancta ihn getröstet anhörte.

„Aber nein, Du beschützest sie, Herr mein Gott," rief er wie in Extase aus; „Du beschützest die, welche vom Blut Deiner Diener sind! Du wachst ob den Söhnen Deiner Krieger!... Nein! Maillepré ist nicht todt, kann nicht todt sein... Seine Väter, die Heilige im Himmel sind, wachen über seine jungen Jahre... Mag auch ein Ast nach dem andern abfallen, der Stamm bleibt... Maillepré stirbt nicht!" . . . .
. . . .
. . . .

Inzwischen wartete Romeo in der Loge auf die Rückkehr Jean-Marie Biots, um zu hören, wie es Sancta gehe.

Plötzlich wurde leise an das Wagenthor geklopft. Als Romeo das Seil gezogen, schlich auf den Zehenspitzen ein Mann herein, in dem der Leser auf den ersten Blick den kuppelnden Sekretär des Herzogs von Compans-Maillepré erkannt hätte. Er sah sich links und rechts vorsichtig im Hof um und ließ für den Nothfall die Thüre halb offen. Offenbar ging Herr Burot auf Kundschaft aus.

Als er kein verdächtiges Anzeichen im Hofe gewahrte, ging er geraden Weges auf die Loge zu, öffnete sie ungenirt und trat wohlgemuth ein.

11.

Doppelter Schmerz.

Herr Burot war von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet; schwarzer Frack, schwarze Beinkleider und schwarzatlaßene Weste.

Offenbar wollte er sich das Ansehen eines ehrlichen Mannes geben, etwa eines Rentiers aus dem Marais, wogegen freilich mehrere ihm inhärente Eigenschaften

nachdrücklich protestirten. Zuerst dieser kriechend-freche Blick, welcher meilenweit den Schurken erkennen ließ; sodann der gezierte Gang und die verschwenderisch reichen Locken, endlich all die tausend unbeschreiblichen, aber sogleich fühlbaren Eigenheiten in Wort, Benehmen und Lächeln, die den Wirthshausbruder verrathen und wovon er sich ebenso wenig reinigen läßt, als der Mohr von seiner dunkeln Farbe.

Das Schwarz paßte zu dem ganzen Menschen nicht. Ueberdieß vermißte man in seiner Hand das Billardqueur und in seiner Tasche die Pfeife mit dem langen, schlanken Mundspitz.

Alles an ihm war aus dem gewohnten Geleise. Er glich so etwas einem Nachtvogel, der vom Tage überrascht wird und scheu unter den andern Vögeln herumflattert, die mit munterem Gesange die liebe Sonne begrüßen.

Was ihn aber vor Allem auszeichnete, das war die Stirn, nicht die physische, sondern in jenem Sinne des Wortes, wo es gleichviel bedeutet mit frecher Stirn und Unverschämtheit. Der Unverschämte ist immer auch feige, weil er sich zum Wagstücke zwingt und sich den Anschein von Muth gibt, während er inwendig Todesangst aussteht.

Ehe Herr Burot das Hotel Maillepré betrat, hatte er weislich alle möglichen Folgen dieser Recognoscirung für seine werthen Hintertheile berechnet. Obgleich Nichts zu fürchten schien, weil Zehn gegen Eins zu wetten stand, daß Biot ihn nicht wieder erkennen werde, da sie sich nur flüchtig im Hotel des Herzogs gesehen hatten, so gebrauchte Burot doch die Vorsicht und ließ das Wagenthor halb offen.

Festen Schrittes und wohlgemuth trat er in die Loge des Schloßwartes ein. Im Dunkel hielt er Romeo, der auf die Rückkunft Biots wartete, für den Thürsteher.

„Guten Abend, mein wackerer Freund!“ redete er ihn an. „Hier sind Zimmer zu vermiethen, nicht wahr?“

„Ich weiß Nichts davon.“

„Teufel,“ dachte Burot, „der ist noch gröber, als ich fürchtete. . . . . . „Diese Wohnung sagt mir in jeder Beziehung zu, mein lieber Herr,“ hub er laut an. „Ein Mann, der viel zu Hause ist und arbeitet, hat die Ruhe gern. Ich arbeite den ganzen Tag und lebe in allen Dingen pünktlich, nach dem Glockenschlage, komme jeden Werktag um acht Uhr Abends und jeden Sonntag um neun Uhr nach Hause. Die Herren Portiers können sich keinen bessern Kunden wünschen, wenig Mühe und viel Verdienst durch mich. Ich hab' oft ein erklecklich Nebenverdienstchen für sie . . . .“

Aber Romeo hörte ihn nicht. Der Gedanke an Sancta zwang ihm einen tiefen Seufzer ab.

„Der Lümmel der,“ brummte Burot für sich und ließ sich halb auf die leere Fußbank nieder, „der schweigsame, maulhängkolische Cerberus der! Und doch muß ich's herauskriegen aus ihm. . . . He, guter Freund,“ hub er nach einer Weile laut an, „Eure Miethsleute werden keinen übermäßig hohen Zins zahlen, denn es wird kein Gereiß sein um dieß Quartier, glaub' ich . . . Aber wißt Ihr, daß Ihr Euch nicht sonderlich kümmert um das Beste Eures Herrn?“

In demselben Augenblick erhob sich Romeo, um nach dem längst erwarteten Biot auszuschauen. Kaum hatte er den Kopf in die Nähe der Glasscheiben gebracht, wo es noch ziemlich helle war, so erkannte Burot Romeo und fuhr dann wie der Blitz aus seiner nachlässig schaukelnden Stellung auf. Auch Romeo schien dieß Gesicht bekannt vorzukommen. Während er nachsann, war der federleichte, spinnebeinige Sekretär, der in derlei übereilten Retiraden eine große Taktik gewonnen hatte, bereits in dem Fahrwasser zwischen ihm und der Thüre. Ohne Zweifel gedachte er jenes Abends in der Oper und der gewandten Manipulation, die ihn eine schöne Pfeife und zwei gesunde Zähne kostete.

Um ein Haar hätte Romeo ihn bei der Perücke ge-

faßt, aber Burot duckte nieder und verschwand auf dem Vorhofe.

„Halt ihn! halt ihn!“ rief er dem die Treppe herabsteigenden Biot entgegen.

Biot vertrat dem Flüchtling den Weg zur Hauptthüre, und jetzt wäre es um ihn geschehen gewesen, wenn er nicht das Wagenthor bloß halb verschlossen hätte.

Während er, zwischen zwei Feuern befindlich, leichenblaß nach einem Ausgang suchte, fiel ihm das starke eichene Thor ein, das er halb offen gelassen. Erst in den Stunden größter Gefahr zeigt sich die wahre Geistesgröße, wie man sagt. Obgleich über und über zitternd. bewahrte sich Burot den Adlerblick, welcher das Schicksal von Schlachten entscheidet. Kaum wandte sich Biot der Hauptthüre zu, so huschte er wie der Wind an Romeo vorüber, riß das mächtige Thor auf und — fort war er, die beiden geprellten Häscher laut auslachend. . . .

. . . .

. . . .

Den Worten des alten Dieners unbedingt vertrauend, hatte Sancta ihrem bekümmerten Herzen Luft gemacht durch ein glühendes Dankgebet und in diesem Gebet Trost und Ruhe gefunden.

Aber inzwischen war es ganz Nacht geworden, und wer kennt nicht die Schrecken der Nacht und Einsamkeit für ein gedrücktes Herz?

Sie hatte Niemand, der sie tröstete und ermuthigte, nicht einmal ihren guten Biot.

Um ihre Angst zu meistern, rief sie den Zauber süßer Träume herbei. Sie malte sich die Rückkehr des geliebten Bruders aus, die Freude des Wiedersehens und das thränenfeuchte Lächeln, das dem ersten Kuß des Willkommens vorausgeht.

Und der Gott der Träume erschien ihr. Sie sah Gaston, aber wie? Todesblaß, mit geschlossenen Augen, wirren Haaren, röchelnder Brust, auf fremdem Lager.

Armes Mädchen.

Und hie und da Spuren von Blut auf den schneeweißen Leinen.

Von Blut, mein Gott... von Gastons Blut!....

Dabei war sie ganz allein, das arme Mädchen, allein mit ihrem Schmerz und Kummer in tiefer Nacht. Kein freundliches Wort, kein Schall einer wohlbekannten Stimme, die Schreckbilder ihrer fieberhaft aufgeregten Phantasie zu bannen!

Zum ersten Male im Leben fühlte sie die Schrecknisse der Einsamkeit. Ach, bisher war sie die verschlungenen Wege ihres kurzen Lebens an der befreundeten Hand des Bruders durchwandert .... Aber jetzt, wo mochte er sein, der theure Bruder?

Vielleicht weit entfernt von der bekümmerten Schwester! Und was mochte er leiden durch die Trennung? Wie sehnt er sich nach dem Abendkusse, dem schönsten Lohn für die Mühen eines langen Tages!

Da war ihr, als höre sie den Bruder ihren Namen rufen, mit schwacher, zitternder, veränderter Stimme!... Wie bethört von der Erscheinung, streckte sie flehend die zarten Arme aus.

„Bruder,“ rief sie, „lieber Bruder, hier bin ich, Deine Sancta!“

Aber Gaston kam nicht. Er rief fort und fort, mit immer matterer Stimme, und wie ihr däuchte, in einem Tone zärtlichen Vorwurfs.......

Sancta saß vor ihrem Arbeitstischchen, auf dem eine Kerze brannte. Sobald der Wind draußen verstummte und eine Stille eintrat, hörte man die eintönige, todte Stimme des Fräuleins von Maillepré, welche ihrer Großmutter aus der Lebensgeschichte der Heiligen vorlas, vom Nebenzimmer herüberschallen.

Aber diese Stimme blieb ohne die geringste Wirkung auf Sancta. Es war so weit mit der unglücklichen Bertha gekommen, daß selbst ihre Schwester sie nicht mehr der Zahl der Lebendigen zuzählte! Bertha's Stimme wirkte auf das Ohr der Schwester nicht anders, als ein

feines, dem Ersterben nahes Geflüster, etwa wie das Geräusch des Windes, der mit welken Blättern spielt.

Bertha taugte zu Nichts mehr in dieser Welt, als höchstens zu einer Art vestalischen Priesterthums im Dienste eines Kultus, des Kultus der Vergangenheit, von dem unsere Gegenwart Nichts mehr weiß.

Sancta, das sonst so heitere Mädchen, war in dieser schwarzen Stunde kaum von ihrer ältern Schwester zu unterscheiden. In ihre angstvollen Träume versunken, starrte sie wie bewußtlos vor sich hin. Der Anblick dieses zarten Geschöpfes, das der Last seiner Leiden zu erliegen schien, hätte Jedem tief in's Herz geschnitten.

Plötzlich fiel ein Stral von Hoffnung erhellend in die Nacht ihres Kummers; eine leichte Röthe stieg aus dem Herzen auf die Wange. Dennoch hätte sie Euch nicht antworten können, wenn Ihr sie nach der Ursache dieses Lichtblickes befragt hättet. Die jungen Mädchen wissen oft selbst nicht, was in ihrem Herzen vorgeht; sie lächeln, erröthen, blicken züchtig und verschämt nieder, das Herzchen pocht ihnen unter dem keimenden Busen, aber nur das geübte Auge versteht diese Sprache; die Jungfrau selbst staunt darüber, ohne zu wissen, warum. Wenn erst diese Symtome sie erschrecken, dann ist ihr Fall nahe. Vorsicht ist nur eine Tugend dieser Welt; Unschuld aber der Zauber der Engel.

Woher, fragt Ihr, dieser tröstliche Hoffnungsstral? Sie gedachte des schützenden Armes, der über ihren Bruder wachte. Hatte nicht Romeo versichert, Gaston lebe noch und sei gerettet. — Und konnte Romeo lügen?

Aber so schnell, wie er gekommen, dieser Hoffnungsstral, so schnell verflog er wieder. Wenn die Kraft des Wundbalsams sich verzehrt hat, dann erwachen die Schmerzen auf's Neue und um so stärker. Die Schrecken der Einsamkeit stießen das jugendliche Gemüth in die alte Nacht zurück... Das Bild des schützenden Genius umschleierte sich, denn Romeo's Platz in ihrem Herzen war noch nicht groß genug, oder, wenn sie ihn schon

liebte, fehlte ihr doch jene Ruhe, welcher die junge Liebe zum Wachsthum bedarf. .... Wer hört im Geheul des Sturmes die zarten Klänge der Leier?

Romeo's Bild verschwand immer mehr vor dem Bilde des tödtlich getroffenen, aus vielen Wunden blutenden Bruders.

Je länger der Seelenkampf dauerte, um so schwächer wurde sie. Endlich konnte sie nicht einmal mehr beten. Ihr Haupt neigte sich auf die Brust und sie schluchzte krampfhaft, ohne daß Thränen ihr Auge netzten und Klagen ihr gequältes Herz erleichterten. . . . .

. . . .

Allmälig sank sie dem Schlafe in die Arme. Nochmals erschien ihr Gaston, aber wie verändert?

Stralend in Jugendkraft und Gesundheit, mit lächelnden Lippen, wandelte er am Arme Romeo's auf einem Pfade, der mit grünen Zweigen und wunderschönen Blumen bestreut und vom milden, warmen Licht des Himmels umflossen war. Beide sahen sich zärtlich liebend an und nannten sich Brüder, weil Sancta, einen Kranz von jungen Orangeblüthen und darüber den langen Brautschleier im Haare, sie zu Geschwistern verband. ....

O, und wie süße Worte lispelten sie sich in's Ohr!

Der Wonne dieses Traumes glich Nichts auf Erden, nur die Freuden Elysiums ... „Wie konnt' ich doch weinen?“ fragte sich Sancta.

Aber auch diese Träume sind Schäume und furchtbar ist das Erwachen aus ihnen zur Wirklichkeit.

Verwirrt und betrübt fuhr Sancta empor und blickte sich scheu in der Nacht um. War auch der Traum von Glück eine Lüge, so doch die Erschreckniß des Erwachens nicht weniger; sie hatte weder Grund zum Hoffen noch zum Verzweifeln ....

Das arme Mädchen stand von seinem Sitze auf, ergriff die Kerze und schwankte dem Zimmer des Bruders zu.

Hier war Alles öde, verlassen, traurig, todt.

Es war Sancta, als schnüre dieser Anblick ihr das Herz zu. Ja die trügerischen Freuden der Einbildung, welche die Verzweiflung in kurzen Schlaf lullen, sind tausendmal grausamer, als die Verzweiflung selbst....

Dieß leere Bett, der blaue Kittel, die groben Beinkleider, die an der Wand hingen, dieß Alles raubte ihr den Rest von Kraft. Ihre Kniee zitterten und sie sank am Fuße des Bettes zusammen, das Haupt mit der Decke verhüllend.

Es war gegen Mitternacht. Todesstille umgab sie; Bertha hatte längst aufgehört vorzulesen und gewiß ruhte die Herzogin-Wittwe schon in den Armen des Schlafes.

Nur Bertha wachte noch. Wenige Minuten nach Sancta's Fall öffnete sich leise die Thüre und die ältere Schwester erschien auf der Schwelle, den Namen der jüngern rufend. Als sie keine Antwort erhielt, ging sie auf Sancta's Bett zu.

Wie verändert war Bertha seit zwei Tagen! Auch der letzte Funken von Leben war in ihrem Auge erloschen. Ihr Antlitz, unlängst noch so kalt und weiß, zeugte von tiefem Seelenleiden.

Als sie das Bett leer fand, schwankte sie dem Zimmer des Bruders zu und rief in dasselbe hinein mit gespenstischem Tone!

„Schwester, liebe Schwester!"

Alles todtenstill. Bertha erhob die Kerze, da erkannte sie Sancta, wie sie vor dem Bette kniete und das Antlitz in den Falten desselben verbarg.

Sie schrack zusammen und mußte sich an der Thüre halten, um nicht umzufallen.

„Sie beweint ihn!" lispelte sie geisterhaft. Keine Thräne löschte die Glut ihrer Augen. Das arme Mädchen hatte ihren Vorrath an Zähren längst erschöpft und sie war ihrer Verlassenheit auf Erden sowohl be-

wußt, daß sie nicht einmal zur Schwester zu sprechen wagte: „Laß uns zusammen weinen ...."

Sie wußte nur zu gut, wie allein und verlassen sie in diesem Leben dastehe. Es schien, als seufze sie zwischen unsichtbaren Mauern in drückender Gefangenschaft. Schon vor ihrem Tode war sie aus der Zahl derer gestrichen, die leben und ihre Lieben trösten können.

Langsam kehrte sie der Schwester den Rücken.

Sie war gekommen, Aufschluß zu erhalten über Gastons Schicksal. Die Verzweiflung der Schwester am leeren Bett des Bruders, wessen bedurfte es mehr? Er konnte nicht mehr unter den Lebenden sein.

Das **De profundis** leise für sich hersagend, ging sie in ihre Kammer zurück und sank vor ihrer Stickerei in den Sessel zusammen.

„Ach, ich glaubte, Nichts auf Erden könne ich mehr lieben, aber ...."

Die Stimme versagte ihr und sie preßte die abgemagerte Hand an die klopfende Brust.

Nach einer Weile nahm sie Faden und Nadel und versuchte zu sticken. Aber die Hand zitterte und die kalten Schweißtropfen traten ihr auf die Stirn.

Sie hielt ein, um zu athmen .....

Als sie nochmals versuchte, fortzuarbeiten, entfiel die Nadel ihren Fingern.

„So muß ich denn die Stickerei unvollendet lassen!" sagte sie kopfschüttelnd und legte die Arbeit bei Seite. „Die Blumen, die ich Dir vorgestern brachte, mein Edmund, sind die letzten gewesen .... Aber wer bringt Dir frische Blumen, wenn Deine Mutter todt ist? .... O, wie er mir sein Händchen entgegenstrecken wird," fuhr sie, wie verklärt lächelnd, nach einer Pause fort: „Wie freundlich er mir zulächeln und mich küssen wird!"

Thränen der Wonne glänzten in ihren Augen. Der Gedanke an ihren Sohn schien der armen geplagten Seele Leben und Liebe und damit auch Jugend und Schönheit wiedergegeben zu haben ....

Nach einigen Minuten träumerischen Nachdenkens stand sie auf und holte aus dem Wandschrank ein kleines Kästchen hervor, worin eine blonde Haarlocke und eine Rolle Papier lag.

Bertha drückte diese Locke, das Einzige, was sie noch von ihrem lieben Kinde hatte, ihr einziger und höchster Schatz auf Erden, unter heißen Liebkosungen an ihre welken Lippen.

Nachdem sie sie mehrmals geküßt, dann wehmüthig lächelnd besehen, dann wieder geküßt und mit ihren Thränen benetzt hatte, entrollte sie langsam das Papier, welches die Aufschrift trug:

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dieß ist mein Testament.

Drittes Buch.

Die Damen von Maillepré.

1.

Die jungfräuliche Mutter.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dieses ist mein Testament.

Das war die Aufschrift der Heftes, welches Bertha von Maillepré in ihrer Schatulle neben der blonden Locke, jener so theuren, schmerzlichen und doch so tröstlichen Reliquie, welche ihren trockenen Augen Thränen lieh und ihr von ihrem Kinde sprach, eingeschlossen hatte.

Bertha rollte langsam das Heft auf.

„Gaston hätte es mir bis zu Sancta's Verheiratung beschützt," lispelte sie; „denn Sancta wird sich vermählen. Sie wird einige glückliche Tage haben. Möge Gott ihr all das Glück zu Theil werden lassen, das den Kindern von Maillepré versagt war!.... Nach ihrer Verheiratung hätte Sancta meine Trauer mit jenen süßen Thränen der Glücklichen beweinen können.... Sie hätte mein Erbe angetreten und die Sorge für das arme, kleine Gräbchen, wo mein Edmund schläft, übernommen!...."

Bei diesem geliebten Namen hielt sie inne. Ihr Mund flüsterte ihn mit Lauten, die Liebkosungen glichen.

„Aber Gaston ist nicht mehr da," hob sie wieder an, „und auch den werde ich wiedersehen.... O ich, die ich mein Herz erkalten ließ, wie Viele werde ich nach meinem Tode zu lieben haben.... meinen Vater...

meine Mutter .... Gaston .... Aber meinen Sohn kennen sie nicht .... werden sie ihn auch lieben?...."

Bertha schaute auf den Boden der Schatulle hin, wo die blonde Haarlocke lag.

„O ja!...." dachte sie, „ich sag' ihm dann, er solle sie so lieb anlächeln und ihnen die kleinen Arme entgegenstrecken .... sie werden ihn lieben .... Und warum, mein Gott, sollten sie ihn zurückstoßen? .... Im Himmel weiß man im Grunde der Herzen zu lesen. Nur auf dieser Erde hätte man mich für strafbar halten können...."

Sie unterbrach sich wieder und schien zu träumen. Dann fuhr sie fort:

„Es war der Letzte! .... Maillepré ist todt .... Unsere Väter hat Gott einst mit Kraft ausgestattet.... aber ihrer Kinder Antheil war Elend und Schwäche.... Der ritterliche Name mußte wohl früher oder später erlöschen .... Was that Maillepré ohne Ruhm hienieden?...."

Bertha saß da, den Kopf zur Brust geneigt, aber aus der stolzen Bitterkeit ihres Halblächelns sprach dennoch etwas Hochmüthiges. Zwischen ihren niedergeschlagenen Augenlidern stahl sich ein lebhafter Glanz hervor.

Sie schüttelte nachläßig den Kopf.

„Armes Mädchen!...." murmelte sie mitleidig; „jetzt, da ich vergessen sollte, drängt sich die Erinnerung mir auf .... Er ist nicht mehr unser, der große Name unserer Voreltern.... und als Grab wird Gaston, das Haupt, nur eine Handvoll Erde mit einem hölzernen Kreuze haben, und keine Herzogskrone über dem hundertjährigen Wappenschild wird darauf zu schauen sein ... Ach! ... Gott hat uns Vieles zu vergelten in jener Welt!...."

Dieß Wort, welches in einem andern Munde eine kühne Lästerung gewesen wäre, floß aus vollster Ueberzeugung von Bertha's Lippen. Sie hatte so viel geweint!

„Aber Blumen muß er haben, mein Edmund!“ sagte sie nach einigem Schweigen; „Charlotte.... ich kenne sie nicht mehr!.... Sie liebte uns nicht .... Sancta... o! wie würde sie meinen Edmund lieben!.... Aber ihre jungfräuliche Seele würde bei meiner Erzählung staunen .... Ich will nicht!.... ich will nicht!.... Armes, kleines Gräbchen, das Niemand mehr besuchen wird!.... Armes, kleines Kreuz, das Niemand mehr bekränzen wird!.... Das Gras wird es überwuchern.... man wird Nichts mehr davon sehen....“

Bertha schauderte zusammen.

„Nichts!“ wiederholte sie, „von so viel Liebe!.... so viel Thränen! .... so viel Glück! . . . . . .

. . . .

Bertha war vor Ermattung hingesunken. Diese Nachtwache hatte ihre Kräfte vollends erschöpft. Gleichwohl kam ihr nicht in den Sinn, auf dem neben dem Bette der alten Dame für sie bereiteten Lager zu schlafen.

Bertha fühlte den Tod heranschweben. Ihr Leben erlosch langsam, schon längst war sie sich ihrer nahenden Auflösung bewußt und kalt zählte sie jeden Schritt, der sie dem Grabe näher brachte.

Sie war eine arme Blume, die der Thau des Himmels nie erquickt. Verwelkt starb sie nun vor der Zeit hin. Und wie die versengte Blume noch ihre letzten schwachen Düfte in die Nachtluft aushaucht, so strömte sie eine leise Klage, einen erstickten Schrei der Liebe, einen letzten Ausfluß ihrer ergebenen Seele in die Einsamkeit aus.

Sie wollte diese Nacht nicht ruhen, weil sie jene Seiten, die sie in Stunden der Schlaflosigkeit geschrieben, zu hinterlassen wünschte. Diese Seiten waren ihr Leben und ihr Geheimniß.

Ihr Geheimniß, das Niemand kannte, wollte nun Bertha für einige Thränen, für einige Blumen geben, welche das kleine Gräbchen, auf dem wir sie knien und beten sahen, erhalten sollte....

Sie fing an, das Heft zu durchblättern. Es war

eine letzte Ueberlesung. Sie wollte nachsehen, ob Nichts mehr auszustreichen, Nichts mehr hinzuzufügen wäre...

Am Anfange dieser Blätter waren viele Worte von Thränen ausgewischt, aber je weiter man kam, desto sicherer sah man die Feder werden... Das Auge war ohne Zweifel trocken geworden.

Es lautete:

„Das kleine Kreuz ist schwarz. Es trägt den Namen: Edmund.

„Unter diesen Namen ließ ich nicht schreiben: Bittet für ihn! denn man bittet nicht für die Engel.

„Mein Sohn ruht dort unter dem grünen Rasen, Bertha's Sohn.

„Ich schreibe für die, welche mich geliebt haben, für Gaston, meinen Bruder, das Haupt unseres Hauses, welcher das Recht hat, mich zu beurtheilen, für Sancta, meine Schwester, für die ich bete, so oft Gott mir zu beten gestattet.

„Gaston und Sancta liebten mich ehemals. Jetzt vergessen sie mich. Ich beklage mich nicht.

„Ihre gegenseitige Zärtlichkeit hat mir oft Thränen entlockt, denn so gedrückt auch eine Seele sei, sie bedarf noch Anderes, als nur eine Erinnerung zu lieben....

„Allein das Loos, das mir Gott hienieden bestimmt, war, inmitten meiner Familie allein zu stehen und lebend zu sterben. Der Name Gottes sei gepriesen.

„Ich schreibe, damit die, welche mich geliebt, dem Grabe meines Sohnes wieder eine Mutter geben.

„Der Tod erweicht die Herzen; ich weiß nicht warum. Gaston und Sancta werden an mich denken, wenn ich einst todt bin. Beweinen sie mich, o so möge es am Fuße des kleinen Kreuzes geschehen, auf welches ich den Namen meines Sohnes geschrieben.

„So lange Sancta noch Kind ist, wird mein Bruder ihr mein Schicksal nicht mittheilen. Er wird sie

nur einmal zum kleinen Gräbchen führen und Sancta wird es mit Blumen schmücken.

„Ich bin ein armes Weib und habe viel gelitten. Mein Bruder, meine Schwester, thut das für mich....

„....Wir wohnten in der Straße Vaugirard. Unsere gute Mutter lag auf dem Bette, von dem sie nicht mehr erstehen sollte. Biot war auf seinem Lager vom Fieber geschüttelt. Gaston litt an jener langen, schrecklichen Krankheit, die unser Leid beinahe verdoppelt hätte....

„Charlotte und Sancta wußten noch nicht zu arbeiten.

„Ich besorgte damals schon die Frau Herzogin, unsere ehrwürdige Großmutter.

„Eines Tages fehlte das Brod. Gaston hatte Hunger. Meine Frau Großmutter befahl, das Mittagessen aufzutragen.

„Sancta und Charlotte weinten.

„Sie müssen sich des Tages erinnern.

„Es war uns nicht, wie jetzt, möglich, die Frau Herzogin mit einem scheinbaren Luxus und Wohlstand zu umgeben; nichts desto weniger sah sie unser Elend nicht so gut, wie ehemals, in dem einzigen Zimmer bei Herrn Polype im Palais-Royal, wo wir Alle gedrängt bei einander wohnten. Ihr Zustand immerwährenden Stumpfseins und ihre Gedankenlosigkeit waren uns überdieß bei der Täuschung behülflich. Sie ahnte unsere hülflose Lage und unsere Noth nicht....

„Aber an jenem Tage hatten wir Nichts mehr. Unsere gute Mutter verlangte vergeblich einen Tropfen jenes Getränkes, das ihre glühende Kehle erquickte....

„Ich ging zur Frau Herzogin hin. Mein Herz blutete, denn ich glaubte, ihr den Todesstreich zu versetzen....

„Ich sagte zu ihr: Frau Großmutter, Ihre Kinder haben kein Brod.

„Sie saß auf ihrem hohen Lehnstuhl von gestoch-

tenem Stroh. Ich sehe ihren glanzlosen, starren Blick noch langsam auf mich sich heften und wie eine bleierne Last auf meine Augenlider sinken, die ich niederschlug.

„Und was kann ich dafür, mein Schätzchen?“ fragte sie trocken.

„Ich stammelte: „Frau Großmutter, ich weiß wohl, daß es an uns ist, für Sie zu sorgen, und daß Sie uns Nichts schulden, aber....“

„Zur Sprache, Fräulein von Maillepré!“ unterbrach sie mich mit ihrer dürren und gebieterischen Stimme.

„Ich wagte nicht weiter zu sprechen....

„Und doch rief Gaston im anstoßenden Zimmer Sancta und sagte zu ihr: „Ich habe Hunger.“

„Und Sancta schluchzte, das arme Mädchen.

„Das Alles hörte ich.

„Auf einem Leuchterstuhl neben der Frau Herzogin lag ihre goldene emaillirte Dose, in deren Innern sich das Bild befindet, dessen Original Keines von uns gekannt hat; das war Alles, was von dem Erbgut der Maillepré übrig blieb.

„Lüsternen Blickes betrachtete ich sie, denn ihr Gold konnte unsere Mutter und Gaston retten; sie konnte Jean-Marie Biot, unserem Schützer und Helfer, Zeit zur Wiederherstellung gewähren. Sie konnte uns zum Heile werden.

„Ich faßte Muth und hob wieder an:

„Frau Großmutter, diese Dose, die Ihnen unnütz ist, könnte uns das Leben fristen....“

„Mit einer hastigen Bewegung schlägt die Frau Herzogin ihre Hand über die Dose, die unter ihrem seidenen Kleide verschwindet.

„Sie schaut mich mit mißtrauischem, zornigem Blicke an.

„Steht es so, mein Schätzchen?“ sagte sie, ihr weißes Haupt schüttelnd, „könnt Ihr meinen Tod nicht erwarten, um Euch in die Kleinodien der Maillepré zu theilen. Meine Frau Schwiegertochter, Ihre Mutter möge,

wenn sie 's für gut findet, das Schloß Avalon in Burgund, oder den Landsitz Kergaz in der Bretagne verkaufen, Madmoiselle.... sie möge das Hotel meines Schwiegervaters veräußern, sie solle auf Sant-Thomas-des-Dunes auf Naye, auf Blessac Gelder aufnehmen.... Wir brauchen nicht zu kümmern, mein Schätzchen.... Ohne die Domäne von Maillepré, die ein Familienerbgut ist, können wir Alles zu Geld machen. Lassen Sie auftragen, ich bitte!....

„Ich blieb niedergedonnert.

„Ich erwartete immer die weinende Sancta.

„Zu jener Zeit war ich noch nichts völlig von der Welt abgeschieden. Ich lebte, wie Ihr lebtet. Man sprach zu mir, wie zu einem lebendigen Wesen."

„Im untern Stockwerke des Hauses lebte ein Mann, dessen Ruf der Mildthätigkeit auch bis zu mir gedrungen war. Ich hatte von seinen muthvollen Bemühungen zu Gunsten der Armen gehört. Seine Menschenliebe führte ihn sogar in die Gefängnisse, um dort den Leidenden Trost zu bringen. Biot sprach oft von ihm, weil er ebenfalls viel von ihm hörte. Biot sagte mir, daß dieser großmüthige Mann seine Feder den Hülflosen weihe und für sie unermüdlichen Krieg gegen die Reichen führe....

„Es erfordert nicht so viel Muth, mein Bruder, Almosen zu heischen, als die Seinigen leiden zu sehen."

„Ich entfernte mich, ohne daß man es bemerkte, und pochte an die Thüre dieses Mannes.

„Seinen Namen verschweige ich Dir. Zu was Dir das Unglück einer furchtlosen Rache übermachen?

„Ich trat ein. Mein Gesicht war in Thränen gebadet.

„Unter Schluchzen sagte ich: „Meine Mutter stirbt und wir haben kein Brod!

„Der großmüthige Mann nahm mich bei der Hand und führte mich ins Innere seiner Gemächer.

„Ich folgte ihm ohne Mißtrauen. Er schloß alle Thüren hinter uns.

„Im letzten Zimmer ließ er mich neben sich hersitzen und sagte mir, daß ich schön sei.

„In diesem Augenblick erwachte eine innere Stimme in mir, die mich zu fliehen mahnte. Das Gesicht dieses Mannes war mir zuwider und flößte mir Furcht ein. Aber die, welche ich liebte, bedurften meines Muthes so sehr .... und dann war das Lob dieses mitleidigen Mannes, dessen uneigennützige Feder nur der Armuth diente, so oft zu meinen Ohren gedrungen!

„Anfangs richtete er väterliche Worte an mich. Er dankte mir, mich an ihn gewandt zu haben. Er hielt lange Reden über Mildthätigkeit und der Zufriedenheit, die er beim Gutesthun fühle.

„Das fand ich Alles schön, aber doch hatte ich Furcht, weil seine kühnen Blicke mich verschlangen und er mir immer sagte, ich sei schön.

„Er ergriff meine Hände. „Die welche Sie lieben," sagte er, „werden künftig Brod haben, meine Tochter. Ich bin nicht reich. Ich komme eben aus den Gefängnissen, wohin meine Bemühungen zu Gunsten der Unglücklichen mich geführt haben. Aber Keiner ist so arm, daß er nicht die erflehte Gabe finden solle.... Sie haben wohl gethan zu mir zu kommen! meine Tochter....

„Ich erinnere mich dieser Worte, weil sie mir das Herz erwärmten. Ich schämte mich, Zweifel in einen so guten Mann gesetzt zu haben.

„Mein Bruder, meine Schwester, was auch folgen wird, es ist lauter Wahrheit!

„Der großmüthige Schriftsteller machte eine Bewegung. Ich glaubte, er wolle aufstehen, um die verheißene Unterstützung herbeizuholen, ich war unruhig, denn Ihr erwartetet mich und mir war, als hörte ich Eure Klagen über mir.

„Ich fühlte durch einen rohen Druck meine

Arme an die Hüften gepreßt. Ich stieß einen Schrei aus....

„Einen einzigen Schrei, denn ein schändlicher Mund drückte sich wie ein dicker Knebel auf den meinigen.

„Damals war ich noch stark. Ich rang mit ihm. Gott hat uns Frauen mit einem Vorahnen der Gefahr begabt. Ich wußte gar Nichts und in diesem schrecklichen Augenblick, der meinem Fall voran ging, wurde mir Alles klar.

„Der Elende wurde müde, brüllte. Sein rothes Gesicht erdrückte das meine, sein brennender Athem erstickte mich.

„Ich wiederstand immer.

„Er röchelte besiegt. Seine rothunterlaufenen Augen traten aus ihren Höhlen.

„Er fiel auf die Kniee .... Ich glaubte mich gerettet.

„Aber er stand wieder auf, schäumend und lästernd. Seine geballte Faust schlug dreimal auf meine Brust. Der Tod zog an meinen Augen vorüber.

„Mein Bruder, ich habe diesem Manne längst vergeben und täglich bete ich für ihn.

„.... Vierzehn Tage lang rang ich mit dem Tode. Ihr könnt es nicht vergessen haben. Ich fand weder Sprache noch Gedanken.

„Als ich aufwachte, standet Ihr alle um mein Bette. Meine Mutter war todt.

„Mein Gott! bin ich also strafbar? Ich kannte nicht einmal mein Unglück!

„Dennoch drückte mich eine unbestimmte Traurigkeit. Ich wußte nicht, was ich fürchtete, aber während der Schlaflosigkeit meiner Nächte litt ich heftige Qualen. Ich wünschte allein zu sein, und sobald ich allein war, hätte ich gerne Geräusch, Bewegung, Leben um mich gehabt.

„Zu jener Zeit weihtet Ihr mir noch Eure Theilnahme, mein Bruder, meine Schwester. Oft suchtet Ihr

die Ursache meines Unbehagens zu errathen. Die arme Sancta überschüttete mich mit Liebkosungen, Charlotte in ihrer lebhaften, kindlichen Munterkeit wollte mich ausfragen. Konnte ich antworten? Ich erinnerte mich eines furchtbaren Kampfes, der mit einem fast tödtlichen Schlage endete. Das ist Alles. Bei meiner Seligkeit, das ist Alles.

„Besitzen wir zweierlei Gedächtniß, eines der Vernunft, eines des Instinktes? Ich erinnerte mich nur eines Ueberfalls und doch klagte ich meinen Mörder nicht an.

„Eine eigene Scham ließ mich diesen Namen nie aussprechen. Ich habe ihn nie ausgesprochen. Warum?

„Er blieb im Hause, den Ruf eines großmüthigen Mannes behaltend. Nach seinem Verbrechen blieb er noch länger als einen Monat daselbst, als ob er errathen, daß er von mir Nichts zu fürchten hatte. Dann reiste er ab. Nie habe ich ihn wieder gesehen. Gott schenke ihm Reue und Verzeihung!

„Ich genas langsam und Eurer zärtlichen Fragen müde, gefiel es mir, bei der Frau Herzogin allein zu bleiben. Nicht nur eine wahre tiefe Verehrung, sondern auch die Ruhe, die ich in ihrer Nähe fand, hielt mich an ihrer Seite. Wenn ich weinte, so sah sie mich nicht, wenn ich seufzte, so hörte sie mich nicht.

„Ich glaube, in ihrem Geiste bin ich nie über das Alter der Kindheit hinaus zum reifern Verstandesalter gekommen. Sie hat mich nie über Etwas gefragt. Und doch litt ich so sehr unter ihren Augen!

„Monate schwanden dahin.

„In einer Nacht erwachte ich an sonderbaren Schmerzen. Ich fühlte Etwas in meinem Schooße sich bewegen. Ich horchte betroffen über das unbekannte Regen und Leben in mir, ich lauschte dem Pochen in meinen Eingeweiden.

„O! wer Anders, als Gott konnte einen Strahl himmlischer Freude in das Herz des armen Mädchens, das Mutter werden sollte, herabsenken?

„Welche Stimme, wenn nicht die seinige, erklärte der unwissenden Jungfrau die geheimnißvollen Verheißungen dieses Schmerzens?....

„Ich schrie in tiefster Seele auf. Eine Regung der Liebe, einer unnennbaren, unendlichen Liebe durchströmte mich. Ich faltete die Hände und betete.

„Ich betete für mein Kind, dessen Kommen ein zärtliches Entzücken mir verkündete. Ich war Mutter, ich fühlte, ich wußte es.

„Mutter! Es war eine Nacht voll süßer Hoffnungen, voll närrischer Zärtlichkeiten, voll glühender Erhebung zu Gott.

„Mein Kind! o wie sehr liebt ich es schon!....

„Es war eine Nacht voll quälender Ungewißheiten, voll bittrer Befürchtungen, voll schrecklichen Leides!

„Ich war Mutter! und ich war Fräulein von Maillepré....

„In unserer Kindheit, Gaston, sagte unsere gute Mutter, daß wir uns Beide von Gemüth wie von Angesicht glichen, beide seien wir sanft, aber stolz.

„Das ist ganz wahr! Indem uns Gott das Besitzthum unserer Väter nahm, ließ er uns den Stolz unserer Abstammung.

„Für Dich, mein Bruder, desto besser. Bei dem Manne ist der Stolz ein Geschenk des Schöpfers. Bei Dir ist der Stolz Tapferkeit, ist er Tugend....

„Aber bei mir! wohin hat sich in meinen verletzten Adern das edle Blut der Maillepré verirrt?

„Ich weiß es wohl. Rein sein ist nicht hinreichend bei den Töchtern unserer Ahnen. Es ist verboten zu fallen, selbst durch ein Mißgeschick. Auch ein unverschuldeter Flecken verdunkelt den Glanz des Wappenschildes. Unglück besudelt beinahe eben so sehr als Verbrechen. Nur das Kloster, nicht wahr, blieb noch dem entehrten Fräulein von Maillepré?

„Wohlan denn, mein Bruder, ich habe mich gerichtet. Ich habe mich verdammt. Ich habe eine strenge

Schranke zwischen das Leben und meine Jugend gezogen. Gibt es ein Kloster, das den Freuden der Außenwelt mehr verschlossen, das stiller, einsamer wäre, als mein Gefängniß?

„Gott, der mir eine fromme Verehrung für unsre Frau Großmutter ins Herz legte, verlieh dem armen gefallenen Mädchen, in seiner Zurückgezogenheit ohne Murren zu leben.

„.... Ich blieb in unbestimmten Erwartungen, die mit Ungeduld und Entsetzen vermischt waren. In gänzlicher Unwissenheit konnte ich die Scenen jenes Schmerzensdrama's, wo das Weib seinen Odem theilt und ein lebendiges Wesen sich von ihm ablöst, weder ahnen noch voraussehen.

„Ich traf keine Vorbereitungen, nahm keine Vorsichtsmaßregeln. Ich setzte einen unbegränzten Glauben in Gott: Gott kannte meine Unschuld.

„Soll ich es sagen?.... ich hatte einen thörichten gotteslästerlichen Gedanken!.... ich verglich mich mit der jungfräulichen Mutter Gottes, zu welcher ich jeden Tag mein brünstiges Flehen imporsandte. Ich sollte in meinem tiefsten Elende, wie sie in göttlicher Glorie ein Kind gebären, ich, die ich kaum ins jungfräuliche Alter getreten, ich, in deren Herz der Name eines Mannes keinen Wiederhall gefunden.

„Ich bat Dich um Verzeihung, heilige Maria! Ich weinte, meine dunkle Schande neben die erhabenen Mysterien Deiner Empfängniß zu stellen mich erkühnt zu haben. Aber mein Kind, aber mein Jesus sollte geboren werden, und ich hatte nicht einmal eine Krippe, nicht eine Windel, um es zu erwärmen.

„Gütige Mutter Gottes! Du hast mir verziehen. Du erbarmst Dich der Mütter.

„Ich hoffte auf Dich. Nachdem ich gebetet, sah ich Dich mit göttlichem Lächeln zu mir, dem armen Mädchen herabneigen und mit Deiner Hand dem Sohne Gottes, bei dem Du Fürbitte einlegst, mein Leiden zeigen.

„.... Alles schlief in unserm Hause. Ein dünner Verschlag trennte mich von Dir, mein Bruder, von Sancta und Charlotte. Mein Bett stieß an das Bett der Frau Herzogin, unsrer Großmutter.

„Ich wand mich in tödtlichen Schmerzen.

„Ich litt, o, ich litt!.... Wie Messer wühlte es mir in den Eingeweiden. Kalter Schweiß überlief meinen Körper. Mein Herz brach. Mein Kopf wollte vor Schwere zerspringen.

„Meine Leintücher, die ich in wildem Schmerz mir in den Mund drückte, ließen mein Wimmern nicht laut werden.

„Die hellen Glockentöne von Notre-Dame-des-Champs läuteten die Frühmette.

„Ich versuchte zu beten. Aber wie schwer wird uns dies Gebet in den Stunden der Marter!

„Ich glaubte, sterben zu müssen.

„Meine Frau Großmutter lag in tiefem Schlafe. Sie hatte jenen geräuschvollen Schlummer, welcher sich in unabläßigem ruhigem und starkem Athemholen kund gibt....

„Es war ganz wie jetzt, da ich diese Zeilen schreibe. Das Leben meiner Frau Großmutter muß ein schönes und christliches gewesen sein, denn ihr Alter ist Ruhe.

„Nichts stört die Ruhe ihrer Tage, kein Traum verscheucht die Ruhe ihrer Nächte.

„Sie wird noch lange leben. Ihr werdet mich bei ihr ersetzen.

„In diesem Augenblick der unsäglichen Qualen schien dieses Wohlsein in meiner Nähe meinem Leiden Hohn zu sprechen. Ich beneidete diese kalte Unerregbarkeit, diese Abwesenheit der Gefühle, welche die Frau Herzogin gegen die Uebel dieser Welt zu beschützen scheinen....

„O! aber welche Freude plötzlich inmitten meiner Martern! welche Fröhlichkeit, welche Wonne in meinem brechenden Herzen!

„Mein ganzes Wesen verschmolz einen Augenblick in Einen ungeheuren Schmerz. Das Leben wich. Meine kalten Schläfe klopften. Meine Augen umdunkelten sich. Die Zunge erstarrte mir im Gaumen. Ich befahl meine Seele Gott.

„Dann öffneten sich meine Augen wieder. Ein unbeschreibliches Wohlsein durchströmte meine Adern.

„Edmund!.... armer, theurer Engel!

„Ich hielt einen Schrei zurück. Ich raffte mich auf. Die Liebe gab mir Kräfte.

„Leise ging ich mit meinem Kinde in den Armen durch das Zimmer wo Ihr Alle schliefet und verließ das Haus.

„Draußen schüttelte mich der Frost. Ich schleppte mich längs den Mauern hin. Niemand war da, um meinen Jammer auszuspähen.

„Erschöpft erreichte ich die Schwelle des Klosters Notre-Dames-des-Champs.... mit einer letzten Kraftanstrengung hob ich den Hammer.... dann sank ich zusammen, leblos auf den kalten Stein...."

2.

Bertha's Kind.

Bertha's Testament lautete weiter:

„.... Es war eine kalte, schwarze Nacht. Ich war nothdürftig angekleidet. Der Regen durchnäßte mich bis auf die Haut. Der eiskalte Stein, auf welchem ich lag, erstarrte das Blut in meinen Adern. Ich war erst zur Hälfte entbunden.

„Einige Minuten Verzögerung und es wäre um uns geschehen gewesen.

„Um uns, mein Bruder! wir waren zwei, mein Kind und ich! O! wäre ich dazumal mit meinem Edmund gestorben!....

„Doch das Leiden klopft nie vergeblich an die Thüre dieser heiligen Wohnungen. Eine hülfreiche Hand richtete mich, die Ohnmächtige, bald auf. Das letzte Band, das Edmund an meinen Schooß knüpfte, ward zerschnitten. Ich kam wieder zu mir und konnte nur durch meine Thränen hindurch die Züge meines Kindes sehen.

„Es schlief. Die gute Schwester, die mich aufgenommen, wiegte es in ihren Armen.

„Sie war ein noch junges Weib, mit sanften, von Bußübungen abgemagerten Zügen. Ihr Gesicht schien zu sagen, sie habe viel gelitten. Allein heitere Ergebung lag auf ihrer Stirne und ihre Augen, welche sie durch die Gewohnheit des Betens oft zum Himmel aufschlug, hatten einen ruhigen friedlichen Ausdruck.

„Aber mein Knäbchen! mein Edmund! wie schön war er! Die heilige Frau konnte sich nicht erwehren, seinem Schlafe der Engel zuzulächeln. Sie wiegte ihn ganz sachte.

„Ich küßte den Saum ihres wollenen Gewandes zum Danke für das Lächeln, das sie meinem Knäbchen schenkte.

„Dann sagte ich zu ihr:

„— Schwester, habt Mitleid mit mir! dieß arme Wesen hat keine Zufluchtsstätte.

„Die Nonne schaute mich mit strengem Blicke an. Sie drückte jedoch ihre Lippen auf die Stirne meines Knäbchens.

„Sie befragte mich. Ich erzählte Ihr mein Unglück.

„Sie glaubte mir, denn sie legte meinen Edmund auf ihr eignes Lager und drückte meine Hände in den ihrigen.

„„Meine Tochter,““ sagte sie, „ich bin nur die Pförtnerin eines armen Klosters, aber Ihr Kind soll

eine Zufluchtsstätte haben... Der Mann, welcher Ihre hülflose Lage mißbrauchte, gehört zu jenen, die uns vor vierzig Jahren ermordeten und uns heutzutage verläumden.... Sie müssen für ihn beten, meine Tochter.''''

„So sprach sie zu mir. Ich verstand sie nicht, mein Bruder. Gab es denn einen noch nicht fernen Zeitpunkt, wo die heilige Wohlthätigkeit und Menschenliebe geächtete Namen waren? Mein Vater sagte uns wohl, daß während seines Aufenthalts in Amerika, Frankreich sich in zwei feindliche Lager getheilt und daß das Blut in Strömen floß. Allein er sagte auch, Frankreich sei ein Land voll Hochherzigkeit und Ehre. Arme Frauen ermorden!....

„Das ist unmöglich, nicht wahr! Und wer könnte in unsern Tagen sie verläumden, diese irdischen Engel, welche ihr Leben dem Gebete und hülfreichem Beistande widmen?

„Es wurde Tag. Schwester Martha weckte eine ihrer Mitschwestern und geleitete mich dann bis zur Schwelle unseres Hauses.

„.... Ich lebte nur meiner Herzensfreude. Mehr als je zog ich mich zurück, ganz nur an die Seite meiner Frau Großmutter, um schweigen und immer, immer an ihn denken zu können.

„An meinen kleinen Edmund, der mir zuzulächeln lernte!

„Schwester Martha hatte ihn einer armen Frau an der Weststraße anvertraut. Bei jedem Sonnenstrale genoß mein Edmund der reinen Luft unter den großen Bäumen des Luxemburg.

„Er wuchs heran. Er wurde stark. Ich war sehr glücklich.

„Jeden Tag stahl ich mich gegen Abend aus dem Hause und ging, ihn zu umarmen. Mein Gott, mein Gott! ich war sehr glücklich.

„Niemand im Hause bemerkte meine Abwesenheit. Ich verbarg sie, als ob ich ein Verbrechen begehen

wollte. Biot allein sah mich ein oder zwei Mal aus dem Zimmer meiner Großmutter schlüpfen Aber Biot ist ein Herz von Gold, dessen Liebe keinen Argwohn aufkommen läßt.

„.... Bruder, wenn Du gesehen hättest, wie das arme Kind mit seinen kleinen Händen meine Thränen trocknete! Es kannte mich. Wenn ich zu ihm hintrat, schrie es minder heftig.

„Zu jener Zeit hatte es zwei Mütter. Schwester Martha besuchte es fast so oft als ich. Das heilige Weib! sie ist nun bei Gott und beschützt meinen Edmund im Himmel, wie sie es auf Erden gethan!

„O Herr der Welten! wenn ich schon so glücklich war, ich, die ich mein Kind täglich nur eine Stunde sehen konnte, um es zu bewundern, um es anzubeten, wie groß muß erst das Glück der andern Mütter sein!

„Ihre Augen schließen sich nicht bei dem theuren Hinblick auf ihr schlafendes Kind. Wenn sie Nachts durch süße Rufe aufgeweckt werden, genießen sie der heiligen Wonne der Mutter, die ihr Kind nährt und ihr eigen Leben in die Adern eines vielgeliebten Wesens überströmen läßt. Am Morgen sind sie da, um des Kindes erstem Lächeln zu lauschen. Und den Tag, den ganzen Tag über haben sie seine kindischen Launen zu ertragen, seine närrische Lebendigkeit zu mäßigen, jenen Schmerz zu verscheuchen, der sich in Schreien kund gibt, den lieben Aeuglein Thränen entlockt und dann in lieblichem Lächeln endigt.

„Wie müssen sie Dich lieben, o mein Gott, diese Mütter, und wie müssen sie Dir Dank sagen für so viel Glück! ....

„Ich, ich dankte Dir von Grund der Seele. Edmund wurde von einer Fremden gesäugt. Edmund schlief fern von mir; eine andere Hand als die meinige wiegte ihn in Schlummer. Aber mein war er; ich war seine Mutter."

. . . .

Bertha hielt in ihrem Lesen inne. Ihr Gesicht war in Thränen gebadet.

„Ich war seine Mutter!“ lispelte sie.

Sie warf einen Seitenblick auf die blonde Haarlocke.

„O ja!“ hob sie wieder an; „ich sah diese Haare ein lächelndes Köpfchen überschatten. . . . Wie fein und glänzend waren sie! . . . Es war mein Sohn! . . . Ach! und ich überlebte ihn noch so lange. . . .“

Sie wandte ein Blatt ihres Manuscriptes um und las:

„Meine Pflege fehlte ihm vielleicht. Der Busen jenes Weibes gab ihm vielleicht nicht die Nahrung, deren er bedurfte. Was weiß ich? Ein Kind bedarf der Mutter . . .

„Eines Abends fand ich ihn blässer als gewöhnlich. Ich kam sehr traurig nach Hause. Ich fühlte einen stechenden Schmerz in meinem Herzen. Noch zeigte sich kein beunruhigendes Symptom, aber ich konnte nicht an die Dauer meines Glückes glauben; mir schien es, als müßte unsere Freude, alle Freude, die uns andern Maillepré, dem gesunkenen, einem geheimnißvollen Mißgeschick erlegenen Stamme blieb, immer eine vergängliche und mit Widerwärtigkeiten gemischte sein!

„Ach! was mich anbetrifft, so täuschte ich mich nicht. Möchte ich mich in Hinsicht auf Euch getäuscht haben, mein Bruder, meine Schwester!

„Am folgenden Morgen war Edmund noch blässer. Er wollte lächeln und weinte.

„Den andern Tag . . . .

„Vergib mir, o Gott! ich verzweifelte an Deiner Gerechtigkeit . . . . Ich lästerte. Vergib mir!

„Er war ja mein einziger Trost, meine einzige Hoffnung in dieser Welt! Die ganze Zärtlichkeit meines Herzens hatte ich auf ihn übertragen . . .

„Ein weißes Tuch war über seine Wiege gebreitet, sein Körperchen war kalt . . . Er schien zu schlafen.

„Meine Seele war zerrissen. Ich hatte kein Kind mehr.

„Herr, Du hattest es mir gegeben, Du konntest es wieder nehmen. Ich beging ein Verbrechen, mich gegen Deinen heiligen Willen aufzulehnen. Aber erbarme, erbarme Dich und schenke mir Gnade! Ich habe seit jenem Tage so viel geweint!... Versage mir in meiner Todesstunde nicht den Eingang in Deinen Himmel, in welchen Du es aufgenommen hast....

„Eines Morgens ging ich aus und folgte einem kleinen Sarge, auf welchem ein Kranz lag, ganz allein zum Kirchhofe.

„Man legte den Sarg in ein Grab; ich durfte ihn noch küssen; dann warf man Erde darüber...

„Sie rollte mit dumpfem Geräusche auf den kleinen Sarg. Bei jeder Schaufel voll durchzuckte es mein ganzes Wesen. Dieses Geräusch bleibt uns lange im Gedächtniß und schreckt uns Nachts im Augenblicke des Einschlafens wieder auf....

„Ich höre es oft!... und dann sehe ich das offene Gräbchen und den kleinen Sarg, der nach und nach unter der Erde verschwindet. Und mein Leiden wird wieder größer...

„In der darauf folgenden Nacht hatte ich, schwach und mit gebrochenem Herzen, nicht die Kraft, mein Schluchzen zurückzuhalten. Da kamst Du, mein Bruder, und fragtest nach meinem Schmerze....

„O! von da an, nicht wahr, hab' ich ihn besser zu verbergen gewußt! Ich wurde Bertha die Bildsäule. Keine Verbindung war mehr zwischen den Qualen meines Herzens und meinem steinernen Gesichte!...

„Für mich war Alles hin. Wer hätte mich künftig nach Außen ziehen sollen? Ich schloß jene schwere Thüre, außerhalb welcher der Tag, reine Luft und Leben ist, vor mir ab. Ich übernahm die gänzliche Verpflegung unserer Frau Großmutter.

„Meine Jugend ging in Alter über. Ich zog einen dreifachen Schleier über mein Herz. Ich suchte kalt, unerregbar, unempfindlich zu werden...

„Als Solche beurtheilet Ihr mich vielleicht ein wenig zu früh, mein Bruder, meine Schwester... Gleichviel... — Euer Irrthum ist zur Wirklichkeit geworden.

„Ja, ich bin kalt geworden in beständiger Berührung mit diesem starren Alter. Ja, mein Herz ist farblos geworden, wie mein Gesicht....

„Ja, ja! ich weiß nicht, welches Leben noch diesen durchsichtigen, todtenfarbenen Körper beseelt, der schon jetzt ein Leichnam ist!

„Ich athme, aber ich fühle nicht mehr . . . Mein Sohn! das ist der einzige Punkt, durch welchen ich noch mit der Welt in Berührung komme....

„Es ist ein Grab, das mich an's Leben bindet.

„Außer dem Gedanken an meinen Sohn ist Nichts in mir unverwelkt geblieben....

„Sein Bild muß vor meiner Seele schweben, um denken, die Erinnerung an ihn muß mich beleben, um beten zu können....

„Mein Bruder, wenn Gott will, daß Maillepré einst wieder steige, so wirst Du mächtig und ruhmvoll werden, wie es unsere Väter waren. Du bist dessen würdig. In jenen Tagen des Glückes aber stoße das Andenken an die arme Bertha nicht verächtlich von Dir, ich bitte Dich. Sie stirbt unschuldig. Ihr allein besitzt ihr Geheimniß. Euer Wappenschild wird nicht durch ihre Schuld vor den Augen der Welt befleckt werden, und vor Gottes Auge ist ihre Seele jungfräulich geblieben.

„Wenn Ihr reich werdet, so laßt sie in der Gruft ruhen, die Eure fromme Liebe ohne Zweifel unserm Vater und unsrer Mutter errichten wird. Gebt Bertha und ihrem Kinde einen Platz darin....

„Meine Schwester, wenn Du erfährst, was ich Alles in Eurer Nähe gelitten habe, so wird Dein Herz bewegt werden, so wirst Du mich beklagen, denn Du bist gut; beklage mich hauptsächlich, Schwester, daß ich hienieden

keine Seele gefunden, in die ich mein Geheimniß ausschütten konnte.

„Mein Schmerz tödtet mich, weil ich ihn bei mir allein, immer allein behalte, meine Schwester!...

„Das Schweigen, das mich umgibt, die Einsamkeit, in welcher ich nur das stets unbewegliche, düstere Antlitz der Frau Herzogin vor Augen habe, die heiße, dunstige Luft, welche meine Brust auftrocknet, mein Fall, der Tod meines Edmunds, Alles das wird zu einer erdrückenden Bürde, die auf mir lastet.

„Wie oft wollte ich sprechen und Trost heischen!...

„Allein ich hatte mir zur Aufgabe gemacht, Tag und Nacht bei der Frau Herzogin zu wachen. Wissen wir andern Maillepré um Verzeihung zu bitten?

„... So lange meine Füße den sterbenden Körper tragen, werde ich meine Pflicht thun. Ich will Morgens mein Lager verlassen, um die Toilette unserer Frau Großmutter zu besorgen. Meine Stimme soll ihren an religiöse Vorlesungen gewöhnten Ohren diesen Genuß verschaffen....

„Nachts will ich von meinem Schlummer Zeit rauben, um an der angefangenen Stickerei zu arbeiten, deren Erlös mir vielleicht noch einmal die Pforten jenes schönen Gartens öffnet, in welchem die schlafen, die wir liebten.

„Dann, wenn Gott sich endlich meiner erbarmt und meinem Leiden ein Ziel setzt, wird er mich zu sich rufen. Ihr werdet mich blaß und kalt, wie Tags zuvor, auf meinem Lager finden. Ich bin dann bei meinem Edmund.

„Bruder und Schwester, seid glücklich, wie ich es Euch wünsche....."

. . . .

Der anbrechende Tag ließ ein unbestimmtes Licht durch die dichten Fenstervorhänge fallen.

Bertha legte das Heft auf den Tisch. Sie war schrecklich blaß.

Lange vor Beendigung desselben hatte ihr Gesicht jenen starren und unbeweglichen Ausdruck angenommen.

Sie stand auf. Ihre Füße trugen sie kaum, so leicht auch das Gewicht ihres abgemagerten Körpers war.

Schwankend gelangte sie zu dem für sie bereiteten ärmlichen Lager und streckte sich mühselig darauf hin.

Vor Ermattung sank sie alsobald in Schlaf.

Der Schlaf brachte ihr einen Traum. Ihr farbloser Mund verzog sich langsam und lächelte endlich in himmlischem Entzücken. Ihre Lippen öffneten sich, um jene süßen Klagen zu flüstern, welche die Sprache freundlicher Träume sind. . . .

Auf ihrem Gesichte, das wieder in Schönheit auflebte, lag eine Wonne der Verzückung. . . .

„Edmund! Edmund! . . ." sagte sie.

. . . .

Als am folgenden Morgen Jean-Marie Biot kam, schlief die alte Herzogin noch.

„Kannst Du lesen?" fragte ihn Bertha.

„Ja, mein Fräulein," antwortete Biot.

Bertha legte ihm das Manuscript in die Hand.

„Du gehörst zur Familie," sagte sie; „dieß ist mein Geheimniß. . . . Lies dieses Heft und thue, um was ich meinen Bruder bat . . ."

Biot wollte antworten, aber eine trockene, heisere Stimme ließ sich aus dem Hintergrunde des Alkovens vernehmen und rief Fräulein von Maillepré.

. . . .

Zu derselben Stunde saß in einem Salon des ersten Stockwerkes des Hotels Herr Williams vor einem Tische und durchsuchte ein dickes Buch, aus dessen Blättern zahlreiche Papierstreifchen herausfielen.

Neben dem Kamine, auf dessen Marmortafel Papiere unordentlich umherlagen, hielt sich einer der Diener des Herrn Williams.

Man kann nicht sagen, daß es ein eigentlicher Diener war. Es war ein Mann von verständigem, ehr-

barem und sehr kaltem Aussehen, wie sein Herr, dessen Kleidung genau zwischen der städtischen Kleidung und der Livree die Mittelstraße hielt.

Herr Williams war schwarz und zum Ausgehen angekleidet. Auf seinem Gesichte lag der Ausdruck männlicher, ernster Festigkeit, aber seine Haare waren ganz gebleicht. Diese Eigenthümlichkeit machte ihn jedoch nicht so alt, wie man glauben könnte. Seine hohe, kräftige Gestalt verwischte den Eindruck, den dieses Zeichen vorgerückten Alters im ersten Augenblick hervorbrachte. Man konnte ihn höchstens für einen Sechziger halten.

In seinen Zügen sprach sich Phlegma und Güte aus. Zu der Unbeweglichkeit seines Gesichtes kam die noch merkwürdigere Unbeweglichkeit seines Halses, der in eine hohe, weiße Halsbinde eingewickelt und unbiegsam wie von Stein war.

Man weiß, daß der englische Dünkel im Allgemeinen den Hals jedes Gentlemans, der eine gewisse Idee von seiner Wichtigkeit hat, steift, aber hier war es eine übertriebene Steifheit. Die gestärktesten Hemderkrägen unserer lächerlichsten Sportmen gestatten noch, sich ein Wenig zu verneigen, den Kopf zur Hälfte zu drehen und jene nothleidende Stellung anzunehmen, welche die Fortschritte in ritterlicher Kunst den raffinirten Modenarren auferlegt. Herr Williams dagegen schien den Zwang eines stählernen Halsbandes zu erdulden. Seine ganze Person mußte sich umwenden und statt den Kopf gegen das Buch herabzuneigen, war er genöthigt, dasselbe zu den Augen emporzuheben.

Ueber einen Mann von solchem Alter und solchem Ernste hat die Mode wenig Macht. Sie konnte für ihn nur ein Fehler seiner Constitution, ein Zufall oder eine Wunde sein.

Das Zimmer, in welches wir den Leser einführen, war einer der Empfangssäle des Hotels Maillepré. Seine schönen, in Uebereinstimmung stehenden Proportionen ver-

ringerten seinen scheinbaren Umfang. An der Decke mit den viereckigen Vertiefungen sah man farbenreiche Malereien aus Rubens Schule, in welchen der reiche Materialismus flamändischer Manier prunkte. Da waren mächtige Göttinnen mit fleischigen Hüften, trinkende Kinder, berauscht daliegende Bachantinnen, da war Bachus, der lustige Kumpan, der verschmitzt in seinen vollen Kelch hinein lachte und das Weinlaub und die durchsichtigen Trauben von Schläfen und Stirne schüttelte; da war auch Silen, der bürgerliche Halbgott, dessen Bauch ein voller Schlauch ist, Silen, das ewige Sinnbild flamändischer Freude, der dicke Trunkenbold, der einen Esel reitet, Silen, den wir dem heidnischen Alterthum bitter beneiden würden, wenn wir nicht von ihm das pausbackige Lachen entlehnt, um damit das dumme Gesicht des Gottes der gutmüthigen Leute zu begaben.

Um die Friese herum lief eine lange Reihe von Nymphen Es war dieß eine ältere, ebenfalls heitere, aber in ihrer Anmuth geistreiche Malerei. Es war das Schöne nicht mehr, wie die fruchtbare flamändische Kunst es gerne sieht, sondern wie das reine Genie Italiens es träumt.

Diana streifte durch die Wälder, die Hitze ihres ungestümen Windhundes mäßigend. Ihr Gang schon verkündete die Göttin. Ihre Hand wählte aus dem Köcher den spitzen Pfeil, dessen tödtlicher Flug die Jagd beenden sollte. Hinter ihr zog ein Schwarm göttlicher Jungfrauen, deren Schärpen sich im Luftzug ihres raschen Laufes blähten nnd entfalteten.

Ein Schüler des Giulio Romano, vielleicht selbst Primatice, hatte diesen lebensvollen Kranz gemalt....

Unter dem Friese reihten sich in weiten Zwischenräumen Familienbildnisse. Gewöhnlich enthielt ein Getäfelstück deren zwei: einen Herzog und eine Herzogin in ihren Goldrahmen mit den verbundenen Wappenschildern darüber.

Es war die herzogliche Galerie. Ein anderes Zim-

mer enthielt die Bildnisse der Herren von Maillepré, die als einfache Ritter zu jener Zeit gestorben waren, wo selbst Könige sich es zur höchsten Ehre anrechneten, die Sporen anzuziehen.

Das letzte Getäfelstück enthielt die Bildnisse zweier schönen jungen Leute und über ihnen die in vier Felder getheilten Wappen der Maillepré und der Dreux.

Der junge Mann trug das Kostüm eines Befehlshabers der Armeen und den Heiligengeistorden auf der Brust. Es war Johann **III.** von Maillepré.

Die junge Dame, welche kaum im jungfräulichen Alter schien, denn solche jugendliche Heiraten waren, wie man weiß, unter unsern Königen sehr häufig, hieß Bertha von Dreux.

Sie war schön, aber etwas Hartes und Trockenes blickte dennoch unter dem rosigen Glanze ihres jugendlichen Gesichtes hervor, und in ihrem hinter einem Strauße wilder Rosen halbverborgenen Lächeln lag etwas Dürres.

Was Herzog Johann **III.** betrifft, so hätte man geglaubt, Gaston, als er jünger war, mit einem sorglosen Lächeln um die Lippen und frischen Farben auf den Wangen hier zu sehen.

Herrn Williams Augen waren in jenem Momente auf dieses Bild geheftet.

Ein schräger Stral der eben über die Dächer steigenden Sonne stahl sich durch die Vorhangspalte und zog über das ganze Gemälde, das Herrn Williams vorüber lag, einen Streif, welcher der Leinwand Leben gab und die düstern Vergoldungen der ausgeschnitzten Rahmen wie in Funken stralen ließ.

Herr Williams nahm sein Buch, das ein Band der französischen Gesetzgebung und „Von den Abwesenden" betitelt war, wieder zur Hand.

Er las einige Zeilen, dann legte er es auf den Tisch und durch eine unwillkürliche Bewegung fiel sein Auge wieder auf das Bild des Herzogs Johann.

„Toby," sagte er zu dem Manne, der am Kamine stand, „habt Ihr nie zufällig den jungen Mann angetroffen, der im Hofe neben uns wohnt?"

„Nie," antwortete Toby Grant, indem er sich mit ehrerbietiger Miene gegen seinen Herrn wandte.

„Ach!...." machte dieser in einem bedauernden Tone.

Toby erwartete eine neue Frage. Da er aber sah, daß sein Herr schwieg, machte er sich wieder an sein Geschäft.

Sein Geschäft war, die auf der Kamintafel zerstreuten Papiere zu durchsuchen. Es waren deren in großer Menge vorhanden und die meisten hatten jenes eigenthümliche Aussehen von Schriften, die aus einer Kanzlei kommen oder in irgend einem Archive aufbewahrt waren.

„Toby," sagte Herr Williams nach einer Weile wieder, „wie hat der Herr die Nacht zugebracht?"

„Ziemlich ruhig," antwortete Grant, „John und ich konnten wechselsweise schlafen.... Diesen Morgen bei Tagesanbruch hat sich der Herr im Bette aufgerichtet, um den Kriegsgesang anzustimmen.... aber er hat nicht versucht, das Bett zu verlassen."

„Gut, Toby!...."

Herr Williams hatte seine Antwort mit zerstreuter Miene angehört. Er schlug die Blätter seines Gesetzbuches um und machte ein Zeichen bei der Seite, auf welcher Artikel 762 den außer-ehelichen Kindern alles Recht einer Erbschaft von ihren Eltern versagt.

„Toby," fuhr er dann wieder fort, „bringt mir gefälligst das Urtheil des Seinetribunals erster Instanz her, welches dem Herrn von Compans den unbestrittenen Besitz der Maillepréischen Güter zuerkennt."

Grant stöberte einen Augenblick unter den Papieren, zog ein von der Zeit vergilbtes Original einer Urkunde daraus hervor und übergab es seinem Herrn.

Herr Williams las es aufmerksam durch.

„Vom ersten September 1803!...." murmelte er; „zu Ende dieses Monates wäre der Zeitpunkt versäumt!...."

Er las das Urtheil ein zweites Mal. Während des Lesens drückte sein sonst kaltes, hartes Gesicht Ungeduld und Zorn aus.

„Das Gesetz ist augenscheinlich übertreten!" hob er wieder an; „die Zeitfrist wurde nicht beobachtet.... der Code war schon seit neun Monaten in Kraft.... Fünfunddreißig Jahre seit dem Verschwinden des Herzogs hätten verflossen sein sollen.... und noch waren nicht zwanzig vorbei!.... Aber wie dieses Urtheil angreifen? .... Man müßte allervorderst beweisen, daß die, welche Rechte haben, am Leben sind...."

Herr Williams stand auf und fing an, das Zimmer mit großen Schritten zu durchmessen.

Indem er vor dem Bildnisse des Herzogs Johann vorbeiging, fiel sein Blick nochmals auf das halb erleuchtete Gemälde. Er stand plötzlich stille, mit aufgesperrtem Munde, wie es zu geschehen pflegt, wenn man unversehens ein lange gesuchtes Gesicht wieder erkennt.

Dann wandte er sich verdrießlich ab und schritt wieder auf und nieder.

„Ich werde ein Narr!" murmelte er; „wenn ich mich zuletzt nur noch an einen Advokaten wenden dürfte! .... Aber in dieser verfluchten Stadt geht man überall in Fallen.... Ich weiß noch wohl!.... noch sehr wohl weiß ich!"

Bei diesen letzten Worten überfiel Herrn Williams ein krampfhaftes Zittern, er athmete beklemmt.

„Dieser Mann ist zu mächtig!" fuhr er fort; „man würde mich ihm, der Alles kaufen kann, verkaufen.... in diesem Lande tödtet man.... ich weiß es.... Ueberall sind dem einfachen Manne, dem, welcher nicht mißtrauisch ist, Fallen gestellt.... O ich traue nicht, ich .... Ich will Alles durch mich selbst machen...."

Herr Williams sprach dieses mit einer, seiner ernsten ruhigen Gewohnheiten ganz entgegengesetzten, Aufregung.

Als er sich eben wieder an seinen Arbeitstisch setzen wollte, ließ sich ein dumpfes, andauerndes Heulen aus dem anstoßenden Zimmer vernehmen. Dann hörte man einen Lärm, wie von einem Kampfe, den ein seltsames Geschrei übertönte.

Toby sprang zur Thürklinke und stürzte gleich nachher hinaus.

Durch die Oeffnung konnte man einen halbnackten Mann von beinahe riesigem Wuchse sehen, dessen röthlich-braune Haut zwischen den weißen Fetzen seines zerrissenen Hemdes hindurchschaute.

Dieser Mann hielt John Robertson, den andern Diener des Herrn Williams, beim Halse und würgte ihn, indem er wildes Geschrei ausstieß.

Herr Williams trat auf die Schwelle und sagte mit gebieterischer Stimme:

„Ruhig, Oguah, ruhig!“

Alsobald ließ der Mann Robertson fahren. Seine Arme fielen an den Hüften nieder. Er senkte den Kopf und blieb in unterwürfiger Stellung.

Er war ein Greis mit verzerrten, welken Gesichtszügen, wie die eines Leichnams.

Alles war stille geworden. Toby kam zurück und schloß auf's Neue die Thüre.

Herr Williams setzte sich an sein Schreibpult, stieß das Gesetzbuch, dessen vergriffener Einband auf den häufigen Gebrauch, den man davon machte, schließen ließ, von sich weg und ordnete zerstreute Notizen auf eine Weise vor sich hin, um sie auf Einen Blick überschauen zu können.

„Nehmt das Memorial, Toby,“ sagte er, „und schreibt.“

Toby stellte sich alsobald vor ein Pult, wo er eine Art gestempelten Registers öffnete, das ungefähr bis zur Hälfte überschrieben war.

Herr Williams räusperte sich und diktirte in englischer Sprache.

Toby übertrug es schreibend ins Französische.

3.

Was ein Ehebruch nach sich zieht.

Die Zuschrift des Herrn Williams war an den Herrn Präsidenten des königlichen Gerichtshofs in Paris gerichtet.

Der Inhalt derselben war kurz und bestimmt gefaßt. Sie war aus der Feder eines geübten Geschäftsmannes geflossen.

Wir wollen den Leser einigermaßen mit dieser Zuschrift, die nun beendigt vor Toby lag, bekannt machen, indem wir uns jedoch vorbehalten, die Erzählung nach unserer Weise zu ordnen.

Sie datirte sich nicht von gestern her.

Es war im Jahr 1769, als der Herzog Raoul von Maillepré in einem hohen Alter und in Folge des Podagra's, wie es bei einem großen Herrn, der ehemals in Gesellschaft des Herrn Regenten getrunken, geliebt, gesungen und unter dem Tische geschlafen hatte, nicht anders sein konnte, mit Tod abging.

Von der ganzen Nachkommenschaft des Herzogs war nur ein Sohn, ein Kind seines Alters, übrig geblieben, welcher nun den Herzogs- und Pairstitel nebst den unermeßlichen Gütern der Maillepré erbte.

Dieser Sohn war ein ächter Edelmann, schön von Körper, tapfer von Herzen und in Allem seinen Ahnen ähnlich, mit Ausnahme jedoch des Herzogs, seines Vaters, welchem zu gleichen eben nicht rathsam war.

Die Regentschaft, jener schmähliche, sittenlose Zeit-

abschnitt, dessen unmögliches Lob einige erkaufte Federn von Zeit zu Zeit vergeblich zu erheben suchen, hatte wirklich die männlichsten Gemüther weibisch gemacht und mit weinbefleckten Seidengewändern jede Brust, auch die, welche für Waffen am besten geeignet war, bekleidet.

Johann von Maillepré hatte die Jahre nicht gesehen, welche aus unserer Geschichte gestrichen werden sollten. Er sah sogar das Ende der langen Regierung Ludwigs **XV.**, des Königs des Puders und der Schönheitspflästerchen, der in seiner Jugend Schlachten gewann und in seinen alten Tagen fad und abgeschmackt wurde, wie ein Voudevillevers, nur noch mit den Augen der Kindheit.

Johann war kaum mehr als fünfzehn Jahre alt, als er Bertha von Dreux heiratete, welche damals ihr dreizehntes Jahr antrat.

Unbestimmte Ideen von Freiheit keimten dann in der Welt auf. Der Philosophismus beschleunigte ihre Entwicklung in Frankreich und bereitete mit leidenschaftlicher Wuth die großen Ereignisse jener Revolution vor, die zu beurtheilen uns nicht ansteht.

Während unser junger Herzog den Zeitpunkt erwartete, wo ihm seine Gemahlin, welche gleich nach der Vermählungsfeier in ihr Kloster zurückgekehrt war, übergeben werden sollte, führte er ein adeliges Leben, besuchte häufig seine Pairs und vervollkommnete sich in allen, einem Edelmann nothwendigen Wissenschaften.

Seit fünfzig Jahren hatte sich die Mode geändert, man schlug die Nachtwächter in den Straßen nicht mehr so häufig, Duelle gab es selten, und fanden noch kleine Abendschmäuse statt, so war Philosophie der Gegenstand der Unterhaltung dabei.

Kann man ohne zu schaudern daran denken? Um einen unordentlich gedeckten Tisch unterredeten sich trunkene Kinder und liederliche Frauen über Gott, vertheidigten die Tugend und wechselten nun statt verliebten

Phrasen pedantische Anspielungen und philosophische Witzwörter.

Es waren, man verzeihe uns die Zeitverwechslung, Orgien von Blaustrümpfen und Professoren!

Jedoch mit Etwas mehr Atlas und Eleganz, mit etwas weniger Cigaren.

Johann von Maillepré war von der Bewegung seiner Zeit lebhaft ergriffen. Er war jung, edelmüthig, glühend. Diese neuen Theorien, welche nicht unter der strengen Form eines Unterrichts erschienen, sondern sogar mitten in die Vergnügungen zu schlüpfen wußten, fanden bei der Jugend doppelten Anklang. Ueberdieß hatten die Frauen die Philosophie in ihren reizenden Schutz genommen. Ihr hättet den Rosenmund dieser und jener Marquise den Gesellschaftsvertrag von Rousseau verhandeln oder eine Seite der Encyclopädie bewunderungswürdig wiederholen hören sollen.

Sie wußten von Alembert auswendig und schliefen beim Versuche, Helvetius zu verstehen, ein.

Damals gab es junge, vierzehnjährige Mädchen, welche Atheistinnen waren, und die Furchtsamsten nahmen aus besonderer Klugheit das Dasein eines unbekannten Gottes, ein höchstes Wesens an.

Aber neben diesem Wahnsinn, welchen nach dem erhabenen Ausdruck des Dichters Voltaires entsetzliches Hohngelächter erregte, durchwehte die Luft ein Geist der Forschung und der Arbeit, welcher hie und da große und fruchtbare Ideen hervorquellen ließ. Die unbesonnene und leichtfertige Welt nahm ohne zu wählen das Gute und das Schlechte auf. Keiner half dem Guten das Böse in diesem zweiten Chaos zu bekämpfen. Die Gesellschaft verwandelte sich von selbst und wie durch Zufall, ohne daß eine kräftige und reine Hand es übernahm, solch furchtbares, wichtiges Werk zu leiten.

Die jungen, thatkräftigen Geister sammelten sich um das Wort Freiheit, dieses magische aber fana-

tische Panier, in dessen weiten Falten sich schon manche Tyrannei barg, die geheiligte Fahne, welche schon oft den feigen Ehrgeiz und den niederträchtigen Verrath beschirmte.

Johann von Maillepré, welcher sich nicht in die religiösen Kämpfe mischte und ungefähr den Glauben seiner Väter beibehielt, was viel hieß, warf sich leidenschaftlich auf die Bahn der Freiheitsfreunde. Vielleicht wußte er nicht genau, was dieses Wort Alles in sich begriff, aber wir dürfen versichern, daß er darin Bewunderungswürdiges sah.

Er täuschte sich nicht, und ungerecht wäre es, die Freiheit aller jener schändlichen, gräuelhaften Thaten beschuldigen zu wollen, welche unter dem Deckmantel ihres Namens die Welt schon mit Schrecken erfüllt....

Johann gehörte unter die Zahl jener jungen Adeligen, welche, Laffayette an der Spitze, der Volksbewegung um Vieles voraneilten.

Herr Williams Manuscript gab in dieser Hinsicht weitläufigen Aufschluß, den wir hier weglassen, indem wir uns ausschließlich auf die zu unserm Drama gehörigen Punkte zu beschränken wünschen.

Nach Verfluß von zwei Jahren, trat Bertha von Dreux an ihrem fünfzehnten Geburtstage aus dem Kloster und ward mit Prunk in den ehelichen Wohnsitz eingeführt. Nach einigen festlichen Tagen war der Herzog schon leidenschaftlich in seine Frau verliebt, fand aber keine Gegenliebe.

Dennoch besaß Johann von Maillepré alle Eigenschaften, um zu gefallen, und Herr Williams verwunderte sich in seiner Zuschrift ungemein über Bertha's unerklärliche Abneigung. Es war ein bittrer Schmerz für den jungen Gatten, die kalte Zurückhaltung seiner Gattin bemerken zu müssen. Lange Zeit glaubte er sich zu täuschen. Seine Liebe verdoppelte die zärtliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die er ihr schenkte.

Einen Augenblick glaubte er sich dem ersehnten Glück nahe. Bertha sollte Mutter werden.

Allein die Geburt eines Sohnes änderte Nichts. Dieses sonst so mächtige Band machte keine Wirkung. Bertha blieb kalt: sie liebte ihren Gatten nicht.

Verwundet flüchtete sich Herzog Johann unter das leidenschaftliche Getümmel politischer Theorien, welche der Tod Ludwigs XV. und die Thronbesteigung eines für die neuen Ideen eingenommenen Königs weniger schüchtern, sondern vielmehr feuriger auftreten ließen.

Wäre vielleicht Herzog Johann glücklicher gewesen, so hätte er häusliche Freuden der ritterlichen Unternehmung vorgezogen, welche zu jener Zeit die jungen feurigen Gemüther nach jenseits des Meeres rief. Allein die Langeweile drückte ihn. Seine Seele, welche einen Erguß ihrer übervollen Glut und der jugendlich-stürmischen Triebe suchte, stürzte sich, von der Liebe zurückgestoßen, wildbrausend in die Gefahr. Mit einer Art Ungestüm warf er sich dieser edeln Zuflucht entgegen.

Sein Geist hob, sein Herz berauschte sich. Den gierigen Engländer bestrafen, einem Volke Freiheit erwerben. Das war groß, war des Sohnes der Kreuzfahrer würdig.

Herzog Johann schiffte sich mit seinem Freunde, Herrn von Laffayette, auf dem nämlichen Fahrzeuge nach Amerika ein.

Hier enthielt die Zuschrift eine Art gedrängter Darstellung des Unabhängigkeitskrieges. Die glänzenden Thaten Herzog Johanns waren kurz aber anschaulich aufgezählt. Washington hatte ihn ausgezeichnet; er hatte in der Armee der Union einen niederern Posten als in Frankreich, aber rücksichtlich seiner Jugend nichts destoweniger einen wichtigen Posten bekleidet und der Name des Obersten Maillepré blieb allen seinen Waffengefährten neben dem Namen Laffayette im Gedächtniß.

Beim Volke war das ganz anders. Johann von Maillepré zeigte wie alle gebrochenen Herzen im Hand-

gemenge einen übertriebenen verwegenen Muth, jene verzweifelte Kühnheit, welche, sagt man, nicht eine Tugend der Häuptlinge ist, sondern den Soldaten elektrisirt, weil sie Wunder vollbringt. Ueberall, wo Gefahr vorhanden war, stürzte sich Johann zuerst hinein; er schien im eigentlichen Sinne des Wortes dem Tode nachzulaufen und der Tod floh vor ihm.

Man sah ihn den Feurigsten voranstürmen, ganz allein die Rauchwälle durchdringen jenseits deren unbekannte Gefahren lauern, man verlor ihn aus den Augen, seine Leute eilten herzu und fänden ihn unverwundet rings in Leichen neben einer eroberten Kanone oder bei einer verlassenen Schanze.

Es war, als walte ein Wunder darin. Man glaubte ihn unverletzlich.

Er bemerkte nicht, wie wunderbar er immer den Gefahren entging. Er handelte, von geheimnißvollem Zorn getrieben. Er schlug die Schlacht mit und setzte sich nach errungenem Siege düster abseits....

Man hätte glauben sollen, seine Gedanken schwämmen in unbestimmten Finsternissen.

Er war gewöhnlich so traurig, daß auch die, welche ihn umgaben, sich tief im Herzen angekältet fanden, aber zuweilen durchzuckte ohne alle Ursache eine tolle Lustigkeit seine Melancholie. Er lachte und sang dann.

Und doch konnte man den tapfersten Offizier der Armee nicht als Narren behandeln.

Man verlor sich in Vermuthungen. Keiner kannte das Geheimniß, das so wunderliche Anfälle hervorrief.

Herzog Johanns Geheimniß war eine tiefe unheilbare Wunde, welche seine unerwiederte Liebe ihm im Herzen zurückgelassen. Statt seine Leidenschaft zu erlöschen hatte die Abwesenheit sie nur noch heftiger angefacht. Er liebte Bertha mehr als am ersten Tage der Vereinigung.

Nichts konnte ihn von dieser bittern Erinnerung zerstreuen. Er sah Bertha mit den Augen des abwesen-

den, sehnsüchtigen Geliebten, er sah sie so gut, so sanft, so rein, wie sie schön war.

Er allein war zu tadeln, wenn er sich nicht Liebe zu erwerben wußte. Es kam ihm nicht einmal zu Sinne, Bertha, die er wie eine Heilige ehrte, anklagen zu wollen.

Sie anklagen!.... Während aber die Erinnerung sein Leiden war, war sie zugleich sein Trost. Wenn mitten in seiner Traurigkeit eine Regung von Hoffnung in seinem Herzen erwachte, so lächelte Bertha's Bild vor seinem Geiste und er sagte sich: „Sie wird mich vielleicht einst doch noch lieben...."

In Frankreich ist, wie man weiß, Alles eine Modesache. Die Einen geben den Ton an, die Andern folgen nach. Von Zeit zu Zeit kam von Paris ein Edelmann an, gierig, sich auch den Firniß eines Volkserretters zu holen.

Solche Neuangekommene wurden, wie man denken kann, mit Freude aufgenommen. Während vierzehn Tagen wenigstens dienten sie statt der Zeitungen. Man war begierig, zu vernehmen, was in Paris gethan, gesprochen wurde, und nicht nur der politischen Angelegenheiten, sondern auch die kleinen Familienhistörchen, die Tageschronik, die hübschen Skandälchen zu erfahren.

Zu jener Zeit gab es keine Journale, wie jetzt, noch waren sie nicht erfunden, die ungeheuren Parallelogramme, die mit etwas Wahrem und viel Zusätzen angefüllt sind, und in welchen jede Woche ein Christenkind, das für ein weniger bitteres Loos geboren, seinen Abonnenten in einem vierhundertzeiligen Feuilleton sagen muß! „Ganz Paris ist in den Bädern.... Ganz Paris ist aus den Bädern zurückgekehrt.... Die Frau Marquise von N. hat den Marquis, ihren Gemahl, verlassen, um einem ungarischen Tänzer nachzulaufen. Die Polka ist zur Welt gekommen.... Die Polka ist abgeschafft...." und andern Wortschwall von ähnlicher Wichtigkeit....

Unter Ludwig **XVI.** hielten einzig die Perrückenmacher das Register solcher Fadheiten und wahr-

lich die Perrückenmacher hatten doch wenigsten die Entschuldigung, der menschlichen Gesellschaft durch ihre Brenneisen nützlich zu sein.

Also die Gerichte aus der eleganten Welt waren im Allgemeinen noch nicht zum Drucke befördert. Wir zögern nicht, zu behaupten, daß das ihnen den ganzen Reiz verlieh, den sie verloren haben.

In Paris haschte man wirklich gierig nach Histörchen. Man urtheile nun, wie das erst in Amerika sein mußte!....

Nun kam eines schönen Morgens ein junger Edelmann ganz schlagfertig und schlaglustig aus Frankreich an. Der Krieg war beinahe beendigt. Herr von Laffayette schickte sich zur Rückreise nach Paris an.

Der junge Edelmann ward umringt. Man verlangte Skandälchen von ihm zu hören, und Nichts war ihm erwünschter, als solche zum Besten zu geben.

Das ist, Gott sei Dank, ein Artikel, der uns nie fehlt!....

Meisterhaft zog er Gräfinnen und Marquisinnen durch die Hechel, zur großen Freude seiner Zuhörerschaft. Er gab ein Verzeichniß der unglücklichen Ehemänner, welches den schmeichelhaftesten Erfolg erntete.

Unter diesen Histörchen gab es auch ein ganz kurzes von der jungen Herzogin von Maillepré, welche zwei Jahre nach der Abreise des Herzogs, ihres Herrn Gemahls, ganz besonderer Segnungen theilhaftig war, indem sie einen schönen, pausbackigen Jungen zur Welt brachte.

Der Edelmann, der das Alles erzählte, war der Ritter von Ryonne. Man sah ihn nie wieder in Paris, weil er einmal sein Histörchen vor Johann von Maillepré erzählt, der ihm seinen Degen in die Brust stieß.

. . . .

Es lebte damals in Boston ein Sachwalter mit Namen Williams Western, dessen Familie, aus dem

Distrikt Kent gebürtig, in England den Namen der Lidderdale trug.

Diese Western von Lidderdale sind, nach Herr Williams Zuschrift, eine hochansehnliche Familie, deren jetziges Oberhaupt, der Vicomte Powis, in der Lordkammer sitzt.

Man weiß, daß die Engländer sorgfältig die Beweise ihrer Abkunft und ihre Stammbäume aufbewahren, wenn sie auch die Adelstitel gering zu schätzen scheinen. In Betracht ihrer demokratischen Stellung ist das eine Schwachheit.

Herr Williams Western, ein noch junger Mann, war schon Familienvater und lebte in behaglichem Wohlstande.

Herzog Johann hatte bei ihm eine treuherzige Gastfreundschaft ohne viele Umstände gefunden, welche dem Unglücke besser zusagt, als alle die überflüssige Geschäftigkeit, deren betäubendes Drängen ermüdet und abschreckt.

Durch die Länge der Zeit hatte sie ein freundschaftliches Band verknüpft. Herzog Johann war wie ein Mitglied der Familie. Der älteste Sohn William Westerns, der kleine James, wußte nicht, zu welchem er sich mehr hingezogen fühlte, ob zu ihm oder zu seinem Vater, so gefällig und liebreich benahm sich der edle Franzose gegen ihn.

Dieses Band sollte in der Zukunft ein noch festeres werden...

Als der Unabhängigkeitskrieg völlig beendigt war und Washington, Adams und die andern Häupter des siegreichen Aufstandes eine geregelte Nationalregierung constituirt hatten, reiste Laffayette nach Frankreich zurück, indem er Franklin mit sich nahm, welcher während einiger Monate der Löwe von Paris sein sollte.

Johann von Maillevré folgte ihnen nicht.

Was hätte er in Frankreich thun sollen?... Er hatte durch Fremde Nachrichten von seiner Gattin und

seinem Sohne erhalten. Bertha hatte ihm nie auch nur eine Zeile geschrieben.

Und unter diesen Nachrichten, die ihm also zufällig geworden, lautete eine von Verbrechen und Ehrlosigkeit!...

Johann von Maillepré blieb in Westerns Hause. Er war düster und seiner Verzweiflung anheimgegeben. Nirgends mehr Krieg, nirgends mehr Gefahren, worin er seinen Schmerz betäuben konnte. Er blieb immer mit seinen Gedanken, seinen Erinnerungen allein und auf Augenblicke schien seine Vernunft unter der Last seines Unglücks zu schwanken.

O! wie sehr liebte er diese Frau und wie schrecklich verwundet war sein Herz!...

Das einzige Wesen, das er in seiner Zurückgezogenheit gerne sah, war der junge James Western. James erinnerte ihn an seinen Sohn Raoul, den er in Frankreich zurückgelassen. Sie sprachen mit einander von dem geliebten Kinde, denn James war beinahe zehn Jahre alt. Er verstand und fühlte.

Er hatte das Tiefe, Bittere dieses Schmerzens errathen. Er hatte die ritterliche Delikatesse dieser stillen Weihe errathen, deren zarten, reinen Glaube Nichts hatte schwächen können....

Denn immer noch glaubte der Herzog von Maillepré an Berthas Tugend. Nach seiner Meinung hatte er einen Verläumder getödtet....

Das Jahr 1790 kam. Schon war das Echo der französischen Revolution nach Amerika hinübergedrungen. In ganz Boston war vielleicht Johann von Maillepré der Einzige, der die großen, jenseits des Meeres stattgefundenen Ereignisse nicht kannte.

Er erhielt einen aus Frankreich datirten Brief.

Das war ein Freudentaumel. Schon der Anblick desselben entlockte Thränen.

Er küßte diesen Brief mit dem Entzücken des Dankes und der Wonne. Dieser Brief war von seiner Gattin und kündete ihm ihre und seines Sohnes Ankunft an.

Seine Seele erwachte zu neuem Leben. Gestern war er noch unempfindlich für Alles; heute erregte und erfreute ihn Alles.

Jedermann sollte nun sein Glück mit ihm theilen. Er eilte, Jedem seine theuren Hoffnungen zu verkünden. Die Zukunft lächelte ihm; zum ersten Mal sah er den langen Trauerschleier von seinem Leben streifen.

Einige Tage zuvor war Madame Western von einem Töchterlein entbunden worden.

Herzog Johann kam, sich neben die Wiege zu setzen und mit bewegtem Blicke dem Schlafe des Kindes zu lauschen. Dann nahm er es in seine Arme. Er lachte und weinte .....

„Du sollst seine Gattin sein, Luise," sagte er; „Du sollst die Gattin meines Sohns Raoul sein .... Guten Tag, kleine Marquise von Maillepré! ...."

Einige glückselige Monate verstrichen. Warten wird nur dem schwer, dessen Leben ruhig dahinfließt und für den jede Arbeit eine Last ist. Aber wie süß ist das Warten dem Unglücklichen, der unlängst noch verzweifeln wollte!

Einem Solchen ist Unruhe eine Wohlthat. Sein starr gewordenes Gemüthe fühlt gern, daß es wacht, daß es fürchtet, daß es hofft ....

Herzog Johann war noch sehr jung. Schöne Jahre lagen vor ihm.

Welche Zukunftspläne, welche zauberische Luftschlösser wurden während diesen Tagen der Erwartung gebaut!

Endlich kam die Frau Herzogin. Sie war eine sehr schöne Frau, von kaltem, stolzem Aussehen.

Sie reichte Herzog Johann ihre Hand zum Kusse hin und sagte dann:

„Mein Herr, zu dieser Stunde sind die Lumpen Herrn von Frankreich. König Ludwig XVI. ist ein gekrönter Bürger, der um sich einige arme Geister, wie Sie und Ihren Marquis von Laffayette hat .... Kob-

lenz ist nicht weit genug von Paris, ich ging über's Meer, um nicht mehr die Namen aller der Bauern zu hören, welche sich zu großen Herrn umschaffen . . ."

„Gesegnet sei diese Revolution, da sie uns zusammenführt!" wollte der Herzog antworten.

Bertha heftete einen staunenden, eisigen Blick auf ihn.

Dann ging sie, ohne ein Wort weiter zu sprechen, nach ihrem Zimmer.

Dieses war in einen kleinen Tempel umgeschaffen, den Herzog Johann mit liebender Sorgfalt ausgeschmückt hatte. Herr und Frau Western, welche ihm eine aufrichtige Anhänglichkeit bewiesen, hatten ihm getreulich dabei geholfen, und man hätte ganz Boston durchwandern können, ohne Etwas zu finden, das dieser Pracht und Lieblichkeit beikam.

Bertha schien nicht darauf zu achten.

Der Herzog mußte den ganzen Tag seinen Sohn Raoul anschauen, küssen und liebkosen.

Aber seine Freude schwand, weil das feindselige Gesicht der Herzogin ihn überall verfolgte.

Er wagte fast nicht mehr zu hoffen.

Am folgenden Morgen ließ ihn Bertha zu sich rufen.

Sie war schwarz gekleidet und hielt in der Hand eine goldene Dose, auf deren Deckel sich in Email die Wappen der Maillepré befanden.

Der Herzog wollte sprechen; mit einer kalten Geberde legte sie ihm Schweigen auf und blieb dann lange unbeweglich und steif in einem Lehnstuhl, vor welchem ihr Gemahl sich stehend hielt.

Nach einigen Minuten öffnete sie ihre goldene Dose und nahm eine Prise spanischen Tabak, den sie langsam schnupfte, während sie ihre Dose mit einer gewissen Ziererei offen ließ.

Auf der innern Seite des Deckels befand sich ein Miniaturbild. Der Herzog konnte dessen Züge nicht genau erkennen.

Bertha schaute ihm ins Gesicht. Ihr Blick war hart und boshaft.

Aber bewunderungswürdig schön war sie!

„Mein Herr," sagte sie mit leiser, barscher Stimme, „ist es wahr, daß Sie den Ritter von Ryonne im Zweikampf getödtet?"

„Er verläumdete Sie, Madame," antwortete der Herzog; „ich habe nur meine Pflicht gethan...."

„Sie haben ihn getödtet!" wiederholte Bertha, deren Augenlider zitterten.

Sie stützte ihren Kopf auf die Hand. Ihr Gesicht war blaß, wie das eines Marmorbildes.

Mit einer raschen, zornigen Bewegung stand sie dann plötzlich auf....

Sie erhob die goldene Dose auf eine Spanne weit zu den Augen ihres Gemahls, der einen Schrei ausstieß und nun ebenfalls blaß wurde.

Das Miniaturbild auf der innern Deckelseite stellte den Ritter von Ryonne vor.

„Nicht Ihretwegen bin ich gekommen, mein Herr," hob sie mit dem schrecklichen Cynismus herzloser Weiber wieder an; „seinetwegen .... nur seinetwegen!.... Ich verbiete Ihnen, je wieder vor meinen Augen zu erscheinen!..."

. . . .

. . . .

Herr Williams Zuschrift schritt hier etwas in der Zeit zurück, um eine Hauptbegebenheit anzuführen.

Die Frau Herzogin von Maillepré war die Maitresse des Ritters von Ryonne, eines jungen Gecken, gewesen, der sie einst geliebt, dann aber aufgegeben hatte.

Die Frau Herzogin hatte für den Ritter Etwas gefühlt, das von Weitem ein wenig der Liebe glich; eine Laune, eine jener seltsamen Leidenschaften, deren Quelle weder der Sinnlichkeit, noch dem Herzen entspringt.

Die Leidenschaft, womit sich eine kalte, müßige Frau die Langeweile zu vertreiben sucht, erlischt, das

weiß Jedermann, schon nach einigen Tagen, wenn sie getheilt wird.

Wenn aber aus Zufall der Geliebte zuerst satt wird, so bleibt diese Leidenschaft und wird hartnäckig. Es ist der Aerger, eine halsstarrige, verletzte Eigenliebe; es ist mit einem Worte jedenfalls etwas ganz Anderes als Zärtlichkeit; aber gibt es bei den Frauen ein Gefühl, das nicht die Symtome der Liebe anzunehmen wisse?....

Die Frau Herzogin hatte in ihren schönen, den Thränen noch nicht geöffneten Augen Thränen für die Unbeständigkeit des Ritters gefunden.

Und als er floh, stürzte sie ihm auf dem Fuße nach.

Auch sie hätte wahrscheinlich eines schönen Morgens die Flucht ergriffen, wenn der Herr Ritter die Rolle des getreuen Liebhabers gespielt hätte.

Der Ritter ergriff diese Gelegenheit, um der Mode nachzuleben. Er ging über's Meer, um sich seiner Ariadne zu entledigen. Das war unstreitig entzückend.

Allein der Ritter kam nicht mehr zurück.

Die Frau Herzogin wurde Mutter.

Einem Gatten gegenüber, den man zum Sklaven gemacht, kann man sich cynisch benehmen und dennoch das Urtheil der Welt fürchten. Bertha durfte die Frucht des Ehebruchs nicht in ihrem Hause behalten. Was geschah nun mit dem Kinde?

In Paris lebte ein armer Edelmann, ein entfernter Verwandter der Maillepré, der sich Herr von Compans nannte. Dieser Herr von Compans und seine Frau, welche schon dem Alter zuschritten, hatten keine Kinder. Bertha schloß einen Vertrag mit ihnen, der ihrem Sohne eine Familie sicherte.

Das Kind des Ehebruchs trägt fast immer den Fluch und die Strafe desselben mit sich. Es ist dieß ein Verbrechen, dessen Züchtigung schon beim Eintritt des Kindes in die Welt beginnt und die unseligen Resultate, die daraus entstehen, kann sich auch die kühnste Einbildungskraft nicht in ihrer traurigen Wirklichkeit denken.

In einer dunkeln Wohnung verborgen, sollte nun dieses Kind heranwachsen und seinen schweren Fuß auf Alles setzen, was den Namen seiner Mutter trug.

Dieses Kind sollte mit seinem Gewichte einen mächtigen Stamm erdrücken.

Wir kennen dasselbe. Es nannte sich später Herzog von Compans-Maillepré....

4.

Ein Herz von Stein.

Wir fahren fort, die Hauptpunkte aus Herrn Williams Zuschrift herauszuheben.

Herzog Johann war in tiefster Seele verwundet. Das schamlose Geständniß der Frau von Maillepré brach ihm das Herz. In einigen Tagen wurde er um zwanzig Jahre älter.

Er war eine in jedem Punkte tapfere und kräftige, aber von Seite der Liebe eine ungemein reizbare Natur, weil er seine Hoffnungen auf Glück ganz allein auf Liebe gesetzt hatte. Dieser Frau gegenüber, die sein Gott war, verließ ihn seine Kraft.

Williams Western und seine Familie bemerkten an ihm eine betrübende Veränderung. Er zog sich in sein Zimmer zurück, sein Mund ward stumm.

Nur der kleine James und Raoul von Maillepré durften sein Zimmer betreten.

Und James Western erinnerte sich, daß in seinem trostlosen Hinbrüten Herzog Johann recht oft ein Bild, Bertha's Bild, mit seinen Thränen benetzt hatte.

Bertha aber hatte gleich am folgenden Tage, an welchem ihr Gemahl ihr den Tod des Ritters von Ryonne bestätigt, große Trauer angezogen.

Diese Frau hatte Traurigkeit in Westerns Haus

gebracht. Sie kam nie aus ihrem Zimmer, aber Jeder fühlte einigermaßen den Einfluß ihrer eisigen Kälte ...

Mehrere Jahre vergingen. Raoul wuchs heran. Er war ein edles Kind, das seines Vaters Trost hätte sein können, wenn sein Vater dem Troste zugänglich gewesen wäre.

Herzog Johann unterhielt keine Verbindung mit Frankreich. Von Zeit zu Zeit erhielt seine Frau Briefe aus Paris. Sie las dieselben und verbrannte sie dann.

Zu Anfange des Jahres 1794 bat Herzog Johann Williams Western, ihm die Vergünstigung einer Zusammenkunft mit der Frau Herzogin auszuwirken.

Seit einiger Zeit war der Herzog unruhig. Der matten Unempfindlichkeit seiner Verzweiflung war ein fieberischer Zustand gefolgt. Er sprach viel und seine sonderbar verworrenen Worte schienen eine gestörte Vernunft anzudeuten.

Williams Western bat Bertha um die Zusammenkunft. Bertha schlug sie aus.

Sie war damals eine Frau von fünfunddreißig Jahren.

Die, welche sie bei ihrer Ankunft in Amerika sahen, hätten sie kaum wieder erkannt, obwohl nur wenige Jahre seit diesem Zeitpunkt verflossen waren. Es war, als habe die Hand Gottes schwer auf ihr gelegen. Ihre Züge hatten sich nicht verändert, allein es lag etwas Starres und Düsteres darin. Ihre Schönheit, die sich vollkommen gleichblieb, erfüllte mit Schreck und Grausen. Sie schien ihr eigenes Gespenst zu sein.

Die Familie Western fürchtete die seltenen Fälle, wo der Anstand sie zu sehen erforderte. James Western, der doch ins Jünglingsalter getreten war, schrack bei ihrem Anblick zusammen.. Wenn die kleine Luise sie sah, wurde sie blaß und fürchtete sich.

Man kannte ihr Geheimniß nicht, aber ein unheimliches Grauen umschwebte dieses kalte Gespenst, dessen Brust kein Herz umschloß ....

Man sagt, daß im durchsichtigen Dunkel der Polarnächte, in welchen das Nordlicht seinen weißen Schein über das Firmament hinbreitet, der verspätete Reisende lange, stumme Gestalten, deren aufgelöste Schleier der Wind bläht, durch die grauen Schatten fliehen sieht. Sie gleiten über den Schnee hin, dessen blendender Teppich den Boden bedeckt. Man sieht die zarten Falten ihrer weißen, Leichentüchern ähnlichen Mäntel langsam dahinflattern. Sie schweben vorüber.

Und der Reisende fühlt keinen Herzschlag mehr. Seine Füße sind bleiern. Der Schweiß gefriert ihm an den dampfenden Schläfen.

Er schwankt; er fällt auf die eisige Straße hin; er schließt die Augen ohne mehr ein Gebet lispeln zu können, und schläft seinen letzten Schlaf.

Am folgenden Morgen findet man am Wege einen hartgefrornen Leichnam.

Schon der Anblick dieser blassen Töchter des Todes hat den armen Reisenden getödtet....

Ein Dichter des Nordens hätte die Herzogin mit jenen Dämonen der nordischen Mythologie verglichen.

Schon bei ihrem Anblick schlugen die Pulse weniger schnell und verwundet zog sich die Seele zusammen.

Aber Herzog Johann liebte sie. Er ward nicht müde, sie anzubeten. Er sah sie immer durch den Zauber seiner Erinnerungen aus Frankreich.

Als Williams Western ihm die abschlägige Antwort der Herzogin brachte, weinte Herr von Maillepré. Dieses thatkräftige Herz war von der Liebe gebrochen, bezähmt, besiegt, zernichtet. Er hatte weder Stolz noch Muth mehr.

Wie ein Kind weinte er. Dann verließ er sein Zimmer und ging an die Thüre jenes seiner Gemahlin zu klopfen, welcher zu nahen er schon seit mehreren Jahren nicht mehr gewagt hatte.

Man zögerte zu öffnen. Der Herzog kniete vor der äußern Schwelle nieder.

Es war ein schmählicher, herzzerreißender Auftritt, dessen Erinnerung den Zeugen davon jetzt noch mit tiefer Betrübniß erfüllt.

James Western hatte auf das Schluchzen Johanns von Maillepré sein Zimmer geöffnet. Es lag im nämlichen Gange mit Bertha's Zimmer. Er konnte Alles sehen und Alles hören.

Nach Verfluß einiger Minuten öffnete die Herzogin ihre Thüre selbst und blieb unbeweglich und starr auf der Schwelle stehen.

„Madame! Madame!" murmelte Herzog Johann mit gebrochener Stimme, „haben Sie Mitleid mit mir!...."

Die Herzogin warf ihm einen Blick bitterer Verachtung zu.

Herr von Maillepré wagte nicht die Augen zu ihr aufzuschlagen.

„Haben Sie Mitleid," sagte er; „ich leide allzusehr! .... Bertha! o, ich schwöre es Ihnen, ich verfluche meine Hand und meinen Degen! Ich bereue, ihn getödtet zu haben, weil Sie ihn liebten...."

Diese Worte mußten ihm das Herz brechen und den Mund, der sie sprach, zerreißen.

Ein schreckliches Lächeln spielte um Bertha's Lippen.

„Ich wußte nicht!" hob Herr von Maillepré wieder an; „ich hoffte .... Mein Gott! warum muß er mich nicht getödtet haben, um Sie glücklich zu machen, Madame!...."

James Western horchte mit erröthender Stirne.

Weil der Anblick des starken, durch Leidenschaft gebeugten, durch das Joch der Liebe erniedrigten Mannes entrüstet und mit Scham überströmt....

Aber dieses Weib, dieses Weib! O wie lange nachher sah James Western im Traume den gefühllosen Zug um ihre Brauen, das bittere Verziehen ihrer Lippen

und ihren Blick, ihren unbarmherzigen Blick, der wie ein Todesurtheil auf Herzog Johann lastete!....

Dieser fuhr fort in herzzerreißendem Tone zu flehen:

„Bertha! o Bertha!" sagte er, „wenn Sie meine in Thränen gebadeten Nächte sähen, so würden Sie Mitleid mit mir haben .... O, wie so lange dauert meine Strafe, Madame ... Hier auf den Knien bitte ich Sie um Erbarmen!...."

Man hörte ein trockenes, gellendes Gelächter: Frau von Maillepré lachte zum ersten und letzten Mal im Hause Williams Western.

Der Herzog bedeckte seufzend sein Gesicht mit den Händen.

Bertha lachte nicht mehr. Sie wandte den Rücken, um wegzugehen....

Durch eine letzte, höchste Kraftanstrengung kroch Johann von Maillepré dann zu ihr hin, indem er seine flehenden Hände gegen sie ausstreckte. Er berührte Bertha's seidenes Kleid.

Diese stand stille, schaute ihn an und stieß ihn mit dem Fuße zurück.

Dann schloß sich die Thüre vor dem verzweifelnden Johann von Maillepré ab.

James Western war noch sehr jung. An jenem Tage erfuhr er, bis zu welchem Grade Gott das Leiden eines Mannes steigern kann.

In der folgenden Nacht hörte man Geschrei und Stöhnen im Zimmer des Herzogs Johann. Man wollte ihm zu Hülfe eilen. Er hatte sich eingeschlossen.

Am Morgen war das Zimmer leer.

Auf dem Tische fand man ein Billet, das die Worte enthielt:

„Williams Western, mein Freund, ich hinterlasse Euch mein Weib und meinen Sohn. Ehret meine Gattin, seid meinem Sohne ein Vater."

Herzog Johann hatte seine Waffen mit sich genommen . . . .

Als Raoul von Maillepré ins Mannesalter getreten, fühlte er für die Tochter Williams Western eine zarte Liebe.

Die Herzogin, seine Mutter, lebte immer mehr in Zurückgezogenheit, indem sie sich mit einer maschinenartigen Regelmäßigkeit den Uebungen der katholischen Religion hingab.

Sie blätterte immer in Gebetbüchern. Aber hört Gott das Gebet derer, welche nicht Reue fühlen?....

Und das Herz, das voll bittern Hasses ist, hat es das Recht, seine Stimme zum Himmel zu erheben?...

Die Herzogin sah ihren Sohn sehr selten. Sie empfing ihn mit kalter Gleichgültigkeit bei sich. Sie liebte ihn nicht.

Raoul dagegen weihte ihr abgöttische Verehrung. Es war, als habe er die blinde Zärtlichkeit seines Vaters geerbt. Nichts schreckte ihn ab. Obwohl er nun nach dem alten französischen Gesetze, das er als Richtschnur betrachtete, das Haupt der Familie war, kannte seine Ergebenheit keine Gränzen.

Er bat die Herzogin um ihre Einwilligung, seine Hand Luise Western anzutragen. Die Herzogin antwortete:

„Herr Marquis, es ist nicht der Brauch, daß ein Maillepré der Tochter eines kleinen Procurators seinen Namen gebe. Aber wenn Sie Lust dazu haben, so thun Sie 's, das ist mir gleichgültig."

Raoul wollte ihr bemerken, daß Western von Adel sei und seine Vettern in England der Pairie angehörten.

Die Herzogin verabschiedete ihn mit überdrüßiger Geberde....

Williams Western hatte gewissenhaft den Willen seines unglücklichen Freundes erfüllt. Er hatte die Frau Herzogin von Maillepré mit Hochachtung behandelt. Bei Raoul hatte er Vaterstelle vertreten.

Williams Western legte Raouls Hand in die Hand seiner Tochter Luise, welche ihn liebte.

Luise war schön und gut. Sie war eine jener edeln Jungfrauen der Union, bei welchen das aristokratische Element des alten Englands, durch eine neue Natur und die gesunde Kraft jugendlicher Völker gereinigt, in hehrer Gestalt durchschimmert.

Raoul sehnte sich nach der Vereinigung mit ihr. Doch bevor er sie sein Weib nennen wollte, hatte er noch eine Pflicht zu erfüllen.

Seit sieben Jahren schon war Herzog Johann nicht wieder erschienen.

War er todt?

Man hatte hie und da einige unbestimmte und wiedersprechende Auskunft erhalten, deren unzusammenhängende Berichte, weit entfernt Licht zu verschaffen, nur noch dunklere Vermuthungen aufkeimen ließen.

Raoul reiste ab. James Western kämpfte zu jener Zeit mit einer ernsten heftigen Krankheit.

Ohne das hätte er Raoul begleitet, denn er hatte Herzog Johann in frommem Andenken behalten.

Raoul blieb sechs Monate abwesend. Als er zurück kam, mußte die Familie Western alle Hoffnung aufgeben, Herzog Johann je wieder zu sehen. Die Frau Herzogin, welche die Anzeige der Abreise ihres Sohnes ohne die geringste Bewegung angehört hatte, bewies bei seiner Rückkehr die nämliche Kälte.

Und doch hatte ihr Sohn die Völker des Nordens und Westens besucht. Er hatte die großen Seen und jene unermeßlichen Prairien gesehen, von wo man oft nimmer zurückkehrt. Aber die Frau Herzogin liebte ihren Sohn nicht.

Mit einem sonderbaren Lächeln vernahm sie, daß er allein zurückkam.

Nach seiner Verheiratung sagte sie zu Luise Western:

„Meine Frau Schwiegertochter, aus Ihrem Nichts sind Sie nun zu einem Rang heraufgestiegen, wie Keine, ausgenommen die Königin, ihn behaupten kann. Heben

Sie jetzt den Kopf, mein Schätzchen, und trachten Sie, ihn so stolz zu tragen, wie es einer Maillepré geziemt.

. . . .

Raoul, Marquis von Maillepré, hatte von Luise Western vier Kinder: Bertha, Gaston, Charlotte und Sancta.

Obwohl das Haupt der Familie Frankreich aus einem Grunde verlassen, der ihn natürlicherweise von der Liste der Ausgewanderten hätte ausschließen sollen, wurde der Name Maillepré dennoch auf diese Liste gesetzt. Zu jener Zeit nahm man es nicht so genau und man mußte geringen Verstand besitzen, um wegen solch einer Kleinigkeit mit emsigen Bürgern, welche so viele Köpfe abzuschneiden hatten, Streit anzufangen.

Herzog Johann war abgereist, um für die Sache der Freiheit zu kämpfen, aber er war Herzog. Und was hatte übrigens die Freiheit mit jenen Männern mit dem blutigen Arme, welche die Guillotine lenkten, gemein?....

Jedenfalls hätte Herzog Johann, so großmüthig und liberal er war, den Mord Ludwigs XVI. mit Abscheu gesehen.

Raoul von Maillepré hatte andere Grundsätze als sein Vater. Er war nicht nur gegen die Männer der Revolution, sondern auch gegen deren Prinzip.

Freudig nahm er daher die Nachricht der Ereignisse des Jahres 1815 auf. Wäre die Geburt Sancta's, der jüngsten seiner Töchter, nicht nahe gestanden, so würde er auf der Stelle nach Frankreich abgereist sein.

Seine Reise wurde übrigens nur aufgeschoben. Gegen Ende des Jahres 1819 verließen die Maillepré Amerika. Der Marquis Raoul nahm alle seine Familienpapiere, deren einer Theil im Besitze des Herzogs, der andere in der Herzogin Verwahrung gewesen, mit sich. Raoul ließ nur eine Abschrift der Aktenstücke, welche ihm zu seiner Verheiratung nothwendig gewesen und seinen Rang als Staatsbürger beurkundeten, zurück.

Unter Anderm nahm Raoul von Maillepré auch die Mitgift seiner Gattin mit sich, welche in einer beträchtlichen Summe Geldes bestand, da das Haus Williams Western sich zu blühendem Wohlstande emporgeschwungen.

Luise umarmte weinend ihren alten Vater, ihre Mutter und James, ihren Bruder. Die Verbannung der Maillepré ging mit dem Anfang der Verbannung der armen Luise zu Ende.

Während mehr als einem Jahre erhielten die Western keine Nachricht.

Sie waren in großer Unruhe, denn seit lange hatten die beiden Familien nur eine einzige gebildet, und trotz dem zurückstoßenden Einfluß der Frau Herzogin, waren die Maillepré'schen Kinder die Freude von Westerns Hause.

James besonders war sehr traurig.

Seither fügte er den Maillepré ein vielleicht unheilbares Uebel zu. Seine zerstreute und leicht verführerische Natur verleitete ihn einst in die Tiefe eines Abgrundes ....

Aber sein Leben gehört den Maillepré. Er könnte sagen, er habe einen großen Theil seines Lebens den Maillepré gewidmet ....

Ungefähr sechs Monate nach der Abreise des Marquis Raoul brachten Schanzgräber aus dem Westen Nachrichten, die sich unbestimmt auf Herzog Johann bezogen. Man sprach von einem vornehmen Weißen, der während mehreren Jahren allein am Ufer der Mohawk gelebt und wahnsinnig sei.

Nachdem dieser Mann in den urbargemachten Landestheilen umhergeirrt, wohne er nun seit langer Zeit unter den Jerokesen.

James Western schwankte nie, wenn es sich darum handelte, einen tapfern Entschluß zu fassen. Er war damals ein Mann in der Kraft seiner Jahre, muthvoll und fähig, auch die anhaltendsten Strapazen auszu-

dauern. Unglücklicherweise leitete sein langsames, neugieriges Wesen seine Gedanken oft vom rechten Wege ab.

Er nahm einen Karabiner und stieg zu Pferde.

Indem er sich gegen Nordwest wandte, fand er leicht die ersten Spuren von Herzog Johann, der wirklich längs den Ufern der Mohawk das Leben eines Wilden geführt hatte.

Man erinnerte sich seiner, man nannte ihn den Narren.

Von da war er in die Länder der fünf irokesischen Nationen gegangen, um sich am Eriesee anzusiedeln.

Er lebte von der Jagd und nie nahte er einem Menschen.

Nach vielen Erkundigungen erfuhr James Western, daß er nach einem kurzen Aufenthalt in der Umgegend des See's gen Norden gezogen sei.

Western verfolgte diese neue Spuren. Die Huronen hatten das blasse Angesicht, aus welchem der Große Geist (der Wahnsinn) leuchtete, gesehen. Er war nur bei ihnen durchgewandert und hatte sich nach dem Ohio gewendet.

Western lenkte sein Pferd dem Ohio zu, ging über die Berge und kam an den Gränzen Georgiens in das Land der Jerokesen.

Dort fand er einige Greise auf der Asche eines großen abgebrannten Dorfes sitzen.

Die Greise sagten ihm, daß die Colonisten Georgiens und von Tenessee ihr Volk besiegt und sie allein zurückgeblieben seien, um auf den Gebeinen ihrer Väter zu sterben.

Sie erzählten ihm weiter, daß die jungen Krieger des Stammes mit einigen Häuptlingen geflohen und Weiber und Kinder mit sich genommen hatten, da sie sich gegen Norden eine neue Heimat suchen wollten.

Und als Western sie über Herzog Johann befragte verstanden sie ihn lange nicht, endlich aber sagte einer der Greise:

„Oguah ist ein großer Häuptling."

Und die andern wiederholten, indem sie ihre geschornen Köpfe schüttelten, auf welchen ein weißer Haarbüschel sich emporsträubte:

„Oguah ist ein großer Häuptling."

Western stieg vom Pferde und setzte sich in ihre Mitte.

Der erste der Greise hob wieder an:

„Ich bin Outareh, der Sohn Uncas. Mein Zuname ist Schneidendes-Beil .... Die, welche sagen, Oguah sei der Sohn eines blassen Gesichtes, sind Lügner."

„Ich bin Amiz, der Sohn Doons," sagte ein Anderer der Greise; „mein Zuname ist Geier .... Oguah ist ein Sagamore!.... Der große Geist weht in seinem Kopfe .... Oguahs Blut ist roth ...."

Die übrigen Greise sprachen nun auch. Western überzeugte sich aus dem mystischen Wortschwall ihrer Sprache, daß Herzog Johann unter dem Namen Oguah der Häuptling eines ausgewanderten Stammes sei.

Er stieg wieder zu Pferde. Die Greise blieben auf der Asche ihres Dorfes gekauert, indem sie den Tod neben den Gebeinen ihrer Väter erwarteten.

Es ist nicht leicht, die Fährte eines wilden Stammes zu verfolgen. Die List, welche sich der Mensch im Naturzustande zu einer Hauptaufgabe macht, vermehrt die Vorsicht, welche solche Stämme auf ihrem Wege beobachten. Durch allerlei Finten, Umwege, verwischte Spuren leiten sie von ihrer Fährte ab. Neben einer Rothhaut, die sogar an List Meister Fuchs übertreffen könnte, ist die List des Hirschen ein Nichts.

Dennoch verhindert das ganz ehrbare Philosophen nicht, ihr Leben zu langweiligen Elegien auf die offene Freimüthigkeit und übrigen Tugenden der Wilden zu benützen. Diese guten Leute, welche immer eine Thräne im Auge haben, würden dem vorübergehenden Armen einen Heller verweigern, während Kannibalen sie zu rühren vermögen. Der heilige Jean-Jacques steh ihnen bei! ....

Western war überdieß nicht der Mann für ein Unternehmen solcher Art. In Geschäften auferzogen und von Kindheit an in einer Atmosphäre industrieller Entwürfe, wurde er auf seinem Wege oft durch das Schauspiel der im Kampfe mit dem trägen Widerstande der Natur begriffenen Civilisation aufgehalten. Die riesenartige Urbarmachung des Westens, das ungeheure Ringen des kühnen Colonisten mit der gewaltigen Jungfräulichkeit des Bodens, Alles das ergriff ihn, brachte ihn von seinem Ziele ab.

Diese Dinge waren für ihn, wie der Knochen, den eine unbesonnene Hand auf den Weg eines herumstreichenden Leithundes werfen würde.

Später und bei einem ernstern Umstande mußte er sich nochmals auf seinem Wege aufhalten, einige Stunden zögern und einen ewigen Gewissensbiß davontragen.

Er ging lange gegen Westen und überschritt den Mississipi zur Zeit des hohen Wasserstandes. Die unermeßliche Prairie dehnte sich vor ihm aus. Sein Weg führte ihn nun anderwärts, denn wahrscheinlich hatten die Jerokesen einen Zufluchtort an den großen Seen in der Nähe von Canada gesucht. Western eilte weiter, ohne den Muth zu verlieren. Oft verirrte er sich, oft mußte er sein Leben gegen die Sioux oder Pawnees vertheidigen, aber dann fand er auch wieder einen gastfreundlichen Stamm, der ihn auf die verlorne Straße zurückbrachte.

Eines Nachts vertiefte er sich in eine abgebrannte Prairie, eine weite, vom Feuer verheerte Ebene, auf welcher der Wind Aschenwolken aufwirbelte. Im Mittelpunkte derselben sah er da und dort hingeworfne weiße Gegenstände, welchen der verschleierte Mond nur unbestimmte Formen lieh.

James Western näherte sich.

Es war ein Schlachtfeld, auf welchem zerstreut Knochen von Menschen und Pferden umherlagen.

Ein Greis, eines jener seltsamen Wesen, deren halb-

wilde, halbcivilisirte Physionomien Coopers kräftiger Pinsel so gerne schildert, kochte ruhig sein Nachtessen in einem Loche....

Das sind die Wirthshäuser der Prairie.

Western setzte sich neben den Trapper und richtete Fragen an ihn.

„Diese Gebeine," antwortete ihm der Trapper, „sind von den Jerokesen .... Die Pawnees haben sie vor einem Monate bei ihrem Durchzuge angegriffen und das Feuer hat ihre Rippen gebleicht, als ob zwei Jahrhunderte seit ihrem Tode darübergegangen wären."

„Sind sie denn Alle da?" fragte Western.

„Sie wären Alle da ohne ihren Sagamore.... einen Krieger mit Namen Oguah, der ihnen mit seinem Beil einen Durchgang gebahnt hat.... Ich habe sie gesehen.... sie sind jenseits des Flusses...."

Western überschritt auf's Neue den Missisipi.

Als er an das Ufer des Obern Sees kam, gingen seine Kräfte zu Ende.

Er war am Ziel seiner Reise, denn er fand da, was von dem Volksstamme der Jerokesen übrig geblieben war.

Ungefähr hundert Männer und einige Weiber waren auf dem nackten Boden gelagert.

Die Männer hielten den Kopf zwischen ihren Knien.

Die Weiber besangen den Verlust Oguahs, des Sagamore, der ihnen kürzlich von den Chippeways, den Herrn des Landes, weggenommen worden war.

Die Chippeways verkaufen ihre Gefangenen den Engländern in Canada für Branntwein.

Oguah war jedenfalls in diesem Augenblick auf dem Wege nach Quebeck.

Western war einige Tage zu spät angekommen. Er zerschlug sich die Brust, denn er hatte unter Weges einige Tage verloren.

Seine Reise dauerte schon lange an. Mehr als

ein halbes Jahr war seit seiner Abreise von Boston verflossen.

Während seiner Abwesenheit waren aus Europa traurige Nachrichten angelangt.

Das Schiff, auf welchem sich die Maillepré eingemiethet, war an den Küsten Englands gescheitert.

Raoul war seine Familie retten können, allein er befand sich ohne Hülfsquellen und ohne Schriften auf fremdem Boden.

Er hatte nur Eine Hoffnung: Frankreich wieder zu betreten und die Güter der Maillepré in Besitz zu nehmen.

. . . .

. . . .

Herr Williams Manuscript, dessen Inhalt wir nach unserm Gutfinden bis hieher übertrugen, das aber wirklich ein gedrängtes Memorial voller Thatsachen und in Form einer Bittschrift abgefaßt war, fand sich hier abgebrochen.

Herr Williams diktirte nun die Fortsetzung Toby. Die Ereignisse reihten sich darin mit äußerster Klarheit. Herr Williams schien die geringsten Nebenumstände dieses Theils der Maillepré'schen Geschichte zu kennen.

5.

Nach der Heirat.

Wir leben in einem der Kunst befreundeten Jahrhundert. Die Anschlagzettel, die unsere Mauern tapeziren, sind wahre Frescomalereien, auf welchen dunkle Genieen, von der Concurrenz besiegt, zu höchst billigen, ermäßigten Preisen den Reichthum ihres Pinsels entfalten.

Geht aus: nach welcher Seite hin sich auch Eure Schritte wenden mögen, immer läuft Ihr Gefahr, Euch einem Herrn in schwarzem Kleide vorüber zu befinden,

welcher der Teufel ist und der, die Lumpensammlerkutte auf dem Rücken, auf Paris einen in seiner Art vielleicht grausamen, satanischen Blick hinwirft. Weiter ist es ein überaus häßliches Weib, Frankreich, in ein Schaffell gekleidet, das eine, dem Anschein nach kranke Person, welche das Parisevolk vorstellt, beim Ohre zieht; noch weiter findet Ihr einen ungeheuren Chinesen, der eine riesige Cigarre raucht, in Paris.

Paris, Paris, Paris!... großes Kind, das genörgelt und geäfft sein will und das lacht und bezahlt, sobald man ihm eine Schmeichelei oder eine Schmähung ins Gesicht wirft...

Seht! hier bei diesen Säulen der Boulevards, welche die englische Schamhaftigkeit nicht erfunden hätte, den Galeerensträfling mit seinem rothen Kleide, hier die häßliche Fratze des Bösewichts aus la Force oder la Roquette, hier grüne Register, welche Uebelkeit verursachen, so sehr gleichen sie denen unserer Banquiers; hier Perrücken, Weinhähne, immer spielende Wasserpumpen und spanische Inquisitoren, die nach besten Kräften ihre armen Teufeleien von Mysterien ankündigen.

Da ist sogar ein illustrirtes Vaudeville, dessen Verfasserin, fruchtbares Mitglied einer gelehrten Gesellschaft, welche noch viele hübsche Stücke machen würde, wenn sie nicht einen Theil ihrer Zeit mit Componiren kleiner Artikelchen zu ihrem eigenen Lobe verwendete, die Leidenschaft hat, auf alle Häuser der Hauptstadt zu schreiben:

„Ich, ich, ich bin Myrtille,
Die Schäferin dieses Vaudeville.“

Und die Maler beklagen sich, obwohl sie unter Anderm die Löcher von Versailles zu verstopfen haben!

Was uns eigentlich veranlaßte, solchergestalt über Kunst zu sprechen, ist ein Haus, das wir auf unserm Wege nach der Wohnung Leon du Chesnels, wohin unsere Geschichte uns führt, antrafen, dessen Eigenthümer einen Garten auf die Mauern seines Hofes malen ließ.

Dieser Garten ist entzückend. Zwischen dem Blätterwerk hoher Palmbäume glänzt das bunte Gefieder der Vögel der Tropenländer. Es ist eine Lust, die schönen Cocosnußtrauben hängen zu sehen und die Grimmassen der Affen zu bewundern, welche, den Schwanz um die biegsamen Aeste geringelt, sich schaukeln.

Auf dem Vordergrunde sieht man Rosen, groß wie Kohlhäupter und roth wie Fleischerinnen, einen Pfau, einen Hahn, mehrere Papagaien, Melonen, Birnen und ein Stück Wasser, in welchem eine Ente schwadert.

In einem Winkel zeigt sich eine lange, schmale Aussicht in die Ferne, durch eine Allee von sechs Eichen, die sich perspektivisch in der Ferne verlieren. Am Ende dieser Allee eilt eben ein von Hunden verfolgtes Reh vorüber. Natürlich ist auch ein Jäger dabei, der zielt.

Denn, ohne das, wozu ein Reh?...

Es ist kostbar!... Mit einem solchen Hofe verlacht man Leute, welche so lächerlich sind, ein Schloß besitzen zu wollen.

Nach der, in einem der frühern Bücher erzählten schnellen Verheiratung Leon du Chesnels, hatte er seine Wohnung nach jenseits der Seine, hinter die Elysäischen Felder, in jene stille, ruhige Straße Montaigne, versetzt, wo der Verfasser der „Versuche" heutzutage wohnen möchte.

Du Chesnel bewohnte ein Haus von schönem Aussehen, dessen Hinterseite auf jene weitläufigen Gärten ging, die sich bis zum Coliseum ausdehnen.

Seine im zweiten Stock gelegene Wohnung war mit Geschmack ausgestattet, zielte jedoch allzusehr auf einen Luxus hin, der selten zu erreichen ist. Es lag etwas Gezwungenes hinter diesen Vergoldungen und unter diesem Sammet.

Du Chesnel hatte immer seinen Wagen und zwei ganz hübsche Pferde.

Er stack mehr in Schulden als je.

In der gesellschaftlichen Welt trifft man selten auf

Abgründe und Wasserfälle, aber oft auf gemeine Gruben. Du Chesnel stand am Abhange, der in jene Gruben führt, aus welchen man nur beschmutzt, verlegen und verrufen wieder hinauskommt.

Du Chesnel war ein Mann von Verstand und Willenskraft. Moralischer Sinn mangelte ihm gänzlich. Es ist dieß das Uebel der Zeit.

Ihr grüßt, davon seid überzeugt, Viele, wie er, auf der Straße; Ihr drückt ihnen die Hand; Ihr seid glücklich, daß man sieht, wie Ihr ihnen die Hand drückt. Das sind in mancher Hinsicht ehrenwerthe Personen.

Schmäht sie. Alle Wetter! vom Leder gezogen! Sie haben Herz nach ihrer Manier. Nur Ehre haben sie keine.

Und das noch könnte bestritten werden. Sie haben Ehre in einem gewissen Grade, und es ist in der That etwas Schreckliches um diese Männer, deren verlorne Seele gleichsam in ein Kleid der Auszeichnung und zarten Anstandes gehüllt ist.

Es liegt außer allem Zweifel, daß Du Chesnel auf geradem Wege ein ehrlicher Mann geworden wäre.

Aber gewisse spitzfindige Köpfe werdet Ihr nie überzeugen, daß in der gesellschaftlichen Welt, wie überall anderswo, der kürzeste Weg der gerade ist.

Sie wollen Umwege machen, und gäbe es auch keinen! Ihre Arbeit hätte ihnen Unabhängigkeit verschafft; die Intrigue gibt ihnen eine Tabaksstube für ihre alten Tage.

Kurz, was man Arbeit nennt, ist reine Ruhe neben dem widerwärtigen Treiben der Intrigue ....

Du Chesnel war Gesandtschaftssekretär, was ein unbestimmter Titel ist, da wohl ein Halbdutzend diplomatischer Stufen damit bekleidet sind.

Du Chesnel harrte schon lange auf die Gelegenheit, zu steigen. Die Gelegenheit kam nicht, oder aber sie kam nicht in seine Schußweite und eine gewandtere Hand ergriff sie im Fluge.

Er fing an zu fürchten. Er hielt eine Musterung seiner Mittel und spannte alle Saiten, die er an seinem Bogen hatte.

Und sein Bogen hatte drei Saiten: Lea Verin, die Herzogin und Charlotte.

Die Herzogin hatte gethan, was sie konnte.

Lea Verin verwendete ihren Kredit nicht für jemand Anders, sie kaufte Renten.

Was Charlotte anbetraf, so mußte die zuerst herangebildet werden.

. . . .

Es schlug Mittag. Charlotte hatte eben ihre Kammerfrau verabschiedet und gab nun ihrem Kopfputze jene harmonische Nachläßigkeit, welche eine andere Hand unmöglich hervorbringen kann.

Charlotte war allerliebst. Auf ihrem reizenden Gesichte lag Etwas von Sanctas Sanftmuth, mit viel geistiger, lebhafter Keckheit vermischt. Ehemals gab ihr diese Mischung einen heitern, schelmischen, etwas unruhigen und neugierigen Ausdruck. Aber ein Hauch von Traurigkeit war über Alles das hingezogen und hatte auf ihre heitern, feinen Züge einen Anflug von Melancholie geworfen.

Charlotte war noch nicht völlig zwanzig Jahre alt. Seit einem Jahre war sie an den Vicomte Leon du Chesnel verheiratet.

Wir haben sie früher nachdenklich und mit neidischen Augen die schönen Equipagen betrachten sehen, welche auf dem Pflaster der Vorstadt Sainte-Germain hinrollten. Es wäre vielleicht allzu hart, dieses erste Sehnen der Jugend, jene unbestimmten Phantasien, die krankhaften Träume, in welchen die Seele der jungen Mädchen wie zufällig dem Unbekannten entgegenstrebt, mit Strenge beurtheilen zu wollen. Nichts destoweniger müssen wir bekennen, daß Charlottens Natur eine unwiderstehliche Liebe zu Allem, was Luxus, Eleganz und Pracht heißt, in sich trug. Alles, was glänzte, zog

ihre Blicke an sich und versenkte sie in träumendes Sinnen. Der Putz, die schönen Feste, die vergoldeten Freuden!... Es war dieß Alles ein Blendwerk für ihr neugebackenes Herz, das nicht wußte, nur ahnte. Man hätte glauben sollen, sie trage eine Erinnerung bei sich, welche, über ihre Wiege hinausreichend, ihr durch wunderbaren Instinkt die erloschene Pracht ihres Stammes ins Gedächtniß rief.

Sie war kühn, verwegen. Die Verheiratung war für sie ein Abenteuer gewesen. Jenseits derselben hatte sie Vergnügen, Freiheit, Reichthum gesehen....

Das Vergnügen statt ihrer dumpfen Ruhe, die Freiheit statt ihres einförmigen und verhaßten Gefängnisses, den Reichthum statt jenes Elendes, welches seit ihrer Kindheit sie und Alles, was sie liebte, drückte!...

Denn sie liebte Sancta von ganzem Herzen; sie liebte Gaston; sie weihte der Herzogin-Wittwe jene achtungsvolle Verehrung, welche, so zu sagen, im Blut der Maillepré lag.

Sie war unbesonnen einer Lockung gefolgt, welcher vielleicht eine gereiftere Vernunft nicht erlegen wäre, an der jedoch das Herz keinen Theil hatte.

Ueberdieß muß man einem Umstande Rechnung tragen, der allein eine Entschuldigung ist. Charlotte hatte nie daran gedacht, sich von ihrer Familie zu trennen. Sie kannte die von Du Chesnel beigefügte Clausel nicht. Denn Nichts hätte sie dazu gebracht, sie anzunehmen.

Sie war vor den Altar getreten mit der Hoffnung, ein verändertes Leben zu führen, ohne ihre herzliche Zärtlichkeit für die Familie aufzugeben, welche ihrer stürmischen Unruhe nicht genügen konnte, die sie jedoch nimmermehr gegen irgend eine andere Freude ausgetauscht hätte.

War ihr Gemahl nicht in der Nähe der Familie? Nur die Breite der Straße trennte ihren ehelichen

Wohnsitz von dem durch ihren Bruder und ihre Schwester bewohnten Hause....

Armes Mädchen! Am Tage nach ihrer Verheiratung nahm jene so lang ersehnte Kutsche sie auf und führte sie in ein entferntes, entlegenes Quartier, fast am Ende der Welt. Und als sie ins Geheim, gegen die Befehle ihres Gatten, sich nach der Wohnung ihres Bruders erkundigen ließ, antwortete man, dieselbe stehe zu vermiethen.

Hierin war Leon du Chesnel Alles trefflich gelungen. Charlotte war fortan vereinsamt.

Und der Diplomat schien an diesem Umstande übertrieben strenge zu halten; denn ein so zuvorkommender, gefälliger und liebenswürdigrr Ehemann er auch war, er blieb unbeugsam bei den Bitten seiner Frau, unbeugsam bei ihren Thränen.

Er sagte zu ihr:

„Mein liebes Kind, Sie wissen, wie ich Sie liebe... Ihr Bruder und ich, wir haben uns verständigt.... Er hat begriffen, was Sie nicht begreifen wollen, und ich versichere Sie, daß er das Opfer Ihrer Gesellschaft ziemlich leicht gebracht hat...."

Anfangs verwarf Charlotte diese übelwollende Bemerkung; allein Du Chesnel war ein gewandter Kauz. Er lief davon, kam zurück, brachte kleine Hiebe bei und warf endlich Zweifel in das Herz seiner Gattin.

Sie schwieg. Auch sie barg im Grunde ihrer Seele unter ihren eiteln Launen einen unbezähmbaren Stolz.

Sie drängte den Argwohn in ihr verwundetes Herz zurück, weil dieser Argwohn ihren Bruder betraf.

Aber ihm, sowie Sancta weihte sie ein stündliches Andenken. Sie schuf sich einen Schlupfwinkel, eine theure Zufluchtsstätte, ein liebes, süßes, der Erinnerung geweihtes Plätzchen, wohin sie jegliche Liebe ihrer Kindheit flüchtete. Und die Verehrung, mit welcher sie diese Liebe umgab, war um so inniger, als sie stumm bleiben mußte und sich nie nach Außen ergießen durfte.

Leon du Chesnel war, wenn er wollte, ein höchst liebenswürdiger Mann. Sein seltsamer Geist besaß eine kühne Leichtfertigkeit, die Staunen erregte und verführerisch war. Charlotte liebte ihn, nicht mit glühender Leidenschaft, aber mit unverkennbarer, vorzugsweiser Herzlichkeit.

Diese Liebe war ihre einzige Stütze im Leben.

Denn alle die schönen Träume, in denen Charlotte sich gewiegt, waren schnell verblichen. Das arme Kind wurde gerade in dem Punkte gestraft, in welchem sie gesündigt hatte.

Sie sah jene Welt, nach welcher alle ihre Wünsche gestrebt, nicht. Jene schönen, nur geahnten Feste, jene Spazierfahrten in den Gehölzen, jenes Wetteifern in Eleganz und Koketterie, jene so lüstern geschaute Pracht, jener so glühend gewünschte Glanz, Alles das entschwand ihr.

Sie war in Einsamkeit begraben....

In einer Einsamkeit, nahe bei dem Geräusch und Getümmel der großen Welt, in einer Zurückgezogenheit am Ufer der gesellschaftlichen Freuden, denn aus ihrem Fenster sah Charlotte über die großen, schattigen Gärten hin, wo sich oft ein heiterer Kreis versammelte, die Allee von Marigny, welche unaufhörlich von herrlichen Equipagen wimmelte, und ein Stück der Elysäischen Felder.

Wir haben einer literarischen Unterhaltung zwischen Leon du Chesnel und dem Doktor Josepin im Salon der Frau von Pontlevau beigewohnt. Diese Unterhaltung hat uns zum Voraus mit dem Beweggrunde zu Charlottens Verbannung bekannt gemacht.

Du Chesnel war ein Dudley im Kleinen. Amy Robsart war reizend und die Herzogin Elisabeth hatte, im Abnehmen begriffen, lästige Anfälle von Eifersucht.

Auf solche Weise war dieses bürgerliche Drama eine Nachahmung der königlichen Komödie Walter Scotts. Auch hier befand sich ein Mann zwischen seiner Frau und seiner Maitresse.

Und nun war dieser Mann genöthigt, seine Frau zu verbergen.

Wenn übrigens Charlotte in der Ehe nicht das gefunden, was sie gehofft hatte, so sah sich Leon du Chesnel noch ganz anders getäuscht.

Er hatte seiner Wohnung gegenüber auf der andern Seite der Straße ein aufgewecktes, schelmisches Gesichtchen, ein wechselsweise keckes oder träumerisches Auge gesehen; er hatte die langen, neugierig auf den vorüberziehenden Luxus sich heftenden Blicke errathen; er hatte sich die Melancholie gedeutet....

Wir übertreiben nicht. Unser Diplomat hatte seine Nachbarin emsig und genau beobachtet, wie ein Poet oder sogar ein vertrauter Romandichter es hätte thun können.

Aber das geschah nicht, um eine Elegie, nicht um einen Roman zu schreiben.

Du Chesnel beobachtete in ernstlicher Absicht, wie die Professoren, diese geschwätzigen Seelsorger unsrer schönen Jugend, sagen. Du Chesnel hatte einen Zweck. Das Ministerium hatte eine Veränderung erlitten. Herr Esprit, ein dicker Bureaukrat, hatte erst seit einigen Wochen den wichtigen Posten eines Kabinets-Chefs erlangt.

Herr Esprit hatte keine Maitresse.

Dieser Mann war häßlich, gemein, roh, feige, albern, ein Mensch, um seinen Weg zu machen.

Er hatte tapfer alle seine Beförderungen durch kriechende Gefälligkeit und die vollkommensten Kratzfüße erworben.

Und zwar so, daß der Minister selbst treuherzig die Zeit vergessen hatte, wo Herr Esprit ihm noch die Stiefel wichste, die Stiefel des Ministers.

Und dieser Mann, der nun von der Straße bis zum politischen Vorzimmer hinaufgestiegen war, hatte keine Maitresse! Welches Thor war da nicht geschickten Berechnungen offen!...

Du Chesnel fühlte das Bedürfniß, eine Frau zu nehmen.

Und wahrlich: das Gesichtchen jenseits der Straße war voll entzückender Verheißungen.

Die launigen Wünsche, die man darin las, deuteten auf einen Anfang der gesellschaftlichen Verkehrtheit. Einige kluge Worte, Putz und Schmuck und Alles mußte wie geschliffen gehen.

Das hatte sich Du Chesnel gesagt, und er hatte schon im Traume ein huldreiches Lächeln des Herrn Esprit gesehen.

Einen Gnadenblick des Ministers ....

Eine Mission!...

Nichts von Allem dem! Es fand sich, daß dieses aufgeweckte Gesichtchen Nichts bedeutete, als eine tüchtige Portion Heiterkeit, Lebendigkeit und etwas Unbesonnenheit. Einmal verheiratet, entdeckte Du Chesnel mit Schreck unter dieser leichtsinnigen Außenseite ein ehrliches Herz, eine große Seele, einen verzweifelnden Stolz.

Das war eine verfehlte Spekulation.

Indessen ließ er sich vom ersten Versuche nicht abschrecken und umgab den widerspenstigen Platz mit geschickten Verschanzungslinien. Charlotte bemerkte nicht einmal den Angriff.

Sie verstand Nichts, so weit entfernt war sie, sich verleiten zu lassen....

Aber was geschah?

Als Du Chesnel sie so reizend und so rein sah, mußte er anfangen, sie zu lieben.

Der arme Du Chesnel! es wurde ihm wirklich zur Herzenssache....

Ueberdieß ward er durch Ueberraschung besiegt. Er hatte geglaubt, ein sicheres Spiel zu haben, und das arm e, junge, prachtliebende Mädchen, das Kind, das mitten in seinem Elende von Equipagen und Putz träumte, ließ ihm nicht einen Schatten des Zweifels. Bei sol-

chen Eigenschaften noch Tugend zu finden, das war wirklich überraschend.

Und dann trieb er schon so lange das Handwerk des pfiffigen Don Juans, so lange, daß er jeden seiner Seufzer nützte.

Die nutzbringende Liebe drückte ihn. Er verabscheute seine Seufzerrolle, wie ein Schriftsteller ohne Genie seine Feder verabscheuen muß, wie ein Galeerensklave seine Aufgabe verabscheut.

Meiner Treu! es gibt keinen so fleißigen Arbeiter, der nicht hie und da sich Ferien mache. Du Chesnel ließ sich verleiten, seine Frau zu lieben.

Und Gott weiß, daß nie eine strafbare Liebe bei ihrem Glücke mehr Dornen trug. Menschen wie Du Chesnel haben nicht das Recht, sich ehrbaren Gefühlen hinzugeben. Das ist für sie verbotener Luxus. Sie haben Verpflichtungen und Verbindlichkeiten. Der Ehestand ist für sie eine zwangvolle, ausnahmsweise Stellung, welche nur unter der Bedingung, einen übeln Haushalt zu führen, haltbar ist. Seht Ihr diesen Mann, welcher, um einer Stelle, um eines Kreuzes, um einer Medaille willen Speichelleckerei treibt und dennoch die Frechheit hat, über seine Person zu verfügen?....

Was wird aus den beschwornen Verträgen?

Man hat, es ist wahr, solche Zärtlichkeitskrämer schon unter ihrem Fuße jedes Weibes zertreten sehen, das ihrem Glück als Stufe diente....

Aber in den Dramen des Boulevard hat man das gesehen.

In der Wirklichkeit trägt diese Art Männer die Strafe ihres Gewerbes. Ein solcher Mann ist kleinmüthig, er wird beherrscht. In der menschlichen Stufenleiter kann man ihn kaum eine Sprosse höher, als den Mann einer Königin stellen....

Er lehnt sich oft gegen sein Werkzeug auf, er zerbricht es nie .... wenn er nicht wenigstens mit einem

schwachen Geschöpfe zu thun hat, das leicht mit Einem Schlage zu tödten ist.

Es ist durchaus nicht Mangel an Energie. Unter diesen Herren gibt es sehr tapfere Leute. Aber der Mann, der mit der Frau Spekulation treibt, ist der Sklave der Frau, und wenn im Kampfe Eines mit Füßen getreten wird, so ist er es.... er, der doch stolz ist und der Euch mit einem Pistolenschusse das Gehirn zerschmettert, wenn Ihr ihn ein wenig schief anschaut.

Die Herzogin war eifersüchtig. Leon mußte zuerst dem Argwohn der Herzogin vorbeugen.

Dann fand Herr Esprit eine Maitresse. Lea Verin erhielt die Charlotten bestimmte Stellung. Lea Verin war so häßlich, wie Herr Esprit. Du Chesnel wollte wenigstens seinen Vortheil aus dem Spiel ziehen. Da er nicht der Gemahl der Maitresse des Bureaukraten sein konnte, so wollte er ihr diensthuender Cavalier sein.

Aber Frau von Verin war eifersüchtig.

Die Herzogin und der politische Blaustrumpf (bewundert den Instinkt!) vertrugen sich vollkommen wohl mit einander. Die Herzogin fand Lea Verin lächerlich. Lea Verin wußte, wie alt die Herzogin war.

Unter diesen Beiden fand sich Du Chesnel behaglich. Jede von ihnen gab die Nützlichkeit ihrer Nebenbuhlerin zu. Jede von ihnen war dem Gesandtschaftssekretär gegenüber in jener so komischen Stellung des Herzgeliebten einer Lorette.

Der Herzgeliebte gibt, wie man weiß, die harte Nothwendigkeit eines Beschützers zu, welcher Beschützer sich unter zehn Malen neun Male der Herzgeliebte glaubt, und über seinen Nebenbuhler, den er in der Eigenschaft des Beschützers duldet, ins Fäustchen lacht.

Das ist die grundsächlichste Stellung. Wir nehmen in der That an, daß eine Lorette, welche nur zwei Liebhaber hat, auf solche Art die Wahrscheinlichkeit dem Anscheine opfert.

Gewöhnlich muß man auf vier Liebhaber rechnen,

und man führt starke Frauen an, um welche sich zehn Männer bestreben, jeder im Bewußtsein, der Vorgezogene zu sein, indem er mit gemeiner Verachtung die neuen Beschützer bedeckt, welche diese ihm in vollstem Maaße zurückgeben....

Mein Gott! ja, dieser Spitzbube von Du Chesnel machte sich mit Lea Verin über die Herzogin lustig und mit der Herzogin über Lea Verin. Vermittelst dessen lebten die beiden Damen in Frieden miteinander. Aber sie haßten beide um die Wette Du Chesnels Frau, seine wahre Frau, die sie sich jung und hübsch dachten.

Man mußte Charlotte entfernt halten, Lea Verin beruhigen, die Frau Herzogin beruhigen, Du Chesnel war ein Mann, der nicht viel Muße hatte.

Und ungeachtet so vieler Arbeiten blieb er dennoch Gesandtschaftssekretär! . . . .

Charlotte war oft allein. Sie ging nie mit ihrem Gatten aus. Wenn sie die Welt besser gekannt haben würde, hätte sie glauben müssen, daß Du Chesnel, in zweifacher Ehe lebend, zwei Wohnsitze habe und ihr nur einen Theil seines Lebens widme.

Unwissend, wie sie war, schmiedete sie tausend Vermuthungen, die an der Wirklichkeit vorbeistreiften. Wenn sie dann recht nachgesonnen, recht nach Ursachen zu Unruhe- und Befürchtungen gesucht hatte, brauchte Du Chesnel nur ein Wort zu sagen, und sie war beruhigt.

Sahen sie sich einmal, so vertrieben sie sich die Zeit mit verliebtem Geplauder, denn Du Chesnels zarte Phantasie unterhielt sich sogar durch die Langeweile, mit der ihn sein Ehestandsglück umgab.

Aber obwohl diese Diplomatenliebe von ziemlicher Lebhaftigkeit war, so hatte sie in ihm doch nie den Gedanken erstickt, seine Heirat zu einer guten Spekulation zu benützen.

Ein Kaufmann kann eine Thorheit begehen, ein fürstliches Schloß kaufen und tüchtige Summen verschwenden, um den großen Herrn zu spielen, aber er

wird die Ueberbleibsel der Früchte seines Gartens auf dem Markte verkaufen und seine Vasallen mit Gemüse versehen.

Du Chesnels Liebe war der Luxus eines Handelsmannes.

Charlotte wollte das nicht bemerken....

Heute hatte ihr Du Chesnel versprochen, den ganzen Tag bei ihr zuzubringen. Das war etwas Seltenes. Charlotte hatte sich geputzt, wie zu einem Feste.

Sie trug ein veilchenfarbenes Kleid mit langem Leibchen, dessen anliegende Falten die reinen Formen ihres Busens abzeichneten. Charlotte war sehr schlank, ziemlich groß und schien jünger, als sie war. Ihr Wuchs hatte einen lebhaften Schwung, der keine Nachläßigkeit der Haltung duldete, sondern jeder ihrer Bewegungen eine jungfräuliche und kecke Anmuth verlieh.

Wenn dann zuweilen die Träumerei ihr stürmisches Wesen etwas milderte, nahm Charlotte eine fast idealische Schönheit an. Ihre prächtigen, schwarzen Augen die so reizend beim Lächeln stralten, wurden noch reizender, wenn sie sinnend blickten. Es stand ihrem jungen Köpfchen sowohl, wenn es sich unter der Last zärtlicher Gedanken neigte. Man mußte sie lieben, wenn man nur ihr Gesichtchen sah, das naiv zwischen ihrer natürlichen Fröhlichkeit und dem vorübergehenden Ernste ihres Nachdenkens getheilt war. Dann schüttelte plötzlich das widerspenstige Haupt die braunen Locken ihrer glänzenden Haare. Ein lachender Blitzstral entzündete sich in ihrem Auge; Alles erheiterte sich in ihr und um sie.

O! die Frau Herzogin und Lea Verin hatten wohl Recht, eifersüchtig zu sein!....

. . . .

. . . .

Du Chesnel blieb aus. Charlotte erwartete ihn ungeduldig.

Durch die Fenstervorhänge drang ein blasser Herbst=

sonnenstral in das Zimmer und warf einen glänzenden Streif auf die dunkeln Arabesken des Teppichs.

Charlotte saß ganz nahe am Fenster. Ihr Blick, der zerstreut den in schnellem Trab unter den Bäumen der Elysäischen Felder hinjagenden Equipagen folgte, wandte sich zuweilen gegen eine Thüre, deren zugezogene Seidenvorhänge auf den dem Kamine gegenüberbefindlichen Teppich niederfielen.

Ohne Zweifel mußte Du Chesnel durch jene Thüre kommen.

Nach und nach schaute Charlotte weniger oft nach jener Seite hin, weil die Träumerei sich ihrer bemächtigte und ihr Geist mit aller jener glänzenden Welt in den schönen Equipagen auf dem weichen Sande der Alleen hinschlüpfte ....

Auf ihren Lippen spielte ein Halblächeln voll trauriger Sehnsucht ....

So war sie ein poetisches, schönes Geschöpf. Ihr feines, regelmäßiges Profil blickte nur unter den beweglichen Locken ihres Kopfputzes hervor. Ihr Kopf neigte sich vorwärts und ließ das anmuthige Rund ihrer wohlgeformten Schultern sehen. Ihre beiden auf den Knieen gefalteten Hände drangen weiß und niedlich aus dem seidenen Kleide hervor.

Ein fast unmerkliches Geräusch ließ sich hinter der Thürbekleidung vernehmen. Es war wie das Murmeln verhaltener Stimmen.

Charlotte hörte es nicht.

Der Vorhang hob sich sachte, so sachte, daß Charlottens Träumerei nicht gestört wurde.

Hinter dem seidenen Vorhange erschienen zwei Köpfe, nämlich das welke Gesicht des Sachwalters Durandin und das übersättigte Antlitz Du Chesnels.

Du Chesnel zeigte seine Frau mit einer stummen und wie triumphirenden Geberde.

Durandin hielt seine Lorgnette vor's Auge und musterte sie als Kenner.

Dann schauten sich die beiden Freunde an und der Vorhang fiel wieder zu ....

6.

Um zum Ziele zu kommen.

Schon geraume Zeit waren der Sachwalter Durandin und Leon du Chesnel hinter dem Vorhange in ernstlichem Gespräche begriffen.

Ihre plötzliche Erscheinung und die Geberde Du Chesnels, welche die Lorgnette des dicken Mannes der Gesetze auf seine Frau hinrichtete, deuteten den Gegenstand der Unterhaltung an, die fortgesetzt wurde, ohne daß Charlotte die Bewegung des Vorhanges bemerkt hatte.

Du Chesnel hatte Durandin angetroffen, der zu Pferde die Kalesche der Madame Bathilde von Saint-Pharamond in Gesellschaft von Felix Chapiteaux und J. B. S. T. Sanguin begleitete. Mit dem Baron Prunot, der noch aus dem Kaiserreich stammte, ließ sich nicht mehr so früh Muthwillen treiben.

Durandin hatte sein Pferd bestiegen, um aus bloßer Politik, wie man leicht denken kann, dem Hofe der Kaiserin der Loretten zu folgen. Dieser Sachwalter war nicht zum Sportman geschaffen. Aber Felix Chapitaux hatte ihm zur Kundschaft des Hauses Polype und Comp. verholfen, Madame von Saint-Pharamond verschaffte ihm alle Prozesse ihrer Liebhaber und J. B. S. T. Sanguin von Lyon überhäufte ihn mit kleinen Handelsprozessen wegen Seidenresten.

So daß Durandin viel Geld erwarb, während er seine Zeit in den Gehölzen, dem Theater u. s. w. verlor.

Er war ein guter kugelrunder Lebemann, der immer sein Herz auf der Hand trug und immer bereit war,

mittelst Finanzen Dienste zu leisten. In seinem Fache spielte er den Ernst, weil er nichts Anderes zu thun hatte; sein erster Schreiber war ja da. Neben seinem Berufe äffte er gerne den Leichtsinn nach und bedeckte die Manöver seiner bürgerlichen Diplomatie mit dem Schleier einer unverwüstlichen guten Laune.

Allgemeine Sätze aufzustellen, ist Dummheit; aber mißtraut den guten dicken Jungen ohne Galle.

Durandin hatte die fire Idee, ein altes Schloß zu kaufen, es neu mit Mörtel bewerfen zu lassen und die ausgeschnitzten Fensterbogen mit hübschen grünen Sommerläden zu bekleiden.

Dieß war sein Ehrgeiz und füllte seine ganze Seele aus, während es seine Rechnungen für Prozesse übermäßig anschwellte.

Seine Frau hatte ihm hundert fünfunddreißig tausend Franken Mitgift nebst anderer Anwartschaft zugebracht. Sie war sechs Jahre älter, als er, hatte drei falsche Zähne und eine große Menge grauer Haare.

Sie war eine jener Frauen, welche Gott hauptsächlich dazu erschaffen, daß sie die Lasten der Sachwalter versüßen.

Sie nannte sich Virginie. Durandin hatte ihre Eroberung gemacht, indem er zu ihr sagte: „Ich will Dein Paul sein ....“

Mit einem Worte, sie blieb nach Lukretia's Beispiel bei Hause und überwachte den Fleischtopf, indem sie bei Herrn Viktor Ducange's Romanen heiße Thränen vergoß. Durandin hätte schlimmer hineintappen können, denn die Mehrzahl dieser Frauen ohne Zähne und mit grauen Haaren, welche die ehrgeizigen Schreiber getrost heiraten, lieben die Polka und machen Verse ....

Durandin träumte sich ein sehr großes Schloß statt des weißen Hauses, welches Seinesgleichen träumen, weil er sich schon mit Virginie darin sah, er im Thurme gegen Süd, sie im Thurme gegen Nord.

Du Chesnel hatte immer einen gewissen Einfluß

auf seine alten Kameraden behalten. Obwohl die ehemals geschlossene Verbindung keine ernstlichen Resultate gehabt, hatten sich die fünf Personen, welche wir am Abend des Fastnachtdienstags von 1826 im Wirthshause zum Wilden Mann versammelt gesehen haben, nichtsdestoweniger bei verschiedenen Umständen gegenseitige Hülfe geleistet und überdieß bestand zwischen ihnen ein Band, welches zu zerreißen nicht in ihrer Macht lag.

Dieses Band war jene unbestimmte und gemeinschaftliche Gefahr, welche die sechste Person der Karnevalsscene geschickt über ihren Häuptern schwebend hielt.

Drei unter ihnen, Josepin, Durandin und Du Chesnel hatten die Gelegenheit gehabt, sich Carmens Willen zu unterwerfen, welche ihre Dienste übrigens bezahlt hatte.

Die zwei Andern, Denisart und Roby, welche vielleicht allzuniedrig gestellt waren, als daß Carmen ihren Beistand hätte verlangen können, blieben nichtsdestoweniger ihrer Willkür überlassen und wünschten nichtsdestoweniger den Augenblick herbei, wo Carmen ihrer bedürfen würde.

Sie befanden sich Beide in jener Lage, von welcher wir schon gesprochen haben, wo man einen Umweg sucht, um seine Seele dem Teufel zu verkaufen, der den Stolzen spielt....

Durandin verließ die Cavalcade, während eben Chapiteaux der Frau von Saint-Pharamond ein Kompliment machte und folgte Du Chesnel.

Sie sahen sich selten. Man schüttet sein Leid gern in den Busen eines Freundes aus, der nicht Mißbrauch davon macht.

Die Ergüsse waren gegenseitig. Durandin sprach von seiner zahnlosen, grauen Frau. Du Chesnel zählte die sechs guten Jahre seiner Würde an seinen Fingern ab. Der Sachwalter seufzte leise nach seinem Schloß. Der Diplomat besang die Reize seiner so lang ersehnten Mission.

Dann wurde eine praktischere Wendung der Unterhaltung eingefädelt.

„Lassen wir Deine Frau," sagte Du Chesnel, „es ist klar, daß wir ihr die Zähne nicht nachwachsen lassen können und für sechs Franken färbst Du ihr die Haare prächtig schwarz .... Beschäftigen wir uns mit dem Dauerhaften. Ich möchte Dich zu gerne in Deinem verteufelten Schlosse sehen, Durandin."

„Und ich," entgegnete der Sachwalter, „ich gäbe, ich weiß nicht was, damit diese verteufelte Mission Dir eines schönen Morgens wie vom Himmel herabfiele."

„Wenn ich soweit wäre," antwortete Du Chesnel, „so könnte ich Dir stolz auf die Schultern klopfen...."

„Klar, aber...."

„He, he!"

Du Chesnel legte bedeutungsvoll den Finger auf das blaue Kleid des Sachwalters.

„He! he!" wiederholte er, „ich habe schöne Chancen."

„Sie sind alt," murmelte Durandin.

„Nicht alle.... Nur zwei davon: Die Herzogin und Lea....

Durandin hob lächelnd die Augen zu ihm auf.

„Wie? ein Bursche, wie Du, sollte nicht daran denken Deputirter zu werden?" fragte er in der redlichsten Absicht der Welt.

„Du spottest...." sagte Du Chesnel.

„Nicht doch...."

„Doch.... Du spottest.... aber Du hast Unrecht. Ich denke ganz ernsthaft daran.... Laß sehen, Durandin," hob er in verändertem Tone wieder an, „bringen wir diesen Handel in Richtigkeit?"

„Gern.... bezahlst Du den Lehnzins?"

„Der Lehnzins ist etwas Abgeschmacktes."

„Du bezahlst ihn nicht?"

„Wenn man mir an die Schulden steuern ließe!" fing Du Chesnel lachend wieder an; „doch scherzen wir nicht!.... Der Lehnzins macht mir den wenigsten Kum-

mer.... Du hast fünfzigtausend Thaler in guten Staatspapieren, ich kaufe sie Dir ab."

„Mit was?"

„Laß das! ich kaufe sie Dir ab.... mittelst einem Billet von tausend Franken und einem Gegenbriefe...."

„Zwei Billets von tausend Franken," sagte der Sachwalter.

Du Chesnel zuckte die Achseln.

„Es sei," antwortete er, „aber, die Hauptsache sind die Stimmen."

„Wenn Du so viel Banknoten hast," murmelte Durandin; „so nehme ich es über mich, Dir deren nicht übel zu kaufen....

„Pfui doch!" sprach Du Chesnel gedehnt, „bringen wir nicht durch Bestechung Verdorbenheit in die Wahlbehörden. Ueberdieß kann ich wohl tausend Franken bei Lea und tausend bei der Herzogin entlehnen, weil ich sie ihnen nicht zurückgeben werde, aber mehr, das wäre gefährlich.... Suchen wir anderswo.... Du kennst ganz Paris.... Gäbe es nicht etwa unter Deinen Kunden irgend einen braven einflußreichen Mann .... Du verstehst mich wohl?"

Durandin kratzte sich hinterm Ohr.

„Etwa Herr Polype," antwortete er nach einigem Schweigen.

Du Chesnel klatschte herzlich vergnügt in die Hände.

Bis jetzt hatte er, als ein Mann, der gewöhnt ist, Luftschlösser zu bauen, ein wenig in den Tag hineingeschwatzt, aber der Name Polype ließ in seinen Augen einen lebhaften Hoffnungsstral erglänzen.

„Polype?" rief er, „der Briareus des Wechselhandels!.... der Mann, der mit hundert Händen ausleiht und in tausend Taschen einzieht!.... der Alchemist, der in einigen Wochen aus einem dicken Sou voller Grünspan einen glänzenden Louisdor zu machen versteht!.... Polype! der zu Fleisch gewordene Mont-de-Piété! der

menschenfreundliche Wucherer, der in seinen Klauen den ganzen kleinen Handel von Paris hält! Aber weißt Du gewiß, Durandin, daß man mit diesem Manne die Sache durchführen könnte?"

„Allerdings," antwortete der Sachwalter! „das ist leicht möglich, im Grunde...."

„Möglich!.... Du scherzest!.... Wo ist denn der Patentirte, der ihm die Stimme verweigern würde?.... Polype ist groß, wie Napoleon, siehst Du!.... Und ich wüßte nicht einmal, ob Napoleon sich die Achtung der Bankprinzen hätte erwerben können, wenn er zu dreißig Prozent gegen hundert ausgeliehen haben würde.... Polype ist der oberste der gebietenden Herrn im kleinen Handel. Er schneidet nach Willkür.... die, welche er tödtet, lecken ihm die Hand.... Ganz Chlichy singt sein Lob, vom Thürhüter, der seine Mütze abzieht, so oft er seinen großen Namen ausspricht, bis zum Krankenwärter, der gewöhnt ist, die Sterbenden ihn noch bei ihrem letzten Seufzer nennen hören. Man fürchtet ihn, man betet ihn an.... Die Morgue (der Ort, wo Todtgefundene zur Schau ausgestellt werden), verdankt ihm so viel wie die Roulette. Er ermordet, man wedelt vor seiner Thüre.... Weiß man nicht, daß, bevor er einen armen Teufel erwürgt, er einige dicke Sous auf dem Boden seiner Schreibstube erklingen ließ?.... Polype!..... ach! ach! aber mit Polype werde ich die Stimmen aller Kramläden haben, mein Freund!...."

„Gewiß, gewiß," unterbrach ihn Durandin, der, je mehr sich Du Chesnel ereiferte, desto kälter wurde, „man weiß das."

„Nun denn?"

„Nun denn, Polype leiht gegen dreißig Prozent auf hundert. Das ist kein Grund, daß er Dir gratis dienen soll."

Du Chesnels Begeisterung legte sich.

„Das ist richtig," murmelte er, „allein da er Dein Client ist, dachte ich...."

„Natürlich.... Ich begreife Dich ganz wohl.... Denke nicht mehr daran, mein Junge."

Du Chesnel schob seinen Arm unter den des Sachwalters.

„Im Gegentheil," sagte er, „denken wir Beide daran.... Das ist ein Geschäft.... Ich werde Dir königlich Deine Mühe und Besorgung bezahlen, wie Ihr in Euren verteufelten Rechnungen sagt.... Mit Geld könnte man aus Polype machen, was man will, nicht wahr?"

„Unstreitig," antwortete Durandin.

„Das ist herrlich.... Ich habe kein Geld.... Aber .... Ei, zum Henker, siehst Du, man muß sich aussprechen!.... Polype muß doch auch eine schwache, eine verwundbare Seite haben.... Man hält ihn für einen Weiberfreund."

„Pust!" machte Durandin, „Gelegenheit zu einem Vaudeville, mein Kleiner!.... Du solltest anfangen, Dir das abzugewöhnen...."

Du Chesnel machte eine ungeduldige Geberde.

„Ich frage Dich, ob er die Weiber liebt," sagte er.

„Ei, gewiß.... Sechs Monate lang hat er Bathilden wöchentlich dreitausend Franken gegeben...."

„Hundertvierundvierzigtausend Franken jährlich!" murmelte Du Chesnel.

„Richtig.... Jetzt leiht er ihr auf Pfand gegen fünf Prozent für hundert monatlich.... das macht sechzig auf hundert jährlich.... das Doppelte seiner gewöhnlichen Taxe.... Er bringt sich's wieder ein!"

„Er thut wohl.... Was für eine Maitresse hat er jetzt?"

Durandin betrachtete den Diplomaten mit abgefeimter durchtriebener Miene.

„Mein alter Leon," sagte er, „Du bist wie jene Bauern, die beim Regierungsfest auf den gabenbehängten Mast hinaufzuklettern versuchen.... heiße nun die Regierung eine Stuart'sche oder Cromwell'sche.... dreißig

Mal schlüpfen besagte Bauern an dem seifenbeschmierten Stamm hinauf und fallen dreißig Mal hart zu Boden .... aber sie rutschen immer wieder hinauf."

„Das ist das einzige Mittel, die silberne Uhr zu gewinnen," entgegnete Du Chesnel.

„Du," fuhr Durandin fort, „Du hast schon dreißig Mal in Deinem Leben sehen können, daß die Frauenleiter ein mit Seife beschmierter, gabenbehängter Mast ist:... Du bist hinaufgekrochen, Du bist gefallen, aber Du willst wieder hinauf."

„Allerliebst! Aber wer ist jetzt Polype's Maitresse?"

„Du willst sie unterjochen?"

„Vielleicht."

„Ihren Nacken unter Deine Gesetze beugen?"

„Nur zu!"

„Sie an Deinen Wagen fesseln?"

„Es ist erlaubt, den Versuch zu wagen...."

„Nein," sagte lachend Durandin; „das ist förmlich verboten.... Polype ist Wittwer.... Benito, die Tänzerin, ist erst kürzlich nach Petersburg abgereist."

Sie waren bis zur Treppe in Du Chesnels Hause gelangt.

Dieser ergriff die Hand des Sachwalters und drückte sie ihm heftig.

„Ach! Benito ist nach Rußland abgereist!" sagte er; „das ist was Anderes.... Wohlan, mein Sohn, jetzt werde ich Deputirter!"

„Versteh nicht" erwiederte Durandin.

„Was Teufel!" rief Du Chesnel, „ein oder zwei Monate anwenden, um die Wahlbehörde eines Bezirks zu bearbeiten, das kostet keine hundertvierundvierzigtausend Franken."

„Für Dich und mich doch.... Du zahlst die Stimme mit einigen Louisd'ors!.... Aber Polype kostet das nicht fünfzig Centimes, er braucht nur zu sprechen."

„So mein' ich es auch.... und weil er doch hundertvierundvierzigtausend Franken gegeben hat...."

„Das liegt Dir am Herzen!" unterbrach ihn Durandin; „das Unglück ist nur, daß Du nicht ein hübsches Weib bist."

Du Chesnel hatte geläutet. Man kam zu öffnen. Sie traten ein.

„Komm hier durch," sagte Du Chesnel, „und mach' kein Geräusch."

Durandin folgte ihm. Sie traten in Du Chesnels Kabinet, in welchem ein schöner Schreibtisch von Palisanderholz stand, an den sich der Diplomat zwar nicht oft setzte.

„Wir sind immer noch Freunde, wie ehemals?" hob der Letztere mit an sich gehaltener Stimme an.

„Wozu diese Frage?" wollte Durandin antworten.

„Leiser!" fiel ihm Du Chesnel ins Wort, „wir sind vortreffliche Freunde.... alte Freunde, und ich weiß wohl, daß ich auf Dich zählen kann. Ueberdieß hast Du das Gedächtniß eines Geschäftsmannes und kannst somit einen Umstand nicht vergessen haben, der uns nöthigt, bis auf einen gewissen Punkt in gutem Einverständniß zu leben.... ich will nämlich von der lustigen Nacht sprechen, welche wir kommenden Carneval vor sieben Jahren im Wirthshause zum wilden Mann mit einander zugebracht...."

„Wie zum Teufel kommst Du nun wieder auf das?" sagte der Sachwalter, dessen joviales Lächeln sich einigermaßen verlor.

„Das kommt mir oft zu Sinn," antwortete der Diplomat mit einem Tone, leichtfertig und schneidend zugleich.

„Sollte man nicht meinen, Du drohest mir...." murmelte Durandin.

„Nicht im Geringsten!.... Nur.... und Du wirst das vollkommen begreifen.... bin ich in einer Lage, um üble Nachreden fürchten zu müssen.... und die Welt nimmt gewisse Gerüchte so gern auf! Es wäre mir gar nicht lieb, irgend eines schönen Tages um mich herum

flüstern zu hören: Das ist der Vicomte Leon du Chesnel, welcher. .. den.... Du verstehst mich wohl?"

„Nein," erwiederte der Sachwalter.

„Das wird schon kommen.... aber unterdessen höre, wohin der Anfang meiner Rede zielt. Was unter uns gesprochen und vorgehen wird, bleibe Geheimniß."

„Wie Du willst."

„Ein unverbrüchliches Geheimniß," fügte Du Chesnel hinzu, der die Brauen runzelte und dem Sachwalter fest in's Gesicht schaute.

Dieser durchschritt unruhigen Blickes das Zimmer.

Du Chesnel faßte ihn bei der Hand und drückte sie ihm treuherzig, indem er plötzlich die Miene änderte.

„Das ist ausgemacht!" fuhr er lustig fort, während er jedoch immer leise sprach. „Kommen wir zur Sache. Man muß Herrn Polype eine Maitresse geben."

„Und nachher?" sagte Durandin, der auf eine furchtbare Entdeckung gefaßt war.

„Das ist Alles," antwortete Du Chesnel.

Der Sachwalter blieb einen Augenblick schweigend.

„Das kann angehn," entgegnete er endlich mit kundiger Miene, aber es ist ein Glücksspiel.... Zähl Dir's ein wenig an den Fingern ab: erstlich brauchte es dazu eine hingebungsvolle Frau, zweitens eine gewandte Frau, drittens eine hübsche, viertens eine modische, fünftens...."

„Ich habe Besseres als das," sagte Du Chesnel.

„Ah! bah!"

„Ich besitze einen Schatz...."

„Ist sie Schauspielerin?"

„Nein."

„Ist sie Virtuosin?"

„Pah!...."

„Italiänische Prinzessin?"

„Geh mir!"

„Was ist sie?"

Du Chesnel öffnete den Mund, aber er sprach nicht.

Seine Lippen bewegten sich in nervösem Zittern und seine Augenlider zuckten.

„Sie ist schön, wie ein Engel," murmelte er nach einigem Schweigen „und rein wie...."

Durandin brach in ein Gelächter aus.

Der Diplomat schloß ihm den Mund mit zorniger Geberde.

„Ja rein," fuhr er mit einer Stimme fort, die eine leise Klage auszuhauchen schien; „rein nnd edel!"

„Meinetwegen!" sagte der Sachwalter, „das ist das Wenigste.... Aber sprechen wir von ihrem Gesicht. Polype ist wunderlich...."

„Hab ich Dir nicht gesagt, sie sei schön, wie ein Engel?"

„Doch, aber ich habe noch nie einen Engel gesehn."

Mit einer gewissen Heftigkeit ergriff ihn Du Chesnel beim Arm und zog ihn gegen das andere Ende des Kabinets, wo sich eine Thüre öffnete, hinter welcher ein Vorhang niederfiel.

Du Chesnel hob sachte die Falten desselben und wies mit dem Finger auf die am Fenster sitzende Charlotte.

Durandin erstickte einen Schrei der Bewunderung.

Charlotte wandte ihnen beinahe den Rücken, allein zwischen den Locken ihrer braunen Haare hindurch erblickte man die ausgezeichnet schönen Linien ihres halbverhüllten Profils. Die Erwartung legte, ich weiß nicht welch ungewöhnliches Schmachten auf die lebensvolle Anmuth ihrer Gestalt. Man errieth ihren Blick an der kühnen Bogenlinie ihrer Wimpern.

Ihre Haltung hatte einen ungekünstelten Zauber. Unbeweglich und leicht vorwärts geneigt, schien sie zwischen den dunkeln Mousselinvorhängen, die ihre Haare berührten, wie der unbestimmte Schattenriß, den man sieht, wenn man Abends die Augen schließt und der lächelnd unsern ersten Schlummer wiegt.

Du Chesnel ließ den Vorhang niederfallen.

„Ah!" .... machte Durandin mit einem langen Athemzug.

Du Chesnel schloß geräuschlos die beiden Flügelthüren und führte den Sachwalter wieder auf die andere Seite des Kabinets.

Du Chesnel war blaß. Auf seiner Stirn lagen Schweißtropfen.

Durandin und er setzten sich zu einander hin.

Der Sachwalter spähte verstohlen die wachsende Aufregung Du Chesnels aus.

Beide blieben stumm.

„Sie ist schön. nicht wahr?" sagte endlich der Diplomat mit erstickter Stimme.

„Entzückend!" antwortete Durandin.

Neues Schweigen.

„Ach, beim Teufel! ja!" hob der Sachwalter nach einer Minute wieder an; „Polype versteht sich darauf.... Mit dieser Fee könnte man ihn zum sanften Lamme umschaffen."

„Es ist meine Frau," sagte Du Chesnel.

„Ah!..." machte wieder Durandin.

Dann fügte er hinzu:

„Ich dachte so was... aber..."

„Aber man muß doch zum Ziele kommen!" sagte ganz leise Du Chesnel, dessen verstörte Züge eine wahre Qual ausdrückten.

Der Sachwalter legte die Hände auf seinen dicken Bauch, drehte die Daumen und schaute zur Zimmerdecke hinauf.

„Meiner Treu," sagte er, „mein alter Leon, so viel ist gewiß, daß ich Madame Durandin für jeden Preis verkaufen würde... Es ist wahrscheinlich, daß ich sie für Nichts gäbe... Es ist möglich, daß ich sogar eine anständige Prämie für den aussetzen würde, der die Mühe nähme, sie mir zu entführen... Wenn ich aber ein Weibchen, wie das Deinige, hätte..."

„So würdest Du es lieben, nicht wahr?"

„Ich wäre wohl fähig dazu."

„Ich liebe sie!"

Während Du Chesnel diese Worte aussprach, strich er sich mit der flachen Hand über die Stirne.

„Aber Nichts gelingt mir!" hob er wieder an; „ich habe Unglück . . . Jeder Tag verschlimmert meine Lage . . . meine Gläubiger verlieren die Geduld . . . ich habe ein Bein in der Grube . . . Ich muß mich wieder erheben."

„Ich sage nicht nein," brummte Durandin zwischen den Zähnen; „aber es ist hart!"

„Ich muß mich wieder erheben!" wiederholte Du Chesnel, die Faust ballend; „um jeden Preis!"

„Gut . . . das geht Dich an," folgerte der theilnahmlose Durandin.

„Höre!" rief Du Chesnel; „ein solches Weib zu Grunde richten, heißt seine Seele Satan verpfänden . . . Sie ist noch besser, als sie schön ist . . . ihr anmuthiger, lebhafter Geist bringt unvermuthet die launigsten Einfälle, welche die Langeweile verscheuchen und die Traurigkeit unterdrücken . . . ihr Lächeln macht glücklich. Sie ist liebevoll, sie ist ergeben . . . nie hat ihr Mund eine Lüge gesprochen . . . Mein Glück und mein Heil gedenke ich diesem Manne zu verkaufen."

Durandin drehte die Daumen.

„Prüfe Dich," sagte er.

„Ich habe Lust, mich zu tödten!" murmelte Du Chesnel, dessen gewöhnlich so kaltes und vor der Zeit welkes Gesicht eine wilde Verzweiflung ausdrückte.

„Was das betrifft," entgegnete Durandin, „bin ich nicht bei der Partie. . . . Eigentlich, wenn Dir das Geschäft gelingen und Du Deputirter werden solltest..."

Du Chesnel erbebte, seine Stirn erheiterte sich. Sein Mund nahm wieder einen sceptischen, kalten Ausdruck an.

„Deputirter," wiederholte er; „Narr, der ich bin! Ich habe Momente, wo ich nicht viel besser bin, als ein weinender Schulbube! . . . Deputirter! . . . ja, ja. Die Kammer! das ist der große Weg; dazu muß ich's bringen. . . . Was liegt mir am Uebrigen!"

„Es kommt ganz auf den Geschmack an," sagte der Sachwalter; „es gibt Leute, für die das Uebrige Alles ist."

„Dummköpfe ... Nur weil ich unglücklich bin, hänge ich an solchen Lappereien des Herzens ... Das Bedürfniß verderbt den Geschmack an der Sache... Wenn man immer nach einigen elenden Louisd'or laufen muß, sehnt man sich nach Ruhe; es ist Einem überall so unbehaglich, daß man sich bei seiner Frau fast wohl befindet... Ach! ich kenne das! Die Liebe ist der Nachtisch der Lumpen! ... Ein wenig Luxus, ein wenig Macht, und ich verlache mein dummes Schmachten. Ich würde mich bemitleiden. Gott verzeihe mir, wenn man nicht bei Zeiten dazu thäte, so würde man es zuletzt dahin bringen, die Grabschrift des Gewürzkrämers an der Ecke zu verdienen: Er war ein guter Gatte, ein guter Vater, u. s. f. u. s. f...."

Du Chesnel sprach ungemein geläufig. Man hätte glauben sollen, er suche sich selbst zu betäuben.

Der Sachwalter drehte die Daumen und lächelte, zur Decke hinaufschauend.

„Deputirter!" hob Du Chesnel wieder an; „ist das nicht ein kleines Opfer werth?... Ha! Du sollst sehen, Durandin, was ich aus meiner Kugel machen werde!... Ich werde nicht mehr bitten, ich werde befehlen! Ich werde mich furchtbar machen, damit man mich hätschelt. Ich werde geschickte Wendungen machen, kokett den Unwilligen spielen. Nichts für Nichts!... Ich brauche meine Stimme, alle Wetter! für hunderttausend Pfund Einkünfte!"

„Das ist viel..."

„Das ist wie Nichts! .. Pensionen, Stellen, kleine fette Bissen, ohne des Budgetfraßes zu erwähnen.... Wenn ich sage hunderttausend Franken, so will ich auch fünfzigtausend Thaler!"

„Und ich?" fragte kalt der Sachwalter.

„Du? Ich lasse Deinen Neffen Stipendien bewilligen.“

„Ich habe keine Neffen.“

„Ein Patent für Tabaksverkauf...*)“

„Ich habe keine Basen.“

„Das Ehrenkreuz...“

„Das brächte nur meinem Schreiber Profit.“

„Eine Stelle...“

„Mehrere Stellen...“

„So viel Du willst!“

„Und fünfzehn auf hundert von dem Benefiz der Parlamentssitzungen.“

Du Chesnel zögerte.

„Das ließe sich hören,“ sagte er.

„Du würdest doppelte Bücher führen, mein alter Leon. Es gibt verwickeltere Geschäfte, als das eines Stimmgebers.“

„Wohlan, es sei,“ antwortete Du Chesnel.

Durandin stand auf.

„Topp!“ sagte er, die Hand des Diplomaten ergreifend; „morgen werde ich Dich dem Herrn Polype vorstellen.“

. . . .

Charlotte wartete immer, am Fenster sitzend.

Ein Kuß Du Chesnels weckte sie aus ihrer Träumerei.

„Wie Sie gezögert haben, Leon!“ sagte sie.

„Sie dürfen mich nicht anklagen,“ antwortete Du Chesnel lächelnd; „ich beschäftigte mich mit Ihnen.“

---

*) Bekanntlich ist in Frankreich der Tabak Staatsmonopol und kann also bloß von eigens dazu patentirten Krämern oder Krämerinnen bezogen werden. A. d. Ueb.

7.

Herzog und Herzogin.

Der Herzog von Compans bewohnte, wie wir schon gesagt, das kleine Hotel Maillepré, das unter Ludwig **XV.** von dem Herzog Raoul erbaut wurde und in der Vorstadt Saint-Honoré lag.

In derselben Stunde, wo Herr Williams im Marais den Code civil durchblätterte, überließ sich der Herzog von Maillepré, in einem weichen Lehnstuhl, der in der Ecke eines prächtigen Kamins mit Rococo-Sculpturen, stand, gerade der gleichen Beschäftigung.

Und, welch sonderbare Sympathie! genau bei dem Titel „Von Abwesenden" fand sich auch das Gesetzbuch des Herzogs von Compans aufgeschlagen.

Und weiter lag auf einer Ecke des Schreibtisches des Herrn Herzogs eine sorgfältig abgefaßte Ausfertigung jenes Urtheils des Seinetribunals, welches ihm die bestimmte Zusicherung für Besitznahme des Maillepré'schen Nachlasses gab.

Solchergestalt begegneten sich nun der Herzog und Herr Williams, Schöngeister oder nicht, auf eine Art, ohne alle Verbindung und Beziehung.

Man darf zwar behaupten, daß, wenn sie sich auch mit der nämlichen Angelegenheit beschäftigten, es doch nicht für den nämlichen Zweck geschah.

In einer Vertiefung saß an einem kleinen Tische ein Mann zwischen zwei Altern, halb kahl, mit gelben Wangen und rother Nase, den Mund mit einem gemeinen Lächeln einwärts gezogen, mit tiefliegenden, mißtrauischen Augen, die furchtsame Katzenblicke schleuderten, und einer demüthigen und dennoch pedantischen Haltung. Man hätte glauben sollen, einen Professor zu sehen, der eben die Peitsche gefühlt hat.

Diese Person, welche seit Kurzem bei dem Herzog

war, versah den Dienst, dessen Titel Herr Burot trug. Er war Sekretär. Das verhinderte ihn jedoch nicht, unter der Direktion des Herrn Burot, seines eigentlichen Patrons, zu bleiben, der ihn mit ziemlich wenig Ceremonie behandelte und keine Rücksicht auf sein schwarzes, abgetragenes Kleid, seine klassische Manier, zu sprechen, und seine Physiognomie eines abgedankten Schulfuchses nahm.

Er schien fünfunddreißig bis vierzig Jahre alt und gab allen seinen Bewegungen das Ansehen einer bedächtlichen Langsamkeit.

Der Herzog hatte beträchtlich gealtert. Die Runzeln seiner Stirne waren übermäßig tief geworden und andere hatten starke Einschnitte in seine Backen längs den Nasenflügeln und den Mundwinkeln gemacht. Seine stark ausgeprägten Züge, deren Zeichnung für den Ausdruck eines kräftigen, unbeugsamen Willens gemacht schien, waren einigermaßen schlaff geworden.

In dieser frühen Morgenstunde, wo der tägliche Künstler seiner Toilette noch nicht versucht hatte, die allzu sichtlichen Spuren einer frühen Abgelebtheit zu verdecken, hätte man ihn für einen Greis halten können.

Seine faltenvolle gelbe Wange hatte hie und da bläuliche Flecken, eine matte Bleifarbe lagerte auf seinem vom Haare entblößten Schädel. Die Nerven seines Angesichtes zuckten häufig und schmerzhaft zusammen.

Seine breite Gestalt war so gebogen, daß sie hinfällig schien; seine haarige Hand, an welcher prächtige Ringe glänzten, war von krankhafter Bläße; seine ganze Person bot mit einem Wort einen schwächlichen, dürftigen Anblick, welcher seltsam gegen seine mächtige Schulterbreite abstach.

Es konnte nicht das Alter sein, was mit so drückendem Gewichte auf dieser kräftigen Natur lastete. Nur sieben Jahre trennen uns von jenem Abend, an welchem wir in den Gärten des Palais-Royal seine fast athletische Kraft zeigten.



Um sich diesen raschen Verfall zu erklären, mußte man auf irgend eine heftige Krankheit oder den Angriff eines andauernden, moralischen Leidens schließen.

Für die Welt war übrigens diese Veränderung bei Weitem nicht so auffallend. Die Außenwelt sah den Herrn Herzog nicht im Deshabillé.

Gegen Mittag warf er seinen Schlafrock ab und überließ sich den Händen eines Perrückenmachers, der ihm wieder das Gesicht eines Mannes, von schwarzen Haaren umwallt, gab. Das währte lange: es gab viel Arbeit. Nach dem Perrückenmacher kam der Kammerdiener, ein geschickter Künstler, der diese schlaffe Gestalt auszustopfen und der eingesunkenen Brustwand Wölbung zu geben wußte. Das währte wieder sehr lange, denn der Herr Herzog trug einen eben so großen Lumpenvorrath bei sich, wie eine Kokette, die in ihr vierzigstes Jahr hinein galloppirt.

Aber zuletzt berechnet man die wohlangewandte Zeit nicht. Mit Hülfe solcher kunstfertiger Bemühungen konnte der Herzog um die Stunde des Diners, also hübsch ausgestattet und mit einer künstlich verfertigten Perrücke versehen, bei Kurzsichtigen für einen Mann von fünfzig Jahren gelten.

Das diente ihm, den Stachel seiner Eigenliebe in seiner Rolle eines trägen Verführers abzustumpfen.

Wir nennen einen trägen Verführer jeden Lovelace, der, um ein Wild zu erlegen, dem Andere zu Fuße, ohne Hörnerschall und so heimlich als sie können, nachlaufen, eine Koppel Hunde und Jägerbursche braucht.

Der Herzog war ein fürchterlicher Jäger. Burot hatte die guten Eigenschaften eines Leithundes. Sie hatten, Einer dem Andern helfend, in ihrem Leben höchst namhafte Heldenthaten ausgeführt.

Diesen Tag nun schien der Herzog keineswegs aufgelegt, sich mit verliebten Tändeleien zu beschäftigen. Ohne darauf zu achten, trug er heute in ihrer ganzen epischen Häßlichkeit das Runzelige, Abgespannte, Matte,

Entkräftete, Zerbrochene, Uebersättigte, Entmuthigte, Bittere, Verworfene, Zurückstoßende des alten, vom Vergnügen besiegten Satyrs.

Er zeigte sich, wie er war, als schwankende, besudelte Ruine, als ein wankendes Trümmerwerk, welchem jener schöne Heiligenschein fehlt, welcher Achtung für alte Männer und alte Sachen gebietet.

Er folgte den Texten des Gesetzes mit merkwürdigem Interesse, von Zeit zu Zeit hob er den Code auf, um den zu studirenden Artikel seinen tiefliegenden, matten Augen näher zu bringen.

„Das ist Alles sehr bestimmt," sagte er endlich; „ich hab' es hundertmal durchgelesen, aber man kann sich nie genug von seinem guten Rechte überzeugen ... In vierzehn Tagen wird es dreißig Jahre ... Damit wird Alles gesagt sein ... Herr Denisart!"

Der in der Fenstervertiefung sitzende Mann stand auf und machte eine speichelleckerische Verbeugung.

Ach! es war wirklich Denisart! Der mächtige Philosoph, der großmüthige Schriftsteller, der sich die hohe Aufgabe gestellt, mit dem Bettler den letzten Heller des Elendes zu theilen, war so weit gesunken! Der künftige Oberredakteur des **Proletariers** diente einem Aristokraten, oder vielmehr dem Diener eines Aristokraten, denn Denisart stand unter den Befehlen des Herrn Burot!

Ach! nochmals! aber Ihr wißt es wohl, es ist immer so: der Erste, welcher eine Brandassekuranz errichten wollte, starb im Hospital; der, welcher die Omnibus erfand, nahm kein besseres Ende. Jede große Idee tödtet ihren Urheber und bringt erst einer Armee untergeordneter Spekulanten Nutzen.

Wer dürfte sagen, daß Denisarts Idee nicht in der Jetztzeit Millionen werth ist?

Sie ist nach allen Richtungen ausgebeutet. Und warum ist uns nicht erlaubt, hier die Dinge bei ihrem Namen zu nennen!...

In industrieller Hinsicht ist sie bis zum Meuchelmorde auseinandergesetzt; in philantropischer übersteigt sie die Gränzen der kühnsten Komödie; literarisch häuft sie Koth auf Schande, und so viel Koth auf so viel Schande, daß sie sich ein ihrer würdiges Fußgestell erbaut hat, auf welchem die erschrockene Menge sie thronen und schmählich in ihrem monstruösen Triumph zerfallen sieht...

Um nun zur Verwirklichung seiner Idee zu gelangen, war Denisart so tief heruntergestiegen. Er kannte die Literatur und wußte eine Menge historischer Beispiele von großen Männern, die sich dienstbar machen, um den günstigen Augenblick zu erwarten.

Brutus küßte den Boden. Denisart hätte bei Gelegenheit gewiß noch mehr gethan.

Wohlverstanden wollen wir aber Denisart weit über Brutus stellen, welcher sich endlich darauf beschränkte, einen Tyrannen zu tödten, und keinen Gedanken hatte, ein ganzes Volk zu vergiften ....

„Herr Denisart,“ sagte der Herzog, „Sie kennen die Geschäfte hinlänglich .... Sie wissen, daß ich nach Recht und Gesetz die Güter des Hauses von Maillepré-Maillepré besitze, dessen einziger Erbe ich bin.... Sie wissen, daß der Herr Marquis von Maillepré, mit einer Thatsache bekannt, die, in meiner Stellung mich einigermaßen in seine Gewalt gibt, dieses mißbraucht und mich gezwungen hat, ihn ausdrücklich als meinen Vetter anzuerkennen.“

„Ach, Herr Herzog!“ unterbrach ihn Denisart, „ich kenne ihr Geheimniß nicht .... Aber ich bin überzeugt, daß es das eines edeln Herzens und eines vorwurfsfreien Mannes ist! ....“

„Sehr wohl, Herr Denisart .... Sie haben Recht .... Aber der Zeitpunkt der Verjährung rückt heran .... In vierzehn Tagen wird der Herr Marquis, dessen Beweisstücke bis jetzt nicht von solcher Natur sind, daß sie auf rechtmäßige Weise die vorgeschrie-

bene Verjährung unterbrechen könnten, nicht mehr zulässig sein .... Nach vierzehn Tagen habe ich, die Rückkehr meines Herrn Vetters, des Herzogs Johann von Marllepré vorbehalten, welcher vielleicht seit mehr denn vierzig Jahren todt und mehr als todt ist, durchaus Nichts mehr zu fürchten. Aber vierzehn Tage, Herr Denisart! ....“

„Wenn ich meine Meinung vor dem Herrn Herzog aussprechen dürfte, so würde ich ihm sagen, daß in vierzehn Tagen noch viele Intriguen gesponnen werden können ....“

Der Herzog schaute ihm starr in's Gesicht. Denisart verneigte sich und schlug die Augen nieder ....

„Burot hat mir gesagt, daß Sie ein vertrauter Mann wären, Herr Denisart,“ entgegnete der Herzog.

Denisart verneigte sich wieder.

„Und überdieß hat er mir gesagt,“ fuhr der Herzog fort, „daß Sie große Lust hätten, eine gewisse Summe zu verdienen ....“

„Ach, Herr Herzog ....“ fing nun Denisart an.

„Sie haben ohne Zweifel eine Familie zu ernähren? ....“

„Eine Idee, Herr Herzog! ich habe eine Idee .... und die ist schwerer zu nähren, als fünf Kinder ....“

Der Herzog lächelte in seinen Runzeln.

„Wohlan, Herr Denisart,“ sagte er, „mein angeblicher Vetter ist ein junger Narr, unbesonnen, ohne Vorsicht.... Ein sachverständiger Mann, wie Sie zu sein es scheinen, würde sich leicht bei ihm einschmeicheln .... und .... meiner Treu, Herr Denisart, Sie würden mit der Belohnung zufrieden sein....“

Denisart erbleichte und schaute erschrocken drein.

„Ich hatte nicht die Ehre, den Herrn Herzog zu verstehen,“ murmelte er.

„So werde ich vergessen haben, mich klar auszudrücken,“ sagte dieser Letztere, „es handelt sich um einen Gewaltsstreich....“

Der Herzog hielt inne. Denisart glaubte fest, man werde einen Mord von ihm verlangen.

Nun aber hatte Denisart nicht die Eigenschaften eines Bravo. Er fing an, an allen Gliedern zu zittern.

Der Herzog fuhr fort:

„Mein angeblicher Verwandter weiß, ich bin es überzeugt, so gut, als ich, woran wir sind .... Er hat seine Advokaten wie ich die meinigen habe .... Ich fürchte irgend einen Streich seines Gewerbes von ihm.... Zudem habe ich erfahren, daß ein Anonymus, der seinen Namen sorgfältig verbirgt, Schritte gethan und oberflächlich im Kabinet einer hohen Magistratsperson angekündigt habe, daß die Familie von Maillepré-Maillepré seiner Zeit und an seinem Orte kommen würde; ihr Erbgut zu fordern .... Alles das, Sie verstehen mich wohl, kommt aus dergleichen Quelle.... Es ist mein Vetter.... Wohlan Herr Denisart, mein Vetter muß irgendwo, entweder auf seinem Leibe oder in seiner Wohnung, eine gewisse Brieftasche von rothem Saffian haben. Diese Brieftasche sollte in meinen Besitz kommen.“

Denisart athmete wieder auf. Dann ergriff ihn nach einigem Nachsinnen eine hehre Bewegung der Entrüstung.

„Herr Herzog,“ sagte er, seine magere Gestalt aufrichtend, „das erwartete ich nicht .... das konnte ich nicht erwarten. Unstreitig ist meine Stellung eine sehr niedrige, aber ich habe bessere Tage gesehen .... ich habe beim Unterricht ehrenvolle Stellen bekleidet.... und es ist sehr peinlich für einen Mann meines Schlages ....“

Der Herzog betrachtete ihn mit gerunzelter Stirne. Er bereute, sich ausgesprochen zu haben.

Denisart fuhr fort:

„Ein Mann, dessen ernsthafte Studien zum Wohl der Menschheit ihn augenscheinlich zu einer glänzendern Bestimmung berufen ....“

„Ich hatte Sie falsch beurtheilt, mein Herr,“ fiel ihm der Herzog trocken ins Wort .... sprechen wir weiter nicht davon.“

„Doch! doch.“ sagte lebhaft Denisart, der plötzlich einen andern Ton anschlug; „es ist gewiß, Herr Herzog, daß, von mir aus, ich mich mit dem nicht befassen kann.... Aber ich besorge ihre Angelegenheit.... ich nehme sie in Bausch und Bogen auf mich .... In achtundvierzig Stunden werde ich Ihnen Nachricht geben.“

Der Herzog legte einen Finger auf seinen Mund.

„Wenn ich dabei compromittirt werde,“ murmelte er, „so können Sie auf's Bagno zählen .... bringen Sie mir aber die Brieftasche, so sollen Sie tausend Thaler haben.... Rufen Sie meinen Kammerdiener.“

Denisart sah die versprochenen dreitausend Franken in Gestalt einer unzuberechnenden Zahl von Lieferungen in Fünfcentimesstückchen vor seinen Augen vorüberziehen.

Seine Idee erschien ihm verwirklicht.

Er war geblendet. Als er hinausging, öffnete Herr Burot die Thüre des Vorzimmers, welches sich alsobald mit einem tüchtigen Taback- und Cognacgeruch anfüllte.

Herr Burot klopfte Denisart auf die Schultern.

„Wir führen es diese Nacht aus, mein Schätzchen, sagte er; „Strickleiter, Pförtchen, Dietrich .... Alles, wie es nur in Venedig sein kann.... Ein vollständiger Roman.... Ich hole Dich!“ . . . .

Die Frau Herzogin von Compans-Maillepré machte sich viel früher an ihre Toilette als ihr Gemahl. Sie mußte mit äußerster Pünktlichkeit besorgt werden und ihre Kammerfrau verrichtete das Amt mit nicht weniger Kunstfertigkeit als der Kammerdiener des Herrn Herzogs das seine.

Im strengsten Sinn genommen, war sie vier oder fünf Stunden nach ihrem Aufstehen immer noch eine sehr schöne Frau. Sie mochte nun vierzig Jahr alt sein, wie Lea Berin es behauptete, oder nur dreiunddreißig; wie sie vorzugeben sich gefiel, das war jedenfalls so

ziemlich gleich. Schön zu sein genügt und die, welche durch ein reizendes Lächeln die über ihre Geburt gezogenen Schlüsse beantworten kann, hat Nichts zu fürchten.

Das Uebel ist, nicht mehr schön zu sein. Pfui! was soll man denn vom Alter sprechen! Die erste Runzel, die muß man bedauern oder verspotten, komme sie dann im zwanzigsten oder im vierzigsten Jahre.

Wir sprechen da nicht eben von der Frau Herzogin, welche ihre erste, ihre zweite und gewiß auch ihre dritte Runzel schon hatte. Es ist nur ein Schnippchen, das wir im Vorbeigehen den rasenden Liebhabern der Schönheit des Teufels schlagen, jenen wackern Leuten, welche gern schallende Küsse auf rothe Backen, drücken, und wenn auch diese Backen durch eine Stumpfnase von einander getrennt sind und ein Wurstmaul überwölben.

Und endlich waren es doch wirklich zwanzig Jahre, wo nicht mehr, seit Henriette Masson Frau Herzogin von Maillepré geworden.

Henriette Masson war die Tochter eines Kanzleischreibers des Seinetribunals.

Der Name war kein glänzender. Die Stellung hatte Nichts, das einen jungen reichen Herrn, der einen bedeutenden Rang unter den Höflingen des Kaiserreichs einnahm, hätte anlocken können.

Aber Henriette war bewunderungswürdig schön und man sagte sich, daß Vater Masson, so gering auch sein Einfluß sein konnte, bei einem gewissen Urtheil des Seinetribunals, bei welchem Niemand Einsprüche gethan, das aber in einem gewissen Punkt die kürzlich veröffentlichten Gesetzesartikel des Code Napoleon verletzte, nicht unbetheiligt geblieben war.

Das Urtheil datirte sich, es ist wahr, von 1803, und der Herzog von Compans heiratete Henriette erst 1810; allein man behauptete, daß mit dem guten Kanzlisten für seine gefälligen Dienstleistungen ein gegenseitiger Vertrag abgeschlossen worden sei.

Es ist Thatsache, daß Henriette bei ihrer Vermäh-

lung erst sechszehn Jahr alt war. Man hätte die Heirat unmöglich um Vieles vorrücken können.

Eine zweite Thatsache ist, daß das fragliche Urtheil in Erwägung der Abwesenheit des Herzogs Johann, achtzehn Jahre nach der Abreise dieses Letztern, dem Herrn von Compans die Besitznahme der Maillepré'schen Güter des Bestimmtesten zusicherte. Nun aber bestimmt der Code Napoleon eine Frist von fünfunddreißig Jahren, nicht vom Tage der Abreise, sondern vom Tage des Verschwindens oder der letzten Nachrichten an.

Der Irrthum war jedenfalls ein bedeutender.

Man hätte zwar hierauf antworten können, daß es unter dem Kaiserreich dringend nothwendig war, die Vermögensangelegenheiten bestmöglichst zu ordnen, und daß es nach so vielen Erschütterungen, die in Alles eine gewisse Verwirrung gebracht, gefährlich gewesen wäre, auf unermeßlichen Domänen, welche durch die Familie des Herrn von Compan's vor revolutionärer Zerstückelung bewahrt wurden, die schädliche Ungewißheit lasten zu lassen, welche eine erklärte Abwesenheit immer nach sich zieht.

Zuverläßig ist, daß Herr von Compan's durch Napoleon mit dem Titel der Maillepré belehnt wurde, daß er bei Hofe viel galt, daß er mehr als fünfmalhunderttausend Pfund Einkünfte hatte und daß er die Tochter eines Kanzleischreibers heiratete, der Masson hieß.

Der Herzog war damals höchstens dreißig. Er hatte schon zu Anfang des Kaiserreichs die verloren, welche er Vater und Mutter nannte. Er war ein hübscher Cavalier, glücklich bei den Frauen, deren Männer an den Gränzen Lorbeern ernteten; er genoß sein Vermögen als Lebemann, war ehrgeizig, wie er ohne seine halbe Million Einkünfte habsüchtig gewesen wäre.

Henriette, die war eine kleine Bürgerin, deren Moral nicht aus dem gewöhnlichen Gleise ging. Sie war ziemlich geistreich und besaß kein schlechtes Herz. Sie schlimmer oder besser machen wollen, hieße die Wahrheit übertreten.

Hundert gegen Eins dürfte man wetten, daß Henriette Masson, an einen Kollegen ihres Vaters verheiratet, den Stolz der ganzen Kanzlistenwelt ausgemacht hätte. Dorthin hätte sie gehört. Sie hätte ihren Weg ungehindert und ohne zu straucheln verfolgt, weil es auf der geebneten Straße bescheidenen Wohlstandes keinen Stein des Anstoßes gibt.

Aber es brauchte Kopf und Herz, viel Kopf und viel Herz, um beim Sprunge vom gewichsten Boden eines ärmlichen Zimmers auf die dichten Teppiche eines herzoglichen Hotels nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Henriette war von diesem neuen Glanze ein wenig betäubt, aber Anfangs war die Liebe ihr Stützpunkt und ihre Aegide. Sie liebte ihren Gatten leidenschaftlich, und auch der Herzog zeigte sich seinerseits ganz närrisch für sie eingenommen. Es war in der That ein allerliebster Haushalt.

Der Herzog war ein Mann ohne Grundsätze, von kaltem Herzen, dessen Philosophie hienieden nur Wohlleben oder Vergnügen sah. Die Herzogin ging nicht so weit, weil sie keine vollendete Theorie besaß, ihre beschränkte Erziehung hatte hierin etwas Finsterniß in ihrem Geist zurückgelassen. Man kann sich denken, daß ein solchergestalt ausgestattetes Paar tausend Keime der Zwietracht in sich trug, wie sehr sie auch in den ersten Zeiten ihrer Ehe Geschmack an einander fanden.

Und dann sind ohne Zweifel solche Dinge schwierig zu berühren, aber es ist Pflicht eines Schriftstellers, seine Gedanken auszusprechen und das Böse überall was sich vorfindet, zu brandmarken; und dann, sagten wir, ist es ein bürgerliches Verbrechen, das schon seit Jahrhunderten zur Gewohnheit geworden, ein Verbrechen, das in unsern Sitten liegt und keinen Namen hat, das so gang und gäbe ist, daß Viele staunen würden, es als Verbrechen betiteln zu hören.

Es wird begangen, es wird eingestanden. Die heilige Schrift hält die Worte Gottes in sich, welche die-

ses Verbrechen, das ärgste aller Verbrechen nach dem Ausdrucke des Evangeliums, mit Fluch beladen. Aber andererseits würde Malthus eine Tugend darin sehen.

Die ehrbarsten Leute der Welt sagen Euch: Ich will nur ein Kind, nur zwei Kinder; die, welche bis auf drei Kinder gehen, besitzen das Zeugungsorgan in höchster Vollkommenheit.

Aber die Liebe, welche in ihrem Wesen keusch und göttlich ist, wendet sich von diesen Mysterien ab und flieht.

Das Gefühl, welches sich dieser Schande ergeben würde, wäre nicht Liebe.

Herr von Compans wollte nur zwei Kinder. Er hatte zwei Kinder. Da schlich sich Lauheit unter das eheliche Dach.

Indessen waren die zwei Kinder, sanfte, reizende Geschöpfe, ein Band.

Sie starben beide....

Man hatte sich wohl wieder genähert, aber in der Zwischenzeit hatte der Herr Herzog zehn Maitressen gehabt. Die Zahl der Liebhaber seiner Frau kennen wir nicht.

Von nun an war eine Schranke aufgethürmt. Wie viele Stämme erlöschen auf solche Weise!....

Indessen war der Herzog höchst eifersüchtig. Er ließ seine Frau überwachen. Das war ein Stachel. Seine Frau, die satt zu werden begann, wurde von der Gefahr aufgeweckt. Sie verabscheute ihren Gatten, was ein Zeitvertreib ist, sie intriguirte, was beinahe ein Glück ist.

Es war ein Normalhausstand, der Typus eines Hausstandes, dessen Formel Herr Burot und Jungfer Viktorine in sich schloß: den Merkur und die Kammerzofe.

Man stirbt nicht daran. Mit diesem und fünfmalhunderttausend Pfund Einkünften wird man von allen tugendhaften Haushaltungen, die Nichts als ihren Heerd haben, beneidet....

Zu Anfang des Jahres 1822 erfuhr der Herzog, daß eine Familie von Maillepré gesonnen sei, die Ge-

sammtgüter des Herzog Johann als ihr Eigenthum zu erklären und zurückzufordern.

Diese Familie kam über England aus den vereinigten Staaten.

Die Erkundigungen, die Herr von Compans unmittelbar nachher einziehen ließ, gaben ihm die unzweifelhafte Bestätigung, daß diese Maillepré Kinder des Herzogs Johann wären.

Aber zugleich erfuhr er, daß sie beinahe ohne Hülfsquellen sich befänden, und daß ihre Beweistitel und Papiere in einem Schiffbruch verloren gegangen seien.

Herr von Compans beschloß, diese Leute, auf welche er nicht mehr gezählt, zu vernichten.

Sie hatten einen Zufluchtsort in der Bretagne, in der Umgegend von Kergatz, einer Domäne der Maillepré, gefunden, welche gegenwärtig der Herzog innehatte, der damals am Hofe der Bourbons so gut gelitten war, wie unter dem Kaiserreiche bei Napoleon und er es nach 1830 bei der Dynastie der Orleans sein sollte. Er war so stark und jene Leute waren so schwach, daß der Ausgang des Kampfes wahrlich kein zweifelhafter sein konnte.

Der Mann, welcher sie aufgenommen, war ein Bauer der Bretagne, Namens Jean-Marie Biot, dessen Vater sein kleines Pachtgut unter dem Convent gekauft, um es seinem alten Herrn zu erhalten.

Was auch kürzlich ein Romanschreiber, der seine Nebenbuhler um einen Kopf überragt und sein ungemeines Talent daran verschwendet, vorsätzlich die menschliche Natur häßlicher darzustellen, hierüber gesagt haben mag, es gibt dergleichen Bauern in der Bretagne und gewiß auch noch anderswo.

Jean-Marie Biot war Wittwer. Er übergab sein kleines Gut den Händen des Marquis Raoul von Maillepré, wie sein Vater gethan haben würde, und da er keine Familie hatte, widmete er sich ganz seinen Gebietern.

Ihn griff nun Herr von Compans zuerst an.

Die Besitztitel Biots waren vielleicht nicht ganz in

Ordnung. Er hatte wenig Geld, um Prozesse auszuhalten, und der Herzog war ja so reich!

Die Gerichte sprachen zu Gunsten des Herzogs.

Die Maillepré kamen, von Biot begleitet, nach Paris und huben den Hauptprozeß wegen Rückerstattung der Güter des Herzogs Johann an.

Der Marquis hatte James Western, seinem Schwager und Freunde geschrieben, um die in Amerika zurückgebliebenen Beweistitel und Geld zu erhalten.

James Western hatte nur den nach dem Schiffbruch in England geschriebenen Brief empfangen und Geld nach England gesandt!

Erst lange nachher, zu Ende des Jahres 1825, kam ein Brief des Marquis wieder in seine Hände. Er wollte Niemandem das köstliche Depositum anvertrauen und ging selbst über das Meer.

Inzwischen war der Marquis Raoul schon seit mehreren Jahren krank. Er hatte seinen Prozeß in erster Instanz verloren und appellirt. Wir sahen seine Familie in der bei Herrn Polype im Palais-Royal gemietheten Dachstube und wissen, bis zu welchem Grade der Dürftigkeit sie gesunken war.

Und doch, so kräftig wirkt das gute Recht, flößten die Maillepré im Hinsterben Herrn von Compans noch einen eigentlichen Schreck ein.

Mit Hülfe eines jungen Arztes, Josepin genannt, der den Marquis Raoul in seiner Krankheit behandelte, wußte Herr von Compans genau Alles, was in der ärmlichen Stube der Galerie Valois vorging. Er kannte die Hoffnungen des Marquis und zitterte, sie in Erfüllung gehen zu sehen.

Auf seine Anstiftung hin hatte Herr Polype so oft gedroht, einen Sterbenden auszujagen. Er wollte mit diesem Gespenste fertig werden, bevor die erwarteten Papiere und die Hülfe aus Amerika eine fatale Veränderung des Kampfglückes zu bewirken kämen.

Am Nachmittage des Fastnachtdienstags von 1826 benachrichtigte ein Billet Josepins den Herzog, daß die

Maillepré einen Brief aus dem Havre erhalten hätten, der ihnen noch für denselben Abend die Ankunft eines gewissen James Western aus Boston anzeigte, welcher der Familie Alles, was ihr vonnöthen wäre, bringen würde.

Dieses Billet versetzte den Herzog in entsetzliche Angst. Dieser Ankömmling war sein Verderben. Und man trennt sich denn doch nicht so ohne Kampf von einem ungeheuern Vermögen, das man seit seiner Kindheit genossen hat!

Dieser James Western mußte zu Grunde gerichtet oder gewonnen werden.

Und vor Allem mußte man ihn finden.

Das war der Grund zu jener sonderbaren Jagd, welche der Herzog an jenem Abend, an welchem wir ihn zum ersten Mal antrafen, im Palais-Royal anstellte. Er hatte die Ankunft des Havreser Wagens verfehlt und suchte nun auf gut Glück, indem er tausend Ursachen für eine zum Mißlingen hatte....

Sein Zweck war, Western zu folgen, ihn zu überlisten, ihm das anvertraute Depositum gutwillig oder mit Gewalt zu entreißen.

Lieber gutwillig, als mit Gewalt, weil Thätlichkeiten bei unsern Sitten mit zu viel Gefahr verbunden sind.

Carmen kam, seine Absichten zu durchkreuzen. Er ließ Carmen machen. Im schlimmsten Falle war es wenigstens ein Mittel, Western aufzuhalten und den folgenden Tag bliebe Zeit zum Handeln.

Wie man sich denken kann, brachte der Herzog eine unruhige Nacht zu.

Am folgenden Morgen fuhr ein eleganter Tilbury in den Hof seines Hotels. Ein junger Mann, beinahe noch ein Kind, sprang die Stufen der Vortreppe hinauf und sagte zum Kammerdiener des Herzogs, der ihm, die frühe Morgenstunde vorschützend, den Eintritt verweigerte:

„Meldet mich an, sage ich .... unter Verwandten empfängt man sich zu jeder Stunde .... meldet den Herrn Marquis Gaston von Maillepré!.....“
